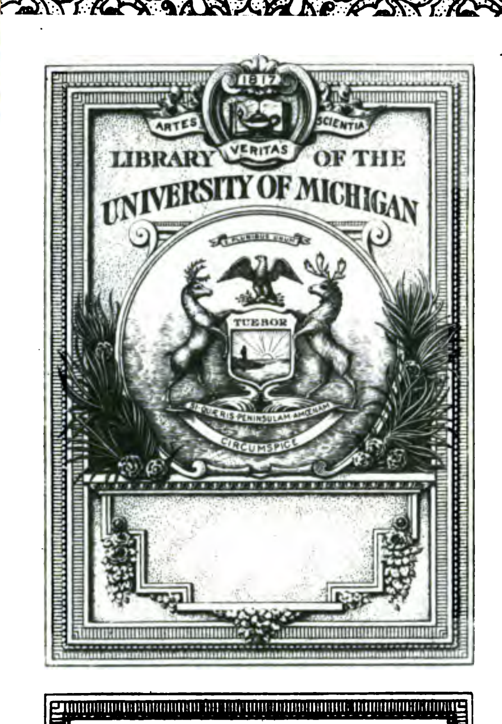

Mantegazza
Physiologie des Schönen
II.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Physiologie des Schönen.

II.



Physiologie des Schönen.

II.

Wörterbuch des Schönen

von

Paul Mantegazza,
Professor der Anthropologie und Senator in Florenz.

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.

Aus dem Italienischen
von
Willy Alexander Kastner.



Jena,
Hermann Costenoble.
1892.

Vorwort.

In seiner Idee nicht ohne Originalität, ist das vorliegende Werk eine freie Ergänzung des früher erschienenen „Epikur, Physiologie des Schönen“. Für die Freunde Mantegazzas bedarf ein neues Werk dieses eigenartigen Schriftstellers und großen Idealisten keiner neuen Empfehlung. Wohl aber bedarf meine Bearbeitungsweise weniger Worte der Erläuterung. Ich habe mich bestrebt, den blühenden, reichen, metaphorischen Stil, der dem Italiener kongenialer ist als uns, dem Geschmacke des deutschen Publikums anzunähern, soweit sich dies mit möglichster Treue der Wiedergabe vereinigen ließ: eine Aufgabe, deren Schwierigkeit der Kenner beurteilen mag. Von den poetischen Citaten habe ich, nach anfänglicher Absicht, alle in dichterischer Übertragung zu geben, nur die italienischen übersetzt, weil erstens Mantegazza selbst die anderssprachigen im Original gebracht hat, und zweitens vorausgesetzt werden durfte, daß bei der allgemeineren Verbreitung der Kenntnis des Englischen und Französischen manchen Lesern das Original willkommener sein würde. Viele der Dichterstellen boten grade durch ihre fragmentarische Gestalt mancherlei Schwierigkeiten, und der Nachdich-

tende würde es oft als eine dankbarere Aufgabe empfunden haben, wenn er etwas Ganzes hätte bieten können, — was ja allerdings gar nicht im Plane dieses Werkes liegen konnte. Einige Citate gebe ich in bereits vorliegenden, als vortrefflich anerkannten Übersetzungen; hier bedeutet also im Texte das (F.) die Übersetzung der Petrarca'schen Sonette von Karl Förster, — (G.) die des Ariosto und Tasso von J. D. Gries, — (St.) die Übersetzung Dantes von Karl Streckfuß. Alle übrigen Nachdichtungen sind von mir. —

Möge denn die enthusiastische Liebe, mit der Mantegazza alle Erscheinungen der Natur aufnimmt, anregend und befruchtend auf viele Gemüter wirken! Eine Wirkung, die besonders in unsrer, der sinnigen Naturbetrachtung sich immer mehr entfremdenden Zeit so äußerst wünschenswert ist. Mantegazza ist immer jung, so auch in diesen kleinen Abhandlungen, die nicht alle der Reihe nach gelesen, sondern je nach Laune und Bedürfnis hier und da wie kleine Stimmungsbilder genossen sein wollen. In den großen, wie in den kleinen, ja in den fast übersehenen Dingen der Natur uns die Schönheit finden zu lehren, das ist gewiß eine der würdigsten Aufgaben des Ästhetikers.

Altenburg i/S., Mai 1892.

Der Übersetzer.

Inhalt.

Achat.

Ich weiß nicht, ob die Angabe des Plinius richtig ist, Achat stamme von dem griechischen Worte Achates, dem Namen eines Flusses in Sizilien, an dessen Ufern dieser Stein zuerst gefunden worden sei. Aber so viel weiß ich, daß der Achat zu den schönsten Steinen gehört, sowohl wegen seiner Härte und der schönen Politur, die er annimmt, als auch wegen der Buntheit seiner Farben, welche bald schichtenweise, bald in geraden oder gewellten Bändern, oder fleckenweise und moosartig angeordnet sind, sodaß sie auf hundert verschiedene Arten unser Auge erfreuen.

Wir sind aus einem elenden Stoffe aufgebaut, der bei der Wärme eines Sonnenstrahls erweicht, sich beim Wehen eines Zephyrs runzelt, bei kaltem Nordwind Risse bekommt; wir sind durchaus mutabile genus; darum bewundern wir alles, was immer schön und glänzend bleibt, trotz der Einwirkung der Zeit. Deswegen bewundern wir so sehr den Achat, mag er zum Petschaft, zum Stockknopf, zur Kamee oder zur Schale

verarbeitet sein; mag er das schöne Kirschrot des Kornelins oder das Orange des Sardoins, das schöne Grün des Chrysopras, das Himmelblau des Saphirins, das Milchweiß des Chalzedons, die zierlichen Streifen des Onyx oder die Flecken des Jaspis zeigen.

Ich weiß sehr wohl, daß mineralogisch der Jaspis vom Achat verschieden ist, aber ästhetisch läßt er sich mit ihm zusammenfassen, denn er besitzt denselben Glanz, dieselbe Härte, dieselbe ewige Unveränderlichkeit.

Wenn ich ein großer Herr wäre und alle meine ästhetischen Gelüste befriedigen könnte, so würde ich meine abgeschnittenen Blumen immer in ein Gefäß von Achat oder Jaspis setzen; es würde einen köstlich harmonischen Anblick abgeben; die zartesten, luftigsten Gewebe der lebenden Pflanze in einem der härtesten Felsen aufbewahrt zu sehen, die die Natur in den Eingeweiden der Erde hervorgebracht hat; das, was einen Tag, vielleicht nur eine Stunde lebt, in einem Gefäße, das Jahrhunderte überdauert.

Und ihr, flüchtige und vergeßliche Menschen, die ihr heute liebt, um morgen zu vergessen, grabt den Namen der Dame eures Herzens in Achat oder Jaspis ein; vielleicht wird die Unveränderlichkeit dieses Stoffes eure Liebe weniger hinfällig oder eure Reue bitterer machen.

In den gewundnen Wegen stiller Höhlen,
Beim leisen Tropfenfall im Grottensaal,
Gefällt dir's, schmucken Zierrat auszubilden,
Muscheln und Pyramiden von Opal.

Du formest Spiegel, jungfräulich Geschmeide
Aus glänzendem Achat, so blank wie Stahl,
Die du sodann als launische Sultanin
Hinunterschleuderst in das tiefe Thal.
Zanella.

Je rapporte, ma sœur, de Rome antique et sainte,
L'albâtre d'un tombeau par les siècles jauni,
Des chapelets d'agate et d'hyacinthe.
Mme. De Girardin.

.... les trépieds d'agate et d'or éblouissants.
Alexandre Soumet.

Adler.

Wenige Sterbliche haben das Glück, den Adler in der Freiheit zu erblicken, aber auch in der Gefangenschaft behält er seine königliche Würde unversehrt bei; immer zeigt er sich als den geborenen Herrscher aller geflügelten Geschöpfe unsres Planeten. Ich habe den größten Geier des Himalaya und den Kondor, den größten Geier der Anden, gesehen, aber keiner von beiden reicht an die Majestät des Adlers heran. Beide sind riesenhaft, aber schwerfällig; sie sind stark, aber doch nur gemeine Totengräber, welche die Toten zerfleischen und die Lebenden fürchten: sie fressen Aas, stinken und überladen sich so mit Fleisch, daß sie Stunden und Tage lang dumm und überfüttert dasitzen.

Auch der Adler ist fleischfressend, aber in der Ökonomie der Natur würde er eher den Namen

verdienen, welchen die Franzosen dem Henker geben: „exécuteur des hautes œuvres.“ Er tötet und verschlingt, aber ohne Grausamkeit, oder wenn er grausam ist, so zeigt er in seiner Wildheit so viel Mut und Stolz, daß man sie ihm verzeiht. Auch den Menschen greift er an, und wenn dieser es wagt, sein Nest zu erklettern und ihm die Jungen zu rauben, so verachtet er jede Gefahr und stürzt sich auf den Räuber.

Der Adler ist schön, von großartiger Schönheit. Ohne glänzende Farben, ohne mit Federbüschen oder eitlen Verzierungen zu prahlen, kleidet er sich in Braun und Schwarz, wie es sich für einen Boten des Todes ziemt, in dem tiefen Bewußtsein seiner gewaltigen Kraft. Auch wenn er ruhig auf einer Felsenspitze oder am Rande eines Abgrunds sitzt, ist er der Ausdruck der bewaffneten Stärke und auf jede Gefahr gefaßt. Er fürchtet nicht, sich sehen zu lassen, und übersieht die ganze Welt da unten zu seinen Füßen, indem er sich mit der ätherischen Luft der Höhen, mit der Weite seines Gesichtskreises berauscht. Flammenden Auges betrachtet er die geflügelten Geschöpfe, welche alle schwächer sind als er selbst, und fürchtet weder Überraschung, noch Hinterhalt. Er weiß, daß er nicht besiegt werden kann, da er von Geburt an zwischen den Stürmen und Blitzen des Himmels lebt.

Bisweilen langweilt er sich auch in dem Schimmer der Gletscher und dem Wolkenmeere; die Alpen, die Anden und der Himalaya sind ihm zu

niedriges Land: dann schwingt er die Flügel und stürzt sich empor in den Himmel, über die Wolken, über die Abgründe; er erreicht Höhen, zu denen kein andres geflügeltes Geschöpf gelangen kann, und auf den starken Schwingen durch den leuchtenden Äther dahinschwebend, glücklich in seiner Einsamkeit und im Gefühl seiner einsamen Höhe, betrachtet er tief unten das Gewimmel des menschlichen Ameisenhaufens und ruft die Sonne an, seine einzige, würdige Schwester.

Nicht umsonst nennen ihn die Dichter den König der Vögel, den König und Herrscher der Luft, den Vogel Jupiters, den königlichen Vogel, den Vogel Ganymed's, den Vogel des Donnerers, den Vogel, welcher den Donner trägt, den Blitz schleudert, den geflügelten Diener des Königs der Götter, des Königs der Welt u. s. w.

Nicht umsonst stellten die Menschen den Adler an die Throne der Mächtigen und wählten ihn zum Feldzeichen ihrer Heere; nicht umsonst trugen die römischen und napoleonischen Adler in ihren Klauen den Ruhm eines Volks und die Eingeweide der Besiegten.

Zur Zeit des Cyrus zierte der Adler die Fahnen der Perser, welche ihn vielleicht zuerst zum Sinnbilde der Größe und Kraft gemacht haben. Der Adler war auch das Emblem der römischen Republik, um mit ihr einst zu verschwinden. Die römischen Adler waren in ältester Zeit von Holz, später von Silber mit goldenen Blitzen in den Klauen. Der

Adler wurde bis zum Untergange der griechischen Kaiser beibehalten. Im Occident verschwand er mit dem Römerreich, erschien dann wieder mit den Karolingern, als diese sich die Krone aufs Haupt setzten.

Carducci vergleicht die Oden Pindar's mit dem Fluge des Adlers:

— in stolzem Adlerflug,
Auf mächt'gen Schwingen ruhig ausgebreitet,
Schwebt er im Mittagsglanz hoch über Markt und Stadt.

Nicht unrichtig wird das Auge des Adlers mit dem Auge des menschlichen Genius verglichen, und Dante sagt von Homer:

Er schwebt, ein Adler, über allen andern.

Corneille „est l'aigle de la France," und „Montesquieu restera dans la postérité l'aigle de son siècle."

Ne sais tu pas encore, homme faible et superbe,
Que l'insecte insensible, enseveli sous l'herbe,
Et l'aigle impérieux, qui plane au haut du ciel,
Rentrent dans le néant aux yeux de l'Eternel?

Voltaire.

Der Adler unter seiner Flügel Gunst
Kann hüten seine Jungen nach Gefallen,
Wenn sie noch nicht verstehn des Fliegens Kunst.
Und wenn der Sturm in ihren Nestern allen
Den andern Vögeln Schrecken bringt und Beben,
Ruhn sie im Schutz der mütterlichen Krallen.

Vincenzo Monti.

Dem Adler gleich, der schon vor Tagesanbruch
Der Alpen höchste Gipfel überfliegt
Und nach der noch verborgnen Sonne späht.

Zanella.

Ainsi l'aigle superbe au séjour du tonnerre
S'élance; et soutenant son vol audacieux,
Semble dire aux mortels: Je suis né sur la terre,
Mais je vis dans les cieux.

Lamartine.

... Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt ....

Goethe.

L'aigle, c'est le génie! oiseau de la tempête
Qui des monts les plus hauts cherche le plus haut faîte,
Dont le cri fier, du jour chante l'ardent réveil;
Qui ne souille jamais sa serre dans la fange,
Et dont l'œil flamboyant incessamment échange
Des éclairs avec le soleil.

Son nid n'est pas un nid de mousse; c'est un aire,
Quelque rocher creusé par un coup de tonnerre,
Quelque brèche d'un pic, épouvantable aux yeux,
Quelque croulant asile, aux flancs des monts sublimes,
Qu'on voit, battu des vents, pendre entre deux abîmes,
Le noir précipice et les cieux.

. . . .

Nid royal! palais sombre, et que d'un flot de neige,
La roulante avalanche en bondissant assiège!
Le génie y nourrit ses fils avec amour,
Et, tournant au soleil leurs yeux remplis de flammes,
Sous son aile de feu couve de jeunes âmes
Qui prendront des ailes un jour!

Victor Hugo.

O Dieu! vois dans les airs! l'aigle éperdu s'élance
Dans l'abîme éclatant des cieux;
Sous les vagues de feu que bat son aile immense,
Il lutte avec les vents, il plane, il se balance;
L'écume du soleil l'enveloppe à nos yeux.

Lamartine.

And above him wheeled and clamoured
The Keneu the great war-eagle,
Sailing round in narrower circles,
Hovering nearer, nearer, nearer.

Longfellow.

. . . so wie der Adler pflegt,
Vor andern Vögeln sicher aufzusteigen,
Der Sonne nahend kühn und unentwegt,
Bis Menschenblicke ihn nicht mehr erreichen.

Torquato Tasso.

Mit feuerfarbnen Strahlen
In krummen Klauen schwebt der Adler hin,
Durch düsteres Gewölke stolz und kühn
Mit seiner Flügel Prahlen,
Und freut des Donners sich, mit welchem auf Typhon
Herniederschmettern hoch Ossa und Pelion.

Vincenzo Monti.

Comme une volée
D'aiglons aguerris
Qu'un bruit de mêlée
A soudain surpris,
Qui battant de l'aile,
Volent pêle-mêle
Autour de leurs nids,
Et loin de leur mère,
La mort dans leur serre,
S'élancent de l'aire
En poussant des cris!

Lamartine.

Je ne vois que l'éther limpide, où rien ne nage,
Excepté l'aigle noir, qui, comme un point obscur,
Semble domir cloué dans l'immobile azur,
Ou qui bercé là-haut sur ses serres obliques,
S'abaisse en décrivant des cercles concentriques,
Lance d'un revers d'aile au soleil en plongeant

De sa plume bronzée un vif regret d'argent.
Et jette en me voyant couché près de son aire,
Un cri d'étonnement où vibre sa colère.

Lamartine.

L'aigle roi des déserts, dédaigne ainsi la plaine;
Il ne veut, comme toi, que des rocs escarpés
Que l'hiver a blanchis, que la foudre a frappés,
Des rivages couverts des débris du naufrage,
Ou des champs tout noircis des restes de carnage:
Et tandis que l'oiseau qui chante ses douleurs
Bâtit au bord des eaux son nid parmi les fleurs,
Lui des sommets d'Athos franchit l'horrible cime,
Suspend au flanc des monts son aire sur l'abîme.
Et là, seul, entouré de membres palpitants,
De rochers d'un sang noir sans cesse dégouttants,
Trouvant sa volupté dans les cris de sa proie,
Bercé par la tempête, il s'endort dans sa joie.

Lamartine.

— Dans le coacle infect où le canard se vautre
Voit-on s'abattre l'aigle altier?
Non, l'aigle vit tout seul sur la plus haute cime,
— Le tonnerre rugit en bas,
L'avalanche s'écrase et roule dans l'abîme;
Le torrent hurle: — il n'entend pas;
Immobile, de l'ongle étreignant quelque pierre,
Quelque bras de pin foudroyé,
Il attache au soleil son grand œil sans paupière,
D'ineffables lueurs noyé.

Th. Gauthier.

Agave und Aloe.

Obgleich diese beiden Pflanzen zu verschiedenen Geschlechtern und selbst Familien gehören, so verwechselt sie doch das Volk und nennt die Agave auch

oft Aloe. Für den Botaniker wäre dies natürlich ein grober Irrtum, aber der Ästhetik gegenüber kommt es nicht darauf an, denn die größern Arten der Aloe sind der gewöhnlichen Agave sehr ähnlich. Die Pflanze, die wir in Italien Aloe nennen, ist aber die Agave Americana, die heutzutage an den Küsten des Mittelmeers heimisch geworden ist; sie wächst da auf unzugänglichen Felsen, wohin sie die Hand des Menschen nicht hätte pflanzen können.

Die Agave ist die Königin der Fettpflanzen, welche auch bei uns in freier Luft gedeihen, und verleiht durch ihr malerisches, höchst originelles Aussehen den Landschaften Liguriens und des Orients einen ganz besondern Charakter. Man male mit aller Meisterschaft des Pinsels und der Palette eine südliche Landschaft: wenn sich keine Agave darin befindet, so fehlt ihr der am meisten charakteristische Zug.

Die Agave läßt sich weder liebkosen noch pflücken; sie läßt sich nicht in Sträußer binden oder in die Sklaverei unsrer Kübel und Gewächshäuser versetzen; sie beharrt in ihrer starren Steifheit, sodaß sie sich kaum von einer Pflanze aus Zink oder Eisen unterscheidet.

Sie muß voller Freiheit genießen, um ihre Schönheit zeigen zu können, und an einer Felsenspalte, am Rande eines Abgrundes, zwischen Meer und Himmel erhebt sie dann ihre fleischigen, blaugrünen Blätter, welche weder vor der Sonnenglut des Sommers, noch vor den Stürmen des Winters ver-

bleichen, an denen der Regen herabrinnt, ohne eine Spur zurückzulassen. Es sind Riesenblätter, oft über zwei Meter lang, die, spitzig und am Boden hingestreckt, oder vielfach zusammengefaltet und gewunden, an die Gestalten der Verdammten Michelangelo's erinnern.

Sie ist eine reizbare, stolze, starke Pflanze, welche sich nicht gern zu andern gesellt, die einsamsten Felsen und Schluchten, die unzugänglichsten Stellen bevorzugt. Sie lebt nur für sich, oder von ihrem eignen, jugendlichen Nachwuchse umgeben, der aber auch schon bereit ist, dem Vorübergehenden, der ihn verletzen würde, sogleich seine scharfen Stacheln und seinen bittern, beißenden Saft entgegenzuhalten.

Wenn die Agave dessen müde geworden ist, Jahre und Jahre lang immer sich selbst gleich zu bleiben, entschließt sie sich plötzlich, zu blühen, und streckt in wenig Tagen einen Sproß, so dick wie ein Mastbaum und mehrere Meter hoch, gen Himmel, und da oben, wohin eine Menschenhand nicht reichen kann, öffnen sich tausend und abertausend grünlichweiße Blüten, die auf einem riesigen Leuchter zu stehen scheinen.

In einen Blumenstrauß würde dieser blühende Baum nicht passen; um ihn zu pflücken, müßte man sich eines Beils bedienen. Dieser Gewalt erliegt die Pflanze und sendet den letzten Gruß ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln zu, welche zu ihren Füßen aufgesproßt sind. Und diese, weniger

undankbar und weniger vergeßlich als der Mensch, hüten noch jahrelang in ihrem Busen die hohe Leuchte, die ihnen geschimmert hat, bis Nordsturm oder Blitz das großartige, auch nach dem Tode noch schöne Skelett herabstürzt.

Das Wort Agave kommt von ἀγαυός, bewundernswert, großartig, prächtig, und Acosta hatte Recht, diese Pflanze „el arbol de las maravilhas“ zu nennen.

Wegen ihrer riesigen Blüte und deren später Entwicklung, von der man irrtümlich annahm, daß sie ein Jahrhundert erfordere, hat man über die Agave viele Gedichte gemacht und auch eine Denkmünze geprägt mit der Umschrift: „Cunctando exsuperat.“

Joachim Nägelein, ein Prediger und Professor, richtete ein hochtrabendes lateinisches Gedicht an „Virum praenobilissimum D. Johannem Magnum Volcamerum,“ in dessen Garten im J. 1726 eine Agave blühte. Aus diesem Gedicht entlehnen wir folgende zwei Verse:

Flos floris flori florem, flos inclyte, flore
Augeat, ut vigeas docta per ora virum.*)

Americana Aloe serpentum morsibus obstat,
Gallica dira lues etiam sanatur eadem.

Durante.

---

*) Dr. Maxim. Rees, Über die Pflege der Botanik in Franken. Rede beim Antritt des Prorektorats der Königl. bayrischen Friedrich-Alexanders-Universität. Erlangen 1884. S. 15, 50.

C'était aux bordes, où les mers du midi
Arrosent l'Aloès de leur flot attiédi.

Lamartine.

Dans le roc calciné sur la dernière rampe
Où le flux vulcanique autrefois s'est tari,
La graine que le vent sur le Gualatieri
Sema, germe, s'accroche et, frêle plante, rampe.

Elle grandit; dans l'ombre où sa racine trempe
Son tronc, buvant la flamme antique s'est nourri.
Et les soleils d'un siècle ont longuement mûri
Le bouton colossal qui fait ployer sa hampe.

Enfin, dans l'air brûlant et qu'il embrase encore
Comme une éruption flamboyante, il éclate
Et le pistil géant lance le pollen d'or.

Et le grand aloès à la fleur écarlate
Pour l'hymen ignoré qu'a rêvé son amour,
Ayant vécu cent ans n'à fleuri qu'un seul jour.

José Maria De Héredia.

Les pins, les aloès, les balsamiques plantes
Chargeaient de leurs senteurs les brises défaillantes.

J. Autran.

In staubig dürren Räumen
Grünt Aloe und Dorngebüsch.

Zanella.

. . . .

Altera et occiduis nobis emergit ab Indis,
Qualis quæ Paduae florea serta dedit.
Illa et majori foliorum corpore surget,
Majori et florens caudice surgit humo.

Erumpit caudex, primis quem quattuor aegre
Complexus digitis strinxeris appositis.*)
. . . .

Akanthus.

Eine europäische kräuterartige Pflanze, welche wir wegen ihrer großen, dunkelgrünen, zierlich ausgezackten Blätter in unsere Gärten aufgenommen haben.

Vielleicht ist es wahr, daß Kallimachus, ein berühmter griechischer Baumeister, das Akanthusblatt in die Architektur einführte und zum schönsten Schmuck des korinthischen Kapitäls machte; aber sicher hat schon vor ihm diese malerische Pflanze das Auge des Griechen und des Lateiners auf sich gezogen, denn sie wuchs auf den Ruinen ihrer Tempel und an feuchten, schattigen Felsen. Unter den Pflanzen mit historischer Physiognomie kann auch ich sie nicht betrachten, ohne die großen ästhetischen Schatten der griechischen Kunst anzurufen.

Voici la fête d'Olympie:
Tressez l'acanthe et le laurier,
Que les dieux confondent l'impie!
Victor Hugo.

Nicht stärkre Fesseln legte der Akanthus
Den Säulen und den Balken an, als die
Uns banden. Ariosto.

---

*) Aus der trefflichen Monographie über die Agave, welche mein Schüler und Freund, Dr. Jacopso Danielli, geschrieben hat. (Studi sull' Agave americana, Firenze 1880, pag. 17.)

Qu'autour du vase pur, trop beau pour la Bacchante
La verveine se mêle à des feuilles d'acanthe.
Theodore de Banville.

J'ai vu sous le grand vase. où s'enroule et s'élance
L'acanthe aux nerfs legers, qui forme la double anse,
J'ai vu . . . . . Jean Aicard

In tiefem Sinnen überlegten sie,
Ob Pallas vielleicht,
Als sie in Hellas mit himmlischem Akanth
Die Säulen zierte, oder als die Bogen
In Rom sie schmückte, wenn mit weißen Rossen
Der Sieger im Triumph heimkehrte,
Ein solches Wunder einst den Künsten eingab.
Foscolo.

Akazie.

Die Robinia, mit welcher uns Amerika durch die Hände Robin's beschenkt hat, ist ein Baum, welcher uns nicht besonders schön vorkommt, weil er überall verbreitet ist, in den Wäldern, längs der Felder und Wege und in den Zäunen. Sie nimmt überall fürlieb, in dürrem Sande, zwischen Trümmern, Scherben und den Ruinen alter Häuser, auch an Eisenbahndämmen, um diese vor Einsturz zu behüten. Mit derselben Gleichgültigkeit gehorcht sie im Gebüsch eines Parkes oder längs der Gartenwege den Launen eines reichen Besitzers und nimmt eine aristokratische Gestalt an; sie ist überall an ihrem Platze. Sie läßt sich durch grausames Beschneiden verstümmeln und giebt sich auch zum Zaune her, welcher das

Feld des armen Bauern beschützt; man weist ihr einen Ehrenplatz in dem fetten Boden eines Parks an, und sie erhebt majestätisch ihre Krone, spendet Schatten und Wohlgeruch für alle, ohne irgendwie ihren vornehmern und ältern Schwestern nachzustehen.

Wenn die Pflanzen auch zu den Beiwörtern der moralischen Welt berechtigt wären, so würde ich sagen, die Robinia sei gutmütig, leichtsinnig, jenen Charakteren ähnlich, welche alles ausgeben, was sie haben, sich allem anpassen, die aber in der Jugend so reichlich blühen, daß ihnen für das Alter nichts übrig bleibt. Und in der That blüht die Robinia so üppig, verzehrt ihre Kraft so sehr in den tausend und abertausend Blütentrauben, mit denen sie sich im Mai schmückt, daß ihr kein Saft übrig bleibt, um auch schöne Früchte hervorzubringen. Eine blühende Akazie ist aber ein wahres Fest für die Augen; so groß ist der Überfluß ihrer Blüten, welche sich häufen, sich auf ihren Stielen zusammendrängen, daß sie fast die Zweige und Blätter verdecken. Es ist ein Regen von Schnee, aber von wohlriechendem Schnee, welcher einen Benzoe-Duft um sich verbreitet.

* * *

An andern Akazien- und Pseudo-Akazienarten ist die Welt sehr reich, und in Südamerika giebt es ganze Wälder von Pflanzen, welche, wenn auch nicht für den Botaniker, so doch für den Laien eine

große Ähnlichkeit mit unsrer Akazie*) besitzen, einer Ausländerin, die wir in den warmen Gärten Liguriens und dem noch wärmern Teile Italiens akklimatisiert haben.

Wie viele andre ihrer Schwestern läßt sie sich nicht streicheln oder liebkosen, denn die Liebkosungen beantwortet sie mit ihren Stacheln und knotigen, rauhen Zweigen. Auch der Demütigung des Spaliers fügt sie sich ungern: sie empört sich und straft den Gärtner mit ihren Dornen.

Wenn sie aber ihre blühenden Zweige mit hundert Goldtropfen bedeckt, wenn sie uns ihre wollüstig zarten Sträuße zu Hunderten darbietet, die man streicheln möchte, wie eine Frauenhand, die duften wie das Haar einer Blondine, dann verzeiht man ihr gern alle ihre Mängel, die Dornen und die ungefügen Zweige. Sie genießt den Ruhm, Blüten hervorzubringen, welche in schneeigen Schlupfwinkeln und in den schönsten Haaren zu leben (ich sage nicht zu sterben, denn sie sterben nie) bestimmt sind und einen Duft verbreiten, welcher nicht in die Ferne reicht, aber Nase und Lippen zu sich heranzieht; dessen ganze Köstlichkeit man erst bei der innigsten Vertraulichkeit, dem zärtlichsten Liebesgeflüster vollkommen genießt.

Wenn die Blumen reden könnten, so wüßte uns

*) Der Verfasser meint die Acacia farnesiana, ital. gaggia, französ. Cassie, welche im Süden zu Parfümeriezwecken angebaut wird. (Anm. d. Übs.)

keine Blume mehr von den Geheimnissen der Gespräche ohne Worte, der Seufzer ohne Schmerz, der Blicke ohne Ziel zu sagen, als die Akazie.

In der argentinischen Republik, in der Provinz Cordoba und in deren Nachbarschaft giebt es Akazien, welche der unsrigen sehr ähnlich sind; aber ihre Blüten sind etwas weniger wohlriechend. In ihrer Blütezeit glaubt man einen goldenen Regen zu sehen, der vom Himmel auf die Bäume, die Sträucher, die Erde gefallen wäre. Und das ist ein edleres Gold als jenes, welches unsere Schreine einschließen: es erzeugt weder Gemeinheit noch Verbrechen und erneuert sich, immer sich selbst gleich, in jedem Frühling.

Es flüstert durch Akazien-Blütenduft
Das große All' mir zu: sie liebt, sie liebt dich!

Carducci.

Volksleere Straßen nun
Schatten umflicht;
Durch die Akazien nur
Schimmert noch Licht.

Zanella.

Verspätet flattern in der Luft die Vögel,
Versteckte Nester in Akazien suchend.

Panzacchi.

Ich schritt dahin beim holden Sternenlicht
Durch blühende Akazien, die so dicht,
Daß kaum mein Fuß den weißen Weg berührte.

De Amicis.

Akazien, die ihr freundlich Schatten gebt
Dem Vorstadtweg mit eurem grünen Laub,
Nicht Zaun, noch Gitter sich um euch erhebt,
Ihr wachst empor in dürrem Sand und Staub.
Als Arme ihr im Reich der Pflanzen lebt,
Jedweder Menschenlaune leicht zum Raub.
Ihr müßt wie die Verstoßenen ertragen
Des Sommers Gluten und der Kälte Plagen.

Giovanni Fanti.

Akazie, sag' mir an, wo du erblüht bist!
Im Gärtchen einer Nonne traut verborgen?
Wo deiner goldnen Blüte zartes Kleid
Mit feinem Tabak fromm bestreut
Ihr Näschen jeden Morgen?

Sag, oder bist du nicht vielmehr entsprossen
Am Fenster meiner Liebsten voller Grazie?
Hat dich da nicht ihr frischer Hauch berührt,
Hat dich da nicht ihr süßer Kuß verführt,
O liebliche Akazie?

Stecchetti.

Wer hätte je gedacht, daß einst wir beide
Zuerst so fremd, und später uns so teuer,
Hier bei Amerikas Robinie,
Selbst fremd, im Schatten eines fremden Baums
Uns finden würden, Thränen zu vergießen.

Alearbo Alearbi.

. . . Der späten Veilchen Wohlgeruch
Beschämte der Akazie süßer Duft.

Zanella.

Confondant les climats, les heures, les saisons
A l'iris se joignait la cassie embaumée.

Mme. de Girardin.

Alabaster.

Ein zarter, weicher Stein, leicht zu polieren und von verschiedener Farbe, der uns aber am schönsten scheint, wenn er milchweiß und halbdurchsichtig ist.

Bei seiner leichten Bearbeitung ist er auch den weniger Reichen zugänglich und übertrifft durch seine Weiße auch den reinsten Marmor. Diese fleckenlose Weiße findet in der Natur keinen andern Nebenbuhler als den Schnee, und wenn er leicht ins Goldige oder Rötliche spielt, kann er sich rühmen, der Haut unsrer Frauen und besonders dem Glanze des weiblichen Busens ähnlich zu sein.

Der Alabaster eignet sich für die Bedürfnisse der kleinen, häuslichen Skulptur; darum macht man daraus Schalen, Vasen, Statuetten und andre Gegenstände, welche zu dem Kleingewerbe der Bildhauerei gehören. Nichts ist schöner als eine Ampel von Alabaster, wenn sie in einem Schlafzimmer oder im Kabinet einer Dame ihre wollüstigen Strahlen herabsendet, welche den lebenden, wogenden Alabaster des Fleisches einer Eva liebkosen.

. . . . Sie erschien wie ein Gebild
Aus Alabaster oder edlem Marmor.

Ariosto.

Le front a des blancheurs mâtes de cire vierge,
Car il est ignorant des choses du malin,
Et l'âme transparaît sous la robe de lin
Comme à travers l'albâtre une flamme de cierge.

Gustave Pradelle.

À voir sur son beau front s'arrondir ses bras blancs,
On croirait voir de loin, dans nos temples croulants,
Une amphore aux anses d'albâtre.

Victor Hugo.

Dans le vase à travers la pâleur de l'albâtre
On voit trembler la lampe....

Sainte-Beuve.

Alpenveilchen (Cyklamen.)

Als ich zum erstenmal das Bedürfnis fühlte, das Alpenveilchen ästhetisch zu taufen, nannte ich es „einen geflügelten Kuß," und solange sich keine bessere, poetischere Bezeichnung findet, werde ich die meine beibehalten.

Ist etwa nicht die purpurne Blüte dieser lieblichen, wohlriechenden Pflanze, dieser Zierde der Hügel und Berge, ein geflügelter Kuß? Betrachtet die Lippen eines Kindes, wenn sie sich runden wie eine frische Kirsche, und sagt mir, ob dieser Mund nicht einem Cyklamen gleicht. Und diese Blüte mit weißen Blättern und rosigem Rand, gleicht sie nicht dem Kuß eines schönen Weibes, der euern Lippen entgegenkommt, getragen von den schneeweißen Flügeln eines Engels?

Auch der Duft des Alpenveilchens paßt zu der Schönheit der Blüte; er ist mild, aber sinnlich, gesund, wie alles, was von den Bergen stammt; er hat etwas Ländliches, als wäre der Geruch der

feuchten Erde und des samtenen Mooses auf eine Blume übergegangen. Die ganze Pflanze ist bescheiden in sich zusammengedrängt, in den Mantel ihrer glänzenden, marmorierten, fast fleischigen Blätter gehüllt.

Das Alpenveilchen scheint zum Wachsen und Blühen die geheimsten Versteckplätze, die malerischsten Felsenspalten, die poetischsten Stellen des Gebirges zu wählen. Es liebt die bescheidene Einsamkeit und erscheint niemals in zahlreichen Familien, in großen Haufen. Es will die reine Gebirgsluft frei einatmen, es haßt das Gedränge der hohen Gräser, der unruhigen Kräuter, die Berührung der Dornbüsche, die offnen Ebenen; aber auch zu kalte und dunkle Schatten sind ihm zuwider. Es liebt das Sonnenlicht, aber dies soll durch Felsen, Steine und umgebende Pflänzchen gemildert sein. Es verbirgt sich unter feuchtem Moos, worin es sich ein Nest baut; von da versendet es seinen süßen Duft, und von da aus wirft es den Kindern und den Liebenden, die es aufsuchen, seine Küsse zu.

Mit seinem bunten Flügel
Stellt nach durch Thal und Hügel
Dem letzten Schmetterling;
Bedächtig euch bemühend,
Sucht immerhin ein Veilchen,
Dort zwischen Steinen blühend,
Purpurne Alpenveilchen.

Zanella.

. . . . . . am Fuß der Felsen,
Mit Farn gekrönt, wächst das Cyclamen,
Duftthauchend.

Alearbi.

Il nous a montré là sa puissance sans bornes:
Il dit au Cyclamen: fleuris sous les pics mornes!

Ed. Grenier.

Amaranth.

Der Name ist schöner, als die Blume; Amaranth bedeutet etwas Unverwelkliches (amaraino), und die Blume dieses Namens, welche gegen Ende des Sommers und im Herbste blüht, zeigt oft groteske Gestalt; aber man verzeiht sie ihr wegen ihrer lebhaft roten Farbe, und weil sie die Pflanze überlebt, die sie hervorgebracht hat.

Wenn man an einem feuchtkalten Novembertage zwischen den Beeten eines Gartens spazieren geht, so glaubt man auf einem Kirchhof zu wandeln, auf soviele gelbe Blätter treten die Füße, soviele Mumien von toten Blumen, soviele entblätterte Bäumchen und verkommene Kräuter rings umher. Aber mitten in dieser Traurigkeit steht der Amaranth allein aufrecht, beweist durch seine roten Kügelchen und blutfarbenen Kämme seine Lebenskraft und scheint die Grausamkeit des Winters herauszufordern, der ihn mit soviel Leichen umgeben hat.

In der Wüste ist auch ein Grashalm ein Gedicht, und auf einem Novemberkirchhof wird selbst der

Amaranth schön, wenn auch von melancholischer Schönheit.

Homer berichtet, bei dem Leichenbegängnis des Achilles seien die Thessalier mit Amaranth bekränzt gewesen; den Alten war diese Blume das Symbol der Unsterblichkeit und daher durch die Hoffnung und den Glauben der Verehrung der Toten geweiht.

Vielleicht wegen des poetischen Namens dieser Pflanze gründete man einst den „goldenen Amaranth“-Orden, der in Toulouse demjenigen Dichter zuerteilt wurde, der die beste Ode bei den „Blumenspielen“ geliefert hatte.

Auch in Schwaben gründete die Königin Christina im J. 1653 den Amaranth-Orden, von mehr galanter, als ritterlicher Bedeutung, zur Erinnerung an einen prächtigen Ball, bei dem sie als Nymphe gekleidet war und den Namen Amaranth trug. Dieser Orden, welcher schon vor dem Ende des 17. Jahrhunderts vergessen war, führte den schönen Wahlspruch „semper idem.“

Die Schattierung von Rot, welche man Amaranth nennt, verdankt ihre Benennung unsrer Blume; Molière machte darüber ein anmutiges Wortspiel, das wir anführen wollen:

Et quand tu vois ce beau carrosse
Où tant d'or se relève en bosse
Qu'il étonne tout le pays,
Et fait pompeusement triompher ma Laïs,

Ne dis plus qu'il est *amarante*,
Dis plutôt qu'il est de ma rente
Fière de ses longs jours, un zéphyr inconstant,
L'amarante a livré son panache éclatant.

Roucher.

Ta louange, dans mes vers
D'amarante couronnée,
N'aura sa fin terminée
Qu'en celle de l'univers.

Ode Malherbe's an Heinrich IV.

Zu deinen Füßen blüht die Lilie,
Die Rose, und unsterblich steht die Blüte
Des Amaranths.

Carducci.

With solemn adoration down they cast
Their crowns, inwoven with amaranth and gold
Immortal amaranth, a flower which once
In Paradise, fast by the tree of life,
Began to bloom, but soon, for man's offence,
To heaven removed, where first it grew, there grows
And flowers aloft; shading the font of life,
And where the river of through midst' of heaven
Rolls o'er Elysian flower her amber stream;
With those that never fade the spirits elect
Bind their resplendent locks, enwreathed with beams.

Milton.

Les œillets enflammés, l'orgueilleuse amarante,
Semblaient tomber du ciel en rosée odorante.

Alexandre Soumet.

Ambrosia.

Nicht um die Ambrosia der Götter handelt es sich hier, sondern um eine zierliche Pflanze, welche an den Küsten unsres adriatischen Meeres wächst und von den Botanikern Ambrosia maritima genannt worden ist.

Zwischen den blaugrünen Salzpflanzen, den stachligen Eryngien und andern Seepflanzen, welche eine so charakteristische Flora ausmachen, findet man auch dieses bescheidene Kraut, welches ohne Hochmut einen so hohen Namen trägt. An seinen zackigen, malerischen Blättern, an seinem aromatischen, angenehmen Geruche könnt ihr es erkennen, auch wenn ihr nicht Botaniker seid. Pflücket einen Zweig davon, atmet seinen Duft ein und hebt ihn unter den Andenken an die Vergangenheit auf.

Einst lud ich in einer prächtigen Mondscheinnacht eine Schar von Freunden und Freundinnen ein, mit mir die Ambrosia an dem sammetweichen Seestrand aufzusuchen, welcher die Bäder von Rimini umgiebt. Und Jünglinge und Knaben, Blondinen und Brünetten zogen zur geheimnisvollen Suche nach der Ambrosia aus. Wer bei so unsicherer Beleuchtung die erste Ambrosiapflanze fände und pflückte, sollte das Recht haben zu küssen, wen er wollte. Keiner von der Gesellschaft war häßlich, keiner boshaft, und keiner fürchtete sich vor der versprochenen Belohnung. Viele zerstachen sich die Hände bei der plötzlichen Berührung des Eryngium,

aber eine Blondine, glücklicher, als die andern, vielleicht weil sie vorher heimlich einigen Unterricht in der Botanik erhalten hatte, entdeckte zuerst die kostbare Pflanze und bekam mit der Ambrosia den ersehnten Kuß, der für sie auch Nektar enthielt.

Viel Poesie und Mystik umgeben die alte Ambrosia der griechischen Mythologie. Sappho spricht davon, wie von einem Getränk, aber Homer macht sie bald zu einer Flüssigkeit, bald zu einem Wohlgeruch. Die Fabel erzählt, sie mache unsterblich und sei neunmal süßer als Honig. Ibykus versichert, nach einem Zitate bei Athenäus, beim Genuß von Honig fühle man den neunten Teil des Vergnügens, wie bei dem Einschlürfen von Ambrosia. Der Scholiast des Kallimachus belehrt uns, Ambrosia sei zum erstenmal dem einen Horne der Ziege Amalthea entströmt, während aus dem andern Nektar floß.

Wo bist du, schöne Muse? ich vermisse
Ambrosiaduft, das Zeichen deiner Nähe,
Hier unter diesen Bäumen, wo ich sitze,
Nach meinem Vaterhaus mich sehnend.

Ugo Foscolo.

Ambrosiaduftende, göttliche Feste,
Mit Nektar gefüllte, bekränzete Becher.

Carducci.

En toi je tomberai, végétale ambroisie,
Grain précieux jété par l'éternel Sémeur,
Pour que de notre amour naisse la poésie
Qui jaillira vers Dieu comme une rare fleur.

Baudelaire.

Que vos heureux destins, les délices du ciel,
Coulent toujours trempés d'ambroisie et de miel.
A. Chénier.

Tu diras la verte savane,
Les hautes herbes des déserts
. . . .
Les fruits de lait et d'ambroisie,
Et les mines de poésie
Dont tu jettes l'or à leurs pieds!
Victor Hugo.

Amethyst.

Heutzutage glaubt niemand mehr an die seltsame Eigenschaft, welche sonst diesem Edelstein zugeschrieben wurde und ihm den Namen gab (Amethystos, einer, der nicht trunken wird), aber jedermann bewundert noch immer seine Schönheit.

Im christlichen Symbolismus bedeutete der Amethyst Bescheidenheit und Demut; er war einer von den zwölf Edelsteinen, welche das Brustschild des Hohen Priesters der Hebräer schmückten, wo er die neunte Stelle einnahm. Die Bischöfe bevorzugen ihn zur Verzierung des bischöflichen Ringes, daher er auch Bischofsstein genannt wird.

Wenn der Amethyst durchsichtig, glänzend und lebhaft violett gefärbt ist, so ist er sehr schön und nimmt sich in Verbindung mit andern Edelsteinen prächtig aus, mag er nun am Armband einer Dame, an einem edlere Steine oder andre Schätze enthaltenden Schreine glänzen, welche dem Herzen teurer

sind als Diamanten. Auch für sich allein eignet sich der Amethyst zu schönen Ketten und Halsbändern, welche jedoch für den Hals älterer Damen besser passen, als für Jungfrauen und Mädchen.

Der Amethyst erinnert mit seinem herrlichen Farbenspiel an das Violettblau der Meereswogen, wenn die Sonne sie von oben beleuchtet und der Sturm sie bewegt.

> Dann fuhren sie mit uns dich in die Grotten
> Vom Amethysten- und Krystallenglanze,
> Wo Form und Elemente ewig wirken
> Im Reigentanze.
>
> Carducci.

Anemone.

Der Name, griechischen Ursprungs, klingt unserm Ohr süß wie Musik und erinnert weniger an den Wind, wie es die Abstammung des Wortes will, als an das Geläute der Alpenherden mit ihren poetischen Glöckchen.

Denn gerade auf den Bergen blühen die Anemonen am schönsten, weiß, gelb oder violettrötlich. Die Anemone montana mit ihren schön dunkelvioletten, sammetartigen Blüten ist eine prächtige Blume, welche während ihres kurzen Lebens in zwei ganz verschiedenen Gestalten auftritt: zuerst als Glocke und Kelch und dann als Stern. Nicht weniger schön als sie ist die Anemone stellaria, welche, voll Ungeduld, in das Leben zu treten, ihre heller violette

Blüte bei den ersten Strahlen des Frühlings erschließt.

Sie ist von ungeduldiger und zäher Lebenskraft, denn an Hügeln und Bergen steht sie vom März bis zum Mai in Blüte. Ihre Blumen fallen nicht aus, wie soviele andere, kurz nachdem sie sich geöffnet haben, sondern dauern möglichst lange und werden dabei immer blasser, zuerst rosa, dann weißlich rosa, zuletzt rein weiß, wie Menschen, die das Alter bleicht. Es ist interessant, an derselben Stelle die Farbenmannigfaltigkeit zu beobachten: jugendliche, lebhaftrote Anemonen umkränzen erwachsene, bleichere, und huldigen ehrfurchtsvoll ihren ergrauten Vätern, welche am Ende ihres hinschwindenden Lebens das Haupt neigen.

Die Anemone hat auch Dichter begeistert, wegen des Mythus, der diese Blume aus dem Blute des Adonis entstehen läßt.

Umsonst nur schmückt Italien sich
Mit frühen Anemonen,
Umsonst die Ähren goldnen Korns
Des Landmanns Müh' belohnen.

Zanella.

Veuve de son amant, quand jadis Cythérée
Mêla ses pleurs au sang de son cher Adonis,
Du sang naquit, dit-on, l'anémone pourprée,
Des pleurs naquirent les soucis.

Constant Dubois.

A peine de son char Vénus voit Adonis,
Dans son sang qui ruisselle en liquides rubis,
Sans vie et sans couleur couché sur la verdure,
Elle se précipite, observe sa blessure,

Arrache ses cheveux, les voiles de son sein,
Le frappe, le meurtrit, et s'écrie: Oh destin!
Enfers qui le cachez dans vos ombres funèbres,
Son nom sera du moins sauvé de vos ténèbres!
Je veux qu'un deuil public, fête de mes douleurs,
Par des pleurs annuels solennise mes pleurs.
Tu naîtras de son sang, belle et tendre anémone.
. . . .
Elle dit; et ce sang qu'un pur nectar arrose,
En humides rubis a paru se gonfler,
Comme on voit sur les flots des bulles d'air s'enfler,
Du nectar teint de sang bientôt on voit éclore,
Une nouvelle fleur que le pourpre colore,
Fleur qui de la grenade imite l'incarnat,
Pareille à la beauté dans son fragile éclat;
Et sa feuille enlevée à sa tige débile,
Du vent qui le fait naître est le jouet mobile.

Desaintange.

Un sourire immortel à la terre accorda
Hyacinthe, anémone et lis, et toutes celles
Qu'Homère fait pleuvoir aux portes de l'Ida.

Sainte-Beuve.

Apfelbaum.

Der Apfelbaum ist einer der schönsten Fruchtbäume, eine der lieblichsten Zierden des Gartens, und in dem großen Fest des Frühlings erfreut er Herz und Sinn.

Geschmückt mit Blüten und früchteschwer, erscheint uns der Apfelbaum immer als ein heilsames und anmutendes Gewächs, welches keinen Anspruch

auf ästhetische Vornehmheit macht, sondern nur dem muntern und einfachen Vergnügen des Volkes dienen will. Er hat stets etwas Ländliches, Kindliches, Haushälterisches an sich, und wenn er alt geworden, trägt er das Ansehen eines rüstigen Greises, welcher zwar sterben kann, aber nichts weniger als krank ist.

Im Frühling bedeckt er sich mit einer Fülle reizender, rotweißer Blüten, gleichsam als ob ein Schwarm von Schmetterlingen sich auf seine Zweige niedergelassen habe, und unser Auge wird nicht müde, sich an dieser frischen Blütenpracht zu erfreuen. Da, wo die weißen und roten Blüten sich vermischen, sich verwirren und zusammenhäufen in dem Überfluß ihrer zarten Blätter, entdeckt man kaum noch hie und da ein wenig von dem grünen jungen Laube. Wer jemals die lachenden Hügel von Niederösterreich durchwandert hat, wenn alle Apfelbäume in Blüte stehen, hat eine der schönsten Scenen der vom Menschen kultivierten Natur bewundert.

Im Spätsommer, wenn der Apfelbaum mit der Glorie seiner schimmernden runden Früchte, gleich den Wangen unsrer Kinder, prunkt, ist er noch schöner als im Frühjahr, und der frische, angenehme Duft all dieser lachenden Gesichtchen zwischen dem Laube erinnert uns an das Aroma jener menschlichen Köpfchen, welche von dem Duft der Gesundheit und Zufriedenheit umhaucht sind.

Wenn die reine Empfindung, die Gesundheit, der herzige Frohsinn der Kindheit einen Geruch hätten, würde es der des Apfels sein, jener Frucht, welche

der Liebling der gemäßigten Zone, des Volkes und der Kindheit ist.

. . . . Des Apfelbaumes Blüten,
Deß holde Frucht die Engel lüstern macht.
Dante.

An einem Zweige hängen, grün und goldig,
Der junge Apfel und der alte, reife.
Torquato Tasso.

Denn im September färben sich
Die weißen Äpfel duftend süß.
Carducci.

Il faut qu'avril jaloux brûle de ses gelées,
Le beau pommier, trop fier de ses fleurs étoilées,
Neige odorante du printemps.
Victor Hugo.

A leurs lèvres de rose il faisait ruisseler
L'ambre des pommes d'or qu'il venait de peler;
Les deux enfants suçaient la goutte qui s'épanche.
Lamartine.

— Telle printemps s'ébat sous les pommiers neigeux
Tel à nos cœurs l'amour se révèle, en ses jeux
Où périssent parfois de blanches fleurs gelées.
Léon Valade.

Les pommiers, bouquets blancs d'étoiles odorantes,
Que le printemps attache à son corsage vert,
A travers l'éclaircie ardente du couvert,
Derrière les troncs fins et les branches mal closes,
Luisent, dans les vergers, auprès des maisons closes.
Albert Mérat.

Je sens rire en moi, blanche et rose,
La floraison d'avril tremblant sur les pommiers.
Georges Lafenestre.

Le pommier, tout blanc,
Dort, clair sur l'azur, comme un rêve
Chaste mais troublant.
Jean Aicard.

Ah! que la jeunesse était blanche!
Je la vois encore,
La fleur du pommier sur la branche
Avec son cœur d'or.

La branche était noire, si vieille!
Blanche était la fleur....
Je n'ai pas revu la pareille:
Divine pâleur!

On y voyait comme un sang rose
Courir en dessous....
Un sang pur, quelle belle chose
Et l'air était doux.
Jean Aicard.

I see thee eager at thy play,
Now shouting to the apples on the tree,
With cheeks as round and red as they.
Longfellow.

Auge und Mund.

Das Auge ist derjenige Teil unsres Körpers, wo in kleinem Raum das Innere des Menschen am besten zur Erscheinung kommt. Kein andres Organ wird von soviel Nerven bedient, keines ist beweglicher, gegen verschiedene Reize empfindlicher, keine Eingangspforte zu unsrem Ich ist geeigneter, die Eindrücke der Außenwelt aufzunehmen, kein andres

Organ ist im stande, mehr Dinge in einem Augenblicke auszudrücken. Als niemals verlöschender Leuchtturm auf der Höhe des Gedankens erleuchtet und verbietet, droht und liebkost es, beredter, als das Wort, wenn es sich bewegt noch beredter, wenn es ruht. Mit seinen Strahlen, seinen Blitzen, mit seiner Phosphoreszenz tötet oder rettet, liebt oder haßt, denkt oder ruht es und faßt in sich alle Kräfte des Geistes, alle Schläge des Herzens, die ganze Sinnlichkeit des Tieres und alle Träume des Menschen zusammen, der ein Gott sein möchte.

In den Sprachen aller gebildeten Völker gebraucht man das Wort Auge, um alles Schönste, Geliebteste und Kostbarste auszudrücken; Sonnenauge, Mädchenauge sind in unsern Sprachen Superlative der Superlative, und umgekehrt hat man, um das Auge zu preisen, die ganze Stufenleiter des Erhabenen und des Lieblichen erstiegen. Man vergleicht es mit dem Blitze, den Sternen, dem Meere, mit allen Edelsteinen und Blumen und nennt „mein Auge“ oder „Stern meines Auges“ die geliebteste Person.

Ich verweise den Leser auf meine Physiognomik und Mimik in Bezug auf das, was die Farbe, Gestalt und Mimik des Auges anbetrifft, und will hier noch einige Bemerkungen hinzufügen, welche sich auf die Ästhetik dieses Mikrokosmus im Makrokosmus beziehen.

Nehmen wir einen idealen Menschen an, von gleicher Schönheit des ganzen Körpers, des Mundes,

der Nase, des Auges, aller Gesichtszüge ohne Ausnahme: so würde doch das Auge bezaubernder sein als alles andre; denn kein andres Organ vermag in sich eine größere Zahl verschiedenartiger, hoher Schönheiten zu vereinigen; kein andres kann uns so viel Licht des Gedankens, so viel Zartheit des Gefühls, so viel Wollust der Liebe versprechen.

Ein schönes Auge ist ein Wechsel, welcher uns in verschiedenen Verfallzeiten alle menschlichen Schätze öffnen kann, von einer erhabenen Lyrik bis zu einer uns entzückenden Liebkosung, von dem Heroismus des Selbstopfers bis zur heilsamen Luft des gesunden Menschenverstandes, von dem Streben nach dem täglichen Brote bis zur höchsten Trunkenheit der Phantasie.

Es giebt Augenblicke im Leben des Mannes und des Weibes, wo sich im Auge allein alles Beste und Schönste zusammendrängt, was man besitzt, wo wir mit unserm Blick begierig alle Ausflüsse der Seele, alle Regungen des Gedankens einsaugen.

Zwei Paar Augen, welche sich betrachten und gegenseitig bewundern, sind zwei Quellen, welche ihre Gewässer wollüstig mischen und aus zwei Bächen einen Fluß machen, der sich verbreitert und alle Felder der menschlichen Natur befruchtet.

Die Schönheiten eines schönen Mundes öffnen uns die Pforte des Harem, aber die des Auges erschließen uns weit die Thore des Gedankens, des Herzens und der Sinne zugleich und überliefern uns den ganzen Mann oder das ganze Weib auf

Gnade und Ungnade. Die ästhetische Besitznahme vermittelst des Mundes liefert uns die Hälfte des Menschen aus, die Besitznahme durch die Augen ist vollständige Übergabe; sie ist die Verschmelzung zweier Heere, welche sich brüderlich die Hand reichen, um nur noch ein einziges Heer zu bilden.

Der Himmel ist das Gewölbe der Welt, und die wechselnden Erscheinungen, welche uns Sonne und Mond, Sterne und Wolken vorführen, sind Bilder von verschiedenartiger, unerschöpflicher Schönheit; aber im Menschenauge, wenn es schön ist, ist ein noch tieferer, noch unendlicherer Himmel, wo Gedanken und Gefühle, Funken des Genius und Aufleuchten von Wollust, Blitze der Willenskraft und Schmachten der Liebe, wo Ironie und Begierde, Zweifel und Glaube, Seligkeit und Verzweiflung, Ekstase und Marter mit einer Schrift von Gold oder Blut, von Finsternis oder Licht alles zur Erscheinung bringen, was in den Abgründen der Natur menschlich ist.

Ein großes Auge ist unter sonst gleichen Umständen immer schöner als ein kleines Auge, denn der Himmel ist um so glänzender, je weiter von ihm der Horizont entfernt ist.

Ein schönes Auge ist oval, leuchtend, von schwarzer, dunkelblauer oder violetter Farbe, niemals grau, oder von ungewissem Farbenton.

Das schönste Auge bedeckt seine erhabene Nacktheit mit einem Schleier langer Wimpern und ist gekrönt von einem Bogen dichter, weicher Augen-

brauen. Auch die Sonne, um bewundert werden zu können, muß die Dämmerungen als Wimpern und Brauen haben.

Wenn Petrucchio von Katharina sagt, sie gleiche einer im Morgentau gebadeten Rose, so macht er ihr ein Kompliment; aber wenn der persische Dichter ein im Tau gebadetes Veilchen mit den blauen Augen eines weinenden, schönen Mädchens vergleicht, so macht er dem Veilchen ein Kompliment. (Finck.)

Das menschliche Auge ist das schönste der erschaffenen Dinge.

Ein schönes Auge wird doppelt schön, wenn es im Zorn funkelt oder von Wollust oder Begeisterung, Ehrgeiz oder Zärtlichkeit leuchtet.

Wenn an einem schon durch Größe, Farbe und Glanz schönen Auge der äußere Winkel etwas tiefer liegt, als der innere, so wird seine Schönheit noch durch einen besonderen, seltenen und reizenden Zug hervorgehoben.

Das blaue Auge ist sanfter, zarter, himmlischer als das schwarze.

Das schwarze Auge ist leidenschaftlicher, sinnlicher, schrecklicher, verführerischer.

Das erstere gehört dem Paradiese an, das zweite kann Himmel, Erde und Hölle durcheinander mischen und daraus ein Chaos machen, worin alle Abgründe der Höhe und Tiefe, alle Idealismen und alle Trunkenheiten in einander verschwimmen.

Man kann mit vieler Kunst die Schrift eines Menschen, man kann seine Stimme, seine Gesten,

seine Bewegungen nachahmen, aber niemals den Blick eines andern, denn das Auge ist die Person, es ist das Ich des Ichs.*)

Nächst dem Auge ist der Mund der wichtigste Zug im menschlichen Antlitz, denn er ist beweglich; er ist das große mimische Zentrum des Herzens, der Wollust und der Rede, denn er kann uns eine ganze Sammlung der verschiedenartigsten Schönheiten aufweisen.

Auch in betreff des Mundes verweise ich, für alles, was den Ausdruck seiner Bewegungen betrifft, auf mein schon zitiertes Buch. Die dort gesammelten Beobachtungen sollen durch folgende ästhetische Bemerkungen vervollständigt werden.

Um schön zu sein, darf der Mund weder zu groß, noch zu klein sein; aber das erstere ist entschieden viel häßlicher als das zweite.

Ein übermäßig großer Mund giebt dem menschlichen Gesichte einen Zug von tierischer Roheit und nimmt seinen Bewegungen alle Anmut. Ein allzukleiner Mund ist lächerlich, weil er nicht zur normalen Symmetrie der andern Züge stimmt und dem Gesicht einen kindischen Ausdruck giebt.

Ein schöner Mund muß lebhaft rosenrote, mäßig fleischige Lippen haben; wenn er sich öffnet, muß er schön weiße, regelmäßige, vollkommen gesunde Zähne

---

*) Man sehe die beiden schönen Arbeiten von Magnus: „Die Sprache der Augen" und „Das Auge in ästhetischer und geschichtlicher Hinsicht."

sehen lassen. Die Oberlippe muß wie ein gespannter Bogen gestaltet sein, die Unterlippe muß im Mittelpunkte sanft anschwellen, so daß man an eine Erdbeere oder an ein Rosenknöspchen erinnert wird. Jedenfalls muß sie dicker sein als die Oberlippe.

Beim Weibe muß der Mund, um vollkommen schön zu sein, eine ganz feine Behaarung besitzen, beim Manne muß er in den männlichen Rahmen des Schnurr- und Kinnbarts gefaßt sein.

Eine der größten Schönheiten eines schönen Mundes ist der Gegensatz zwischen lebhaft purpurroten Lippen und schneeweißen Zähnen, und da man beides zugleich sieht, wenn der Mund lacht, wie der englische Dichter vortrefflich sagt:

. . . . Lilies married to the rose
Have made her cheek the nuptial bed;
Her lips betray their virgin red,
As they only blushed for this,
That they one another kiss.

so zeigt sich uns dann eines der schönsten Bilder menschlicher Ästhetik.

Ein schöner Mund steht der Nase weder zu nahe noch zu fern.

Auch in Ruhe und geschlossen hat der Mund einen potentiellen Ausdruck, den wir, ohne es zu wollen, zu verstehen suchen, und wenn er am schönsten ist, so drückt er die Morgenröte eines Lächelns aus.

Wenn in einem Menschengesicht Auge und Mund zugleich lächeln, so erblicken wir ein Bild von überraschender Schönheit, denn dann kommt uns der

zarteste Ausdruck der Güte, der Liebe, der Wollust entgegen und beseligt Herz und Sinne.

Das Licht, welches aus unsern Augen ausströmt, ist Gedanke, Genius, Wille, Thatkraft. Der Hauch, welcher von zwei rosigen, lächelnden Lippen ausgeht, ist Parfüm des Herzens, Sehnsucht nach Küssen und Liebkosungen; er ist der Ausfluß einer Seele, welche nach einer andern verlangt, um die Fackel des Lebens wieder anzuzünden.

Ein schönes Auge kann man bewundern, ohne es zu lieben, aber es ist unmöglich, einen schönen Mund zu sehen, ohne ihn zu begehren, denn er ist der Vorhof zum Tempel der Liebe, und die Wollust erzieht in ihm ihre duftreichsten, liebsten Blumen.

Das Auge steht höher auf der Stufenleiter der menschlichen Elemente; der Mund ist dem Herzen näher, es ist fast ein Eingeweide, wie ich es in meiner „Physiognomik und Mimik“ schon gezeigt habe. In dem Auge ist die Kraft größer, im Munde die Sinnlichkeit; dort ist mehr Licht, hier mehr Blut, mehr Wärme, mehr Leben.

Man kann gut sein mit sehr häßlichen Augen, aber man kann es niemals mit einem häßlichen Munde sein, welcher nicht lächelt, nicht das Rot der Lippen zeigt, sondern diese krampfhaft gegen die Zähne drängt.

Die griechische Mythologie, welche dem Amor einen gespannten, immer schußbereiten Bogen in die Hand giebt, muß das wunderbare Bild des menschlichen Mundes im Sinne gehabt haben, welcher

Küsse verspricht und zuwirft und uns da verwundet, wo immer ein Verlangen, eine Antwort auf eine Liebessehnsucht bereit liegt.

Schöne Zähne genügen nicht, um einen Mund schön zu machen, aber wenn sie häßlich sind, so ist der Mund niemals schön.

Der Mund kann nicht schön sein, ohne auf einem schönen Kinne zu ruhen, welches, wenn auch nicht genau genommen, anatomisch, doch ästhetisch einen Teil desselben ausmacht.

Um schön zu sein, muß das Kinn rundlich sein, weder zu lang, noch zu stark hervorstehend, noch zurücktretend oder zu klein; seine Basis darf nicht breit sein.

Sehr schön ist ein Mund, welcher durch ein kleines Grübchen im Kinn hervorgehoben wird. Dann scheint das Lächeln der Lippen dauernd und tiefer, und die Verheißungen der Güte treten reiner hervor.

Bach.

Der Bach verhält sich zum Flusse, wie der See zum Meere, wie der Hügel zum Berge, wie das Anmutige zum Erhabenen. Zu klein, um Furcht einzuflößen, zu geschwätzig, um uns melancholisch werden zu lassen, ist er immer vergnügt und ladet uns zum Ausruhen und Lieben ein, aber nicht zum traurigen Nachdenken über den Gang der menschlichen und göttlichen Dinge.

Einen richtigen Bach muß man mit nackten Füßen durchwaten oder auf einer improvisierten Brücke von zwei oder drei Steinen überschreiten, ja, wenn man kräftige Beine hat, in einem Satze überspringen können. Er muß ganz klares Wasser haben, über glatte Steinchen oder weichen Sand fließen; Fische können fehlen, aber wohlriechende Kräuter, bunte Blumen und Moos müssen seine Ufer einfassen. Der Sonnenschein muß das Wasser bis auf den Grund durchleuchten, um jeden Kiesel einen farbigen Kreis zeichnen und den Sand des Bodens mit Gold bestreuen.

Ein Fluß ist ein schönes Weib, ein Bach ein niedliches Mädchen, zwischen Kind und Jungfrau, das man ohne Sünde und ohne Feuersgefahr küssen, am Kinn fassen und als Kind behandeln kann. Der Bach verhält sich zum Flusse wie Ziselierarbeit zur Skulptur, wie Alabaster zur Bronze. Er ist ein zierliches, anmutiges Niello, welches das Wasser in das Gewebe der Wälder, in die Wiesen, in die Felsen des Gebirges eingräbt. Seine Schönheit beruht besonders auf seiner Beweglichkeit, welche je launenhafter, desto verführerischer ist. Er kann sich erweitern und verengern, plötzlich verschwinden und ein wenig weiterhin wieder erscheinen, und dabei immer lustig plaudern. Er kann sich springend in Wasserfällen herabstürzen und sich zwischen Moos und Binsen in hundert kleine Arme teilen, und dabei immer lustig, immer leichtsinnig, immer liebenswürdig sein.

Die Bäche führen nur selten den Flüssen, in die sie sich ergießen, einen Tribut von Blut und Thränen zu, aber wenn sie da angelangt sind, verschwinden sie in der unvermeidlichen, gleichgültigen Woge, welche sie verschlingt. So tauchen die harmlosen, leichsinnigen Freuden der Kindheit in dem Flusse des Lebens unter, welches haßt und liebt, verachtet und tötet.

Man sieht ihn nicht, sein Rauschen nur verrät ihn,
Den Bach, der hier herabfließt, durch die Spalte
Des Felsens, die er selber sich genagt,
Gewundnen Laufs und bei geringem Fall.

Dante.

So wie der Bergstrom, den ein langer Regen,
Geschmolzner Schnee verwegen stolz gemacht,
Daß er vernichtend durch der Felder Segen,
Und über Fels und Bäume braust und kracht:
Bald kommt die Zeit, da wird sein Stolz sich legen,
Von ihm genommen wird die wilde Macht,
Und seiner seichten Wellen sanftes Gleiten,
Kann leicht ein Weib, ein Kind selbst überschreiten.

Ariosto.

Nicht weit von mir floß durch die frischen Auen
Ein irrend Bächlein hin, so klar und licht,
So spiegelrein, daß du in ihm kannst schauen
Wie in Krystall dein eignes Angesicht,
Und saftges Laub umschattet seine blauen,
Eiskühlen Flüsterwellen wirr uud dicht;
So schlängelt er sich durch das Grün und zieht
Dahin mit seinem leisen Murmellied.

Fulvio Tosti.

Die Felsen grünen schon; es hängt die Kette
Von Busch und Wäldern um die blauen Höhn,
Und tiefer zwischen Steinen um die Wette
Kannst du die Murmelbäche hüpfen sehn,
Die dann in ihrer Ufer Blumenbette
Mit sanftern Wellen durch die Fluren gehn.
Und schnell kommt durst'ges Volk herbeigezogen,
Sich zu erquicken an den klaren Wogen.

Monti.

Auf Bitten der Nymphen
Kam Affriko, ein lustger Bach, herbei,
Vom Berg hernieder eilend, stürzt' er sich
In diesen kühlen See, den du von Eichen,
Fruchtbäumen und Weinstöcken, reichbekränzt
Hier vor dir siehst.

Foscolo.

Qu'un ruisseau passe auprès de tes fleurs éphémères,
Comme entre les doux soins et les tendres chimères
Passent l'espérance et l'amour.

Victor Hugo.

Oh! que j'aime bien mieux dans mon pré le ruisseau
Qui murmure voilé sous les fleurs du berceau,
Qu'un fleuve résonnant dans un grand paysage!

Sainte-Beuve.

Quand le sentier qui monte aux cimes est rapide
Bien souvent, fatigués du soleil, nous aimons
Boire au petit ruisseau tamisé par les monts!

Victor Hugo.

Torrent pyrénéen, né d'une source pure
Loin des champs asservis où rampent les ruisseaux,
Quel charme ont pour les yeux et les lèvres tes eaux
Où nul contact humain n'a laissé de souillure!

Des sapins et du ciel reflétant les couleurs,
Tu retrempes la vie en un flot d'espérance;
Ta fougue et ton tumulte enchantent les douleurs.
Sully Prudhomme.

La pluie a versé ses ondées;
Le ciel reprend son bleu changeant;
Les terres luisent fécondées
Comme sous un réseau d'argent.
Le petit ruisseau de la plaine,
Pour une heure enflé roule et traîne
Brins d'herbe, lézards endormis,
Court, et précipitant son onde
Du haut d'un caillou qu'il inonde,
Fait des Niagara aux fourmis..
Victor Hugo.

Comme deux clairs ruisseaux qui coulent dans les prés,
Par un étroit rivage en coulant séparés,
Réfléchissant chacun dans leur onde diverse
Leurs bords, leur firmament et ce qui les traverse,
Si, par un jour d'été, la bêche des pasteurs
Fait écrouler entre eux la muraille des fleurs,
Leur onde emprisonnée et leurs flots qui s'appellent,
L'un vers l'autre attirés, s'étendent et se mêlent,
Sous leur commun cristal ils effacent leur bord,
Leur course au même pas n'a plus qu'un seul accord;
Et comme pour leur lit il n'est plus qu'un rivage,
Dans leur vogue mêlée il n'est plus qu'une image.
Lamartine.

Une verte pente
Trace les sentiers
Du flot qui serpente
Sous les noisetiers;

L'écluse champêtre
L'arrête au niveau,
Et de la fenêtre
La main touche l'eau.

Lamartine.

Berg — Thal.

Der Geograph, der Astronom mögen uns wiederholen, so oft sie wollen, daß die Gebirge sich im Verhältnis nicht höher von der Ebene unsers Planeten erheben als die kleinen Warzen einer Pomeranzenschale, — wir, armselige Ameisen, die wir in Scharen oder allein zwischen diesen Warzen und auf dieser Schale umherirren, sehen die Berge als gigantische Erhebungen der Erde an, welche hoch wie sie selbst unsere Blicke und unsere Gedanken emporrichten.

In einem späteren Abschnitt werde ich versuchen, die ersten Umrisse der Ästhetik der Hügel zu zeichnen, und jener Artikel wird dazu beitragen, die Schönheiten der Berge zu verstehen. Unter diesen giebt es einige so niedrige, daß sie, wenn auch nicht mehr Hügel, so doch noch nicht Gebirge genannt werden können, und auf deren Abhängen man hinaufsteigt zu den Alpen, den Cordilleren, dem Himalaya. Ich habe diese drei großen Höhenzüge gesehen, welche das Skelett von Europa, von Amerika und von Asien bilden, und habe tausend und eine Schönheit bewundert, welche sich ohne Verwirrung zusammen-

drängen, ohne Launen abwechseln, ja welche unsere Bewunderung ermüden. Die Cordilleren besitzen erhabene Gipfel, und ihre Abhänge sind mit den schönsten Wäldern des Erdballs geschmückt. Der Himalaya übertrifft an Höhe die Alpen und Cordilleren, zwingt unser Auge, neue Stellungen zu seiner Bewunderung zu finden, läßt uns das Haupt erheben, als gelte es die Sterne zu betrachten; aber wenn mich die Sohnesliebe nicht parteiisch macht, so sind die Alpen das herrlichste Gebirge der Welt; ich glaube das schon in meiner „Reise in Indien“ ausgesprochen zu haben.

Die Alpen besitzen alle Schönheiten des Gebirges, von den geschwungenen Kurven der Hügel bis zu den drohenden Zacken der gezahnten Profile; von den sanften Linien eines weiblichen Körpers bis zu den scharfen Spitzen, die mitten in die Hochebene hingepflanzt sind und wie drohende Dolche den Himmel herausfordern.

Unsere Alpen sind die großartigste Schöpfung der Natur, welche, indem sie sie als ein heiliges Diadem an die Stirn Italiens setzte, dies zum schönsten Lande Europas weihen wollte, als das Vaterland der Künste und die Heimat der schönen Dinge.

Am Fuße des Gebirges von grünenden Kastanien- und Buchenhügeln umgürtet, kleiden sie sich höher hinauf mit einem stachligen und rauhen Gewande von Lärchen und Tannen, bis sie endlich am Fuße der Gletscher den Mantel der buntfarbigen Wiesen

ausbreiten, lachend von Genzianen, Vergißmeinnicht, weißen Rosaceen und Hahnenfuß. Und die ewigen Gletscher in ihrer leuchtenden Weiße erscheinen wie silbernes Haar, das jene ehrwürdigen Greise krönt, welche unbewegt zu ihren Füßen soviele in den Abgrund der Vergangenheit versunkene Jahrhunderte vorüberziehen sahen, soviele in den Blättern der Geschichte begrabene Völker, soviele Ströme brüderlichen und fremden Blutes, das die von ihren fruchtbaren Abhängen herniederkommenden Flüsse gerötet.

Die Kette unserer Alpen ist der vornehmste Ruhm unseres Landes, und wenn Italien im Sonnenglanze sich in dem doppelten Becken des Mittelländischen und Adriatischen Meeres badet, muß jene Aureole von Eis um das Haupt des Gebirges sogar jene Geschöpfe mit Liebe erfüllen, die vielleicht von einem andern Planeten aus unser Land betrachten und bewundern.

* * *

Wenn wir vom Gesange der Begeisterung zur Prosa der Wissenschaft hinabsteigen, finden wir, daß der erste Grund des Zaubers, den die Berge auf uns ausüben, die große Verschiedenheit von Empfindungen ist, die sie auch in einem noch so beschränkten Horizonte hervorrufen. Nichts bildet einen schöneren Kontrast mit der Monotonie der Ebene als die kühne oder sanfte, unterbrochene oder fortlaufende Kette der Berge. Schatten und Halbschatten, kahle und bewaldete Felsen, Wiesen und Wasserfälle, Dörfer

und Burgen, jedes Grün der Pflanzenwelt und jedes Braun des Gesteins lösen einander ab, vereinigen und verflechten sich, wodurch aus einer einzigen großen Landschaft hundert kleinere geschaffen werden, die sich aneinanderfügen wie die kostbaren Steine in einer Mosaik.

Der Mensch, der ein Gebirge sieht, zollt ihm zunächst Bewunderung, dann umfaßt er es mit seinem Wunsch, und der Alpinismus ist in der Seele des ersten Menschen entstanden, welcher, kräftig an Muskeln und jung an Jahren, von der Ebene aus einen Bergesgipfel gewahrte, der sich einen Ausgang bahnte in den Himmelsraum.

Wie der Bewohner der Küste, der jahrelang die blaue Woge des Meeres nicht zu sehen bekam, von ihr träumt und sie mit wildem Heimweh ersehnt, so träumt der für lange Zeit in die Ebene verbannte Gebirgsbewohner von seinen Bergen und sehnt sich nach ihnen mit der Manie eines Kranken. Der eine wie der andre dürsten nach Gefühlen, wie sie ein immer bewegliches Element wie das Meer oder die reichen Schönheiten des Gebirges erregen. Es sind zwei Notleidende, die vom Reichtum, zwei Verhungernde, die von den Gastmählern des Lucullus träumen, an denen sie von Kindheit an teilgenommen.

Eine Bergkette ist ein von der Natur geschaffenes Museum, welches auf einem Punkte unseres Planeten eine Fülle von Schönheiten vereinigt; wie in Norwegen z. B. die Gletscher bis ins Meer hinabreichen, sodaß wir mit unsern Augen die beiden ästhetischen

Pole der Erde sich begegnen sehen, die wir stets getrennt und weit von einander entfernt zu sehen gewohnt sind. Ein Alpinist, der zugleich Poet und Naturfreund wäre, könnte uns in einer Ästhetik der Berge mehr als die Hälfte der Wissenschaft des Schönen geben; denn an den Bergen sehen wir das Anmutige mit dem Erhabenen wechseln, das Furchtbare und Schreckliche mit dem Sanften, und das Umbiegen auf einem Pfade oder das Erklimmen eines Grates genügt, um in einem Augenblick das Panorama zu verändern. Man sieht von der Höhe die Ebene und die Seen, die Wiesenmatten und das dichte Buschwerk der Wälder, die niedrigeren Ketten der Hügel und noch tiefer liegender Berge, die einander folgen wie die Wogen eines in der Stunde des Sturmes versteinerten Meeres: all dieses breitet zu unsern Füßen eine solche Unendlichkeit von Perspektiven aus, öffnet vor unsern Augen so schwindelnde Abgrundstiefen, daß das Herz voll hoher Bewunderung schlägt. Das Übermächtige und das Schöne vereinigen sich, um uns eine der erhabensten Ekstasen zu schenken, deren der Mensch fähig ist.

* * *

Gewiß nicht das letzte der Bilder, die uns die Gallerie des Gebirges darbietet, ist das Thal, dessen Kurven so edel, so schmiegsam sein können, daß sie uns an die Wellenlinien des menschlichen Körpers erinnern. Ein anderes Mal wieder können sie so

malerisch sein, daß sie wie durch die Künste der Civilisation hervorgebrachte Schluchten und Abgründe erscheinen.

Die Thäler sind sozusagen wahre „Entreacts" zwischen zwei Aufzügen eines ergreifenden Schauspiels, indem sie das Auge von der angestrengten Betrachtung der erhabenen Schönheiten der Gebirge ausruhen lassen: als gastliche Oasen sind sie hier und dort zwischen den wild zerklüfteten Bergen, den todbringenden Abstürzen, den geheimnisvollen Gletschern ausgebreitet. Und wir werden, nachdem wir in den Höhen die Wonnen des Adlers gekostet, mit einem einzigen Niederblick der Augen zu sanftmütigen Lämmern, welche das weiche Gras der Wiesen weiden; nachdem das Auge sich unter brausenden und schäumenden Wildbächen verirrt, die dem Innern der Gletscher entströmen, lassen wir es ausruhen auf der plätschernden Silberwelle, welche das Gras der Thäler badet und die vom Alpenbewohner bestellten Felder befruchtet. Indem so unser Blick in kurzen Zwischenräumen vom Erhabenen zum Anmutigen, vom Höchsten bis zum Tiefsten schweift, genießen wir in einem Atemzuge die ganze unendliche Harmonie der Natur.

Wenn ich die Alpen sehe,
Dann fühl' ich in der Seele tief
Der wilden Klage und des Zornes Wehe;
Denn die Natur hat diese Wand
Mit trotz'gen Erkern droben
Zum Schutz Ausonias nur umsonst erhoben.

— — — — — — — — — — — — — —

Du aber, großer Berg, nicht zu erreichen
Von Menschengroll und Menschenneid,
Trägst nicht an dir von grausem Frevel Zeichen,
Und fleckenlos Jahrhunderten
Zeigst du der Stirne Machtgebot
Wie in der ersten Jugend Morgenrot.

In deine eisigen Schrecken
Kommt nie ein Zephirflüsterhauch,
Mit Blumen und mit Gräsern sich zu necken;
Der wilde Sturm allein
Jagt über deiner Joche Höh'
Im unerschöpften Wirbel ew'gen Schnee.

Regaldi.

Salut, brillants sommets, champs de neige et de glace
Vous qui d'aucun mortel n'avez gardé la trace,
Vous que le regard même aborde avec effroi,
Et qui n'avez souffert que les aigles et moi!
Œuvres du premier jour, augustes pyramides
Que Dieu même affermit sur vos bases solides,
Confins de l'univers, qui depuis ce grand jour
N'avez jamais changé de forme et de contour,
Le nuage en grondant parcourt en vain vos cimes,
Le fleuve en vain grossi sillonne vos abîmes,
La foudre frappe en vain votre front endurci:
Votre front solennel, un moment obscurci,
Sur nous, comme la nuit, versant son ombre obscure,
Et laissant pendre au loin sa noire chevelure,
Semble, toujours vainqueur du choc qui l'ébranla,
Au Dieu qui l'a fondé dire encore: „Me voilà!"

Lamartine.

Là, le gouffre tonnant où le glacier se verse,
Et qu'à travers la mort le pont du roc traverse;
Ici ces pics glacés qui ne fondent jamais,
L'entouraient à demi de leurs neigeux sommets,

Et plus bas, à l'endroit où son lit qui serpente
Semble au penchant des monts vouloir unir la pente
Le rocher tout à coup l'arrête et le retient,
Et d'un escarpement dans les airs le soutient;
Sur ses parois, polis par l'égout des ravines,
Nulle herbe, nulle fleur ne pend par les racines;
Et la voix des bergers, qu'on voit à peine en bas,
Se perd dans la distance et n'y parvient pas.
A l'abri de ces flots, de ces rocs, de ces neiges,
Ne craignant des mortels ni suprise, ni pièges,
Je trouve comme l'aigle, en mon aire élevé,
Tout ce que le désir d'un poëte eut rêvé.

Lamartine.

Montagne à la cime voilée,
Pourquoi vas-tu chercher si haut,
Au fond de la voûte étoilée
Des autans l'éternel assaut?

Des sommets triste privilège!
Tu souffres les âpres climats,
Tu reçois la foudre et la neige,
Pendant que l'été germe en bas.

A tes pieds s'endort sous la feuille,
A l'ombre de tes vastes flancs
La vallée où le lac recueille
L'onde des glaciers ruisselants.

Tu t'enveloppes de mystère,
Tu te tiens dans un demi-jour,
Comme un appas nu de la terre
Que couvre ton jaloux amour.

Lamartine.

Avec leurs grands sommets, leurs glaces éternelles,
Par un soleil d'été que les Alpes sont belles!

Tout dans leurs frais vallons sert à nous enchanter,
La verdure, les eaux, les bois, les fleurs nouvelles.
Heureux qui sur ces bords peut longtemps s'arrêter !
Heureux qui les revoit, s'il a pu les quitter !

Alexandre Guiraud.

Wie der Hauch des leichten, flücht'gen,
Sanft vorüberziehenden Windes,
Der herabkommt von dem Felsen,
Träge und im Seufzerton,
Durch die nächtlich düstern Schatten,
Um sich endlich zu verlieren
In dem Thale dumpf und still.

Monti.

Flüsse wohl sah ich in üppigen Fluren,
See'n, die an blühenden Hügeln geblaut,
Uralte Städte, ruhmreiche Burgen,
Die zu Italiens Ehre erbaut.

Aber der heiligste, schönste Gedanke,
Den meines Lebens Wünsche genährt,
Ist das Gedenken des Thales der Heimat;
Ihm hat sich keusch meine Liebe bewährt.

Regaldi.

Oui, c'est bien le vallon ! le vallon calme et sombre !
Ici l'été plus frais s'épanouit à l'ombre.
Ici durent longtemps les fleurs qui durent peu.
Ici l'âme contemple, écoute, adore, aspire,
Et prend pitié du monde étroit et fol empire
Où l'homme tous les jours fait moins de place à Dieu.

Victor Hugo.

Vallon! j'ai bien souvent laissé dans ta prairie
Comme une eau mourante, errer ma rêverie;
Je n'oublierai jamais ces fugitifs instants,
Ton souvenir sera dans mon âme attendrie
Comme un son triste et doux.

Victor Hugo.

Heureux qui peut au sein du vallon solitaire,
Naître, vivre et mourir dans le champ paternel!
Il ne connaît rien de la terre,
Et ne voit jamais que le ciel!

Victor Hugo.

O vallons paternels! doux champs! humble chaumière
Au bord penchant des bois suspendue aux coteaux,
Dont l'humble toit caché sous les touffes de lierre
Ressemble au nid sous les rameaux.

Lamartine.

Voici l'étroit sentier de l'obscure vallée:
Du flanc de ces coteaux pendent des bois épais,
Qui, courbant sur mon front leur ombre entremêlée
Me couvrent tout entier de silence et de paix.

Lamartine.

Ceinte de coteaux verts où le ciel bleu finit,
Loin du poudreux sillon des routes isolée,
Tout ombre et tout fraîcheur, la petite vallée
S'enfonce, hospitalière et molle comme un nid.

Léon Valade.

Au fond du bois, à gauche, il est une vallée
Longue, étroite; à l'entour, de peupliers voilée;
Loin des sentiers battus; à peine du chasseur
Connue et du berger; l'herbe en son épaisseur
N'agite sous vos pas couleuvre ni vipère;
A toute heure, au mois d'août, un zéphir y tempère,

A l'ombre des rameaux, les cuisantes chaleurs
Qui sèchent le gazon et font mourir les fleurs.
Mais vers le bas surtout, dans le creux, où la source
Se repose et sommeille un moment dans sa course,
Et par places scintille eu humides vitraux
Ou murmure invisible à travers les sureaux.
Que le vallon est frais!

Sainte-Beuve.

Biene.

Obgleich die Biene wie die Wespe sich mit dem Stachel wehrt und wie diese in die Wunde ein Gift fließen läßt, welches brennt und Schmerzen verursacht, so liebt der Mensch dennoch dieses Insekt, welches, von Blume zu Blume fliegend, den Nektar und Honig sammelt, um sie später in jene schönen weißen Waben zu verwandeln, die es in den Baumstämmen, in Felsen und selbst unter der Erde zu verbergen weiß.

Der Honig spielt schon in der Bibel und in den ersten und ältesten Büchern der Litteratur eine Rolle, und wir sind wohlwollend und nachsichtig mit dem geflügelten Insekt, das uns den Honig liefert. Deshalb verzeihen wir ihm gerne seinen giftigen Stachel, den es übrigens nur gegen den Angreifer zur Geltung bringt. Die Bienenzüchter, welche die Bienen mit Zartheit zu behandeln verstehen, lassen sich von ihnen die Hände und das Gesicht zerstechen, ohne Schaden zu nehmen.

Was mich betrifft, so spricht mich mein Gewissen davon frei, auch nur eine einzige Biene getötet zu haben, und manche von ihnen rettete ich vor dem Untergang und stärkeren Feinden, als sie sind. Nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich sie gepeinigt, als ich nämlich ihr Gift studieren wollte,*) und damals, wenn ich sie in einem Blumenkelch überraschte, ergriff ich sie mit einer Pinzette, um ihr hellflüssiges Gift auf eine Krystallplatte zu bringen, welches sich bald zu einem Tröpfchen wie Firniß oder Gummi kondensierte. Nachdem ich den Tribut, welchen ich ihnen im Namen der Wissenschaft abgefordert hatte, erhalten, ließ ich sie doch gleich wieder fliegen, damit sie in ihrem süßen Geschäft fortführen.

Die Biene ist nicht gerade außerordentlich schön, aber sie ist doch nicht ganz aller Schönheit bar. Ihr niedliches, flinkes Körperchen, rotbraun, von dem blonden Schimmer wie schönes Frauenhaar, bestäubt sie niemals anders als mit dem Pollen der Blumen oder dem Tau des Morgens, und sie trägt auf ihren Flügeln soviel Duft und Poesie, als aus den Blütenkelchen aufsteigt.

Darum hütet euch, diesem zarten und nützlichen Insekt jemals das Unrecht zu thun, vor ihm zu fliehen, wenn ihr ihm auf euren Ausflügen in die Felder oder euren Spaziergängen im Garten be-

---

*) Mantegazza, Ueber das Gift der Biene und des Skorpions.

gegnet. Ebenso wenig aber begeht das Verbrechen, es zu töten, wenn ihr es als Gefangenen in euren Zimmern findet; nein, im Gegenteil, beobachtet jenen Arbeiter, welcher in den Blumenkelchen und zwischen dem Blütenstaube lebt, welcher geschäftig, unermüdlich vom Morgen bis zum Abend umherfliegt und die köstlichsten Säfte der Blumen einerntet, der lebenswarm auf seinen Flügeln die Liebe trägt, welche er nicht kennt und sie anderen Blumen darbringt, um sie zu befruchten und zu verschönern.

In der Argentinischen Republik und hauptsächlich in der Provinz Salta, in den entzückenden Wäldern von Caranajal habe ich eine ganz kleine Biene gefunden, welche nicht einmal die Waffe des Giftstachels besitzt, und welche ihren Honig in die Urnen birgt, in die ein uraltes und heute ausgestorbenes Volk die eigenen Gebeine zur Ruhe legte: bewundernswerte Übereinstimmung zweier ästhetischen Elemente, welche viele Dichter inspirieren könnten: der in eine Urne niedergelegte Honig, der Nektar der Blumen, welcher die Stelle der Asche unserer fernen Vorväter vertritt; die Liebe, welche ihre immer blühenden und duftenden Kränze dort flechtet, wo die Thränen des Todes geweint wurden.*)

Poesie und Geschichte haben der Biene förmlich eine ästhetische Guirlande gewunden, der man hohe

---

*) Mantegazza, Rio de la Plata und Tenerifa, 3. Aufl., Mailand.

Ehre durch Vergleiche mit menschlichen Verhältnissen erwiesen.

Hier die Beweise:

Xenophon wurde die attische Biene genannt, Rolin die Biene Frankreichs, und Montesquieu schrieb: „Was mein Buch Vom Geist der Gesetze betrifft, so höre ich einige Hummeln, welche mich umschwirren; aber wenn die Bienen nur ein wenig Honig daraus sammeln, so genügt mir das."

Die goldene Biene war ein Preis für das Verdienst an verschiedenen Akademieen. Der Krönungsmantel Napoleons I. war mit Bienen von Gold übersäet, und Papst Urban VIII. hatte Bienen in seinem Wappen mit der Unterschrift:

Gallis mella dabunt, Hispanis spicula figent,

worauf ein Spanier antwortete:

Spicula si figent, emorientur apes;

aber der Papst wußte mit folgendem Distichon zu erwidern:

Cunctis mella dabunt, nulli sua spicula figent,
Spicula nam princeps figere nos citapum.*)

Auch die Geschichte der Bienen vermischt sich mit der Mythologie, weil es nicht verbürgt ist, daß, wie berichtet wird, Aristeus, der König von Arkadien, es gewesen sei, der die Kunst der Bienenzucht erfunden habe, und noch weniger, daß Gorgoris, König

*) Diese Verse erklären sich aus dem alten Vorurteil, daß die Königin des Bienenstockes ein König sei, und daß dieser keinen Stachel besitze.

eines Volkes von Spanien, den Gebrauch des Honigs als Nahrungs- und Heilmittel 1500 Jahre vor Christo anempfohlen habe. Gewiß noch älter ist die Geschichte der Bienen mit Bezug auf den Menschen, und kaum kämen jenes bewundernswerte Insekt und dieser ungeflügelte Zweifüßler in Kontakt, wenn beide ihre Poesie und ihre ästhetischen Schätze mit einander austauschen könnten.

Doch treibt den Winter die goldene Sonne verscheuchend
Unter die Erd' und entwölkt mit Sommerlichte den Himmel:
Schnell durchstreift Bergthäler und grünende Hain' ihr Geschwader,
Erntet purpurne Blumen und schöpft hinschwebend des Baches
Oberen Tau. Dann fröhlich von unerklärbarer Wollust
Pflegen sie Nest und neues Geschlecht; dann gründen sie kunstreich
Zellen aus frischem Wachs und bilden sich klebrigen Honig.
Dann, wenn jetzt den Hallen entsandt zum sternigen Himmel
Hochauf schwimmen du siehst durch heiteren Sommer die Heerschar,
Und, wie das dunkle Gewölk hinzieht im Winde, dich wunderst:
Merke den Flug, der beständig zu süßer Flut und belaubten
Wölbungen sinkt . . . .
Doch wenn jene zur Schlacht ausziehn: (denn oftmals empöret
Zweier Könige Brust die Gewalt unbändiger Zwietracht.
Gleich auch kannst du des Volkes aufwallenden Mut und in Kampflust
Bebendes Herz schon ferne vorherschaun: denn es ermuntert
Kriegrischer Klang, wie des Erzes, die Zauderer, und ein Gesumme
Tönt umher, nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten.

Rings dann strömen sie hastig herbei, mit den Fittigen schimmernd,
Schärfen den Stachel mit Macht am Gebiß und strengen die Muskeln;
Und um den König geschart und das ragende Zelt des Gebieters
Wühlen sie all und rufen den Feind lautdrohend zur Feldschlacht.)
Drum wenn in offenes Feld der Frühlingsbläue die Heerschar
Stürzt aus des Lagers Thor, wenn man anrennt, hoch in dem Äther
Aufruhr tönt, das Gewühl weitkreisend sich drängt und Erschlagner
Menge den Lüften entfällt: (Nicht häufiger rasselt der Hagel,
Noch aus geschüttelter Eiche so dicht ein Regen von Eicheln.
Jene selbst durch die Reihen der Schlacht, mit leuchtenden Flügeln,
Drohn, erhabenen Mut im engen Busen bewegend,
So durchaus nicht zu weichen gefaßt, bis mit großer Gewalt hier
Oder auch dort, der Sieger gewendete Scharen daherscheucht.)
Solch ein Kampf der empörten, und so ausharrender Eifer,
Ruht, von wenigen Staubes besprengendem Wurfe gebändigt.
Hast du die zwei Heerführer zurück aus dem Streite gerufen,
Ihn, der schlechter erscheint, damit nicht schade der Prasser,
Weihe dem Tod, und der bessere herrsch' im geräumten Palaste.
Hell glüht einer gefleckt mit strotzendem Golde: denn zwiefach
Sind sie von Art: der edlere ist's, vorragenden Ansehns,
Und mit rötlichen Schuppen umglänzt; der andre von Trägheit
Rauh und entstellt, unrühmlich mit breitem Bauche sich schleppend.

Vergil, Georgicon IV. (Voß.)

Tantôt comme une abeille, ardente à son ouvrage
Elle s'en va de fleurs dépouiller le rivage.

Boileau.

Puis un léger soupir de ses lèvres coula,
Aussi doux que le vol d'une abeille d'Hybla!

Lamartine.

Sa bouche étroite est si vermeille!
Son visage a tant de fraicheur!
Hélas! qui ne serait abeille
Après d'une si belle fleur!

Salentin.

Te souviens-tu du temps ou tes *Guêpes* caustiques,
Abeilles bien plutôt des collines attiques,
De l'Hymète embaumé venaient chaque saison
Pétrir d'un suc d'esprit le miel de la raison?

Lamartine an Alph. Karr.

En vain faut-il qu'on me traduise Homère,
Oui, je fus Grec: Pythagore a raison.
Sous Périclès, j'eus Athènes pour mère;
Je visitai Socrate en sa prison.
De Phidias j'encensai les merveilles;
De l'Ilissus j'ai vu les bords fleurir,
J'ai sur l'Hymète éveillé les abeilles:
C'est là, c'est là que je voudrais mourir.

Béranger.

A l'heure où l'homme à peine entr'ouvre ses yeux lourds,
Vos ailes ont frémi; — la brise orientale
Qui vient vous prendre au seuil de la ruche natale
Éveille en même temps les roses, vos amours.

Il vous est doux d'aimer, on vous aime toujours!
Vous ne connaissez pas la passion brutale:
Car, chez les fleurs, il n'est corolle ni pétale
Qui ne cède; il n'est pas de cœurs glacés ni sourds.

L'une a pour vous exprès recueilli la rosée....
Qu'elle vous tend de loin dans sa coupe irisée....
L'autre, pour vouz toucher, penche sa tête en pleurs...
— Oh! se noyer au sein des parfums, des couleurs!
Faire plier, frémir une tige epuisée!....
Dans un ardent baiser boire l'âme de fleurs.

Léon Valade.

The bee through many a garden roves,
And hums his lay of courtship o'er,
But when he finds the flower he loves,
He settles there, and hums no more.

Thomas Moore.

. . . gleichwie der Bienen
Geschäft'ges Volk, das munter summend fliegt
Von Blum' zu Blume und von Flur zu Flur,
Verschiedne Säfte sammelnd und sie bergend
Im Bienenstock.

Parini.

. . . beim ersten Zephirhauche
Schwärmt summend aus die muntre Schar der Bienen,
Und eine immer schnell der andern folgend,
Reihn sie sich auf zu einer luft'gen Traube.

Ugo Foscolo.

Zu dir, Virginia, kommt auf goldnen Flügeln
Das Bienenvolk hernieder von den Hügeln,
Dir in geschützter Zelle zu bereiten
Aus attischem Thymian Honigsüßigkeiten.

Zanella.

Partout la nature s'éveille,
La fleur s'ouvre rose et vermeille;
La brise y suspend une abeille,
La rosée une goutte d'eau.

Victor Hugo.

Lèvres de la rose
Où l'abeille pose
Sa bouche de miel!
Victor Hugo.

Il n'est rien ici-bas qui ne trouve sa pente.
Le fleuve jusqu'aux mers dans les plaines serpente:
L'abeille sait la fleur qui recèle le miel.
Victor Hugo.

.... dit l'abeille,
Non, le printemps encore a pour moi de beaux jours,
Et pour changer en miel les dons de sa corbeille,
Dans mon berceau de fleurs je veux rester toujours.
Jules de Rességuier.

Je connais un sentier sombre et marécageux
Bordé d'herbe et de fleurs où l'abeille butine.
Léon Grandet.

Bees, with prophetic instinct of want,
Had hoarded their honey .,
Till the hives overflowed....
Longfellow.

.... mes lents regards sont suspendus au tien
Comme l'abeille avide aux feuilles de la rose.
Lamartine.

Birke.

Die Birke ist eine Pflanze, welche sich rühmen kann, einen großen Teil unseres Planeten zu bewohnen und den verschiedensten Klimaten zu widerstehen. Du siehst sie weißschimmernd auf den Vor=

alpen und in den römischen Wäldern wachsen, und wenn du deine Reise zum Nordpol richtest, begleitet sie dich treu bis zur Hauptstadt Lapplands, und wenn du dich noch weiter wagst, dem Eis und den Stürmen Trotz bietend, wenn Tannen und Lärchen und Buchen dich verlassen haben, wenn auch unsere Birke dem Schnee und den ewigen Gletschern das Feld geräumt, wenn kein Baumstamm mehr vom eisigen Boden sich zu erheben wagt: zwischen den Moosen und Kräutern kriecht und windet sich noch hin das letzte Bäumchen der europäischen Welt, mehr Gebüsch als Baum, mehr Kraut als Gebüsch, das aber doch noch Holz hat und immer noch eine Birke ist: die **Betula nana**, die **ultima moriens** der polaren Pflanzen.

Unsere Birke ist eines der schönsten Gewächse der Voralpen, welches die Aufmerksamkeit des Naturfreundes und des Poeten stets durch zwei ihr eigentümliche Schönheiten gefesselt hat: durch den silbernen Stamm, der in der Jugend zarter ist als Seide, und durch seine herzförmigen Blätter, die beim leisesten Hauche des Zephirs zittern und säuseln. Wenn du in den Alpen im Grunde eines Thales wanderst, wo die Birken sich in Familien zusammenfinden, wenn du in der Stille der Natur jede Pflanze regungslos siehst, jedes Blatt unbewegt, hörst du plötzlich ein Flüstern und siehst auf den zarten Zweiglein die grünen, frischen Blätter der Birke zittern; es scheint dir, daß die Natur selbst zu dir spricht und dir ihre Geheimnisse anvertraut.

Endlich in der Nacht, wenn die dunkeln Buchen und die schwarzen Tannen sich vermischen in dem gleichförmigen Grau der Schatten, winkt dir allein der weiße Stamm der Birke und zeigt dir deinen Weg.

....le tronc des bouleaux qui chuchotent entre eux.

Jean Aicard.

....Les bouleaux, à leur feuillage blanc
Prenant la brise, en font un murmure tremblant
Que le buisson répète au brin d'herbe qui rampe.
Comme des doigts levés au devant d'une lampe,
Les rameaux délicats au devant du soleil
Laissent filtrer l'éclat du jour tendre et vermeil.

Albert Mérat.

Über dem schweigenden,
Buchenumgürteten,
Über dem reglosen,
Tiefblauen See
Tanzen geschmeidige
Nymphen den schwebenden,
Luftigen, duftigen,
Ringelnden Tanz.

Aleardi.

Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon.
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Goethe.

Sur deux rameaux noués le bouleau nous berçait.

Lamartine.

La rivière était rouge: elle roulait du sang.
. . . .
Et le Saule penché, le bouleau frémissant,
Essayèrent en vain d'y trouver leur image.
André Lemoyne.

Blume.

In meinen „Ekstasen des Menschen“ habe auch ich meinen Hymnus auf die tausend und eine Schönheit der Blumen gesungen, und ohne es zu wollen, habe ich in großen Zügen ihre Ästhetik dargelegt. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich den Leser auf mein Buch und die Beschreibungen vieler Blumen, die sich auf dessen Seiten befinden.

Hier möchte ich nur die Umrisse des ästhetischen Skelettes dieser reizenden Geschöpfe, dieser geheimnisvollen Nestchen zeichnen, in denen die Pflanzen ihre Liebe verbergen.

Die Blumen können sowohl durch ihre Form als durch ihre Farbe schön sein, am schönsten aber durch das Zusammentreffen dieser beiden Eigenschaften. Rechnet hierzu die Feinheit ihres Gewebes, ihren Duft, ihr Verblühen, die Liebesgeheimnisse, die in ihnen beschlossen sind: und ihr habt ihre ganze ästhetische Anatomie.

An Formenreichtum übertreffen sie alle andern lebenden Geschöpfe, indem sie uns durch eine überraschende Symmetrie, wie durch die verwirrteste Unregelmäßigkeit Bewunderung abnötigen, durch ihre

außerordentliche Größe wie durch ihre liliputanische Kleinheit. Abwechselnd sind sie regelmäßig wie ein Krystall oder phantastisch wie die Ungeheuer der Einbildungskraft; majestätisch wie ein Fürst oder grotesk wie ein Gaukler; einfach wie ein griechischer Becher oder kompliziert wie ein Labyrinth. In allen Baustilen treten sie auf, vom cyklopischen bis zum griechischen, vom gotischen bis zum byzantinischen: immer reizvoll und von unerschöpflicher Schönheit. Jetzt einsam wie ein verirrter Stern des Himmels, dann wieder gehäuft wie Ameisen, in Trauben und Ähren, in Quirlen und Dolden. Die Blumenwelt allein könnte die Elemente zu einer vollständigen ästhetischen Abhandlung liefern.

Und was soll ich von den Farben sagen, deren die Blumenblätter dieser Liebesnestchen fähig sind? Vom Weiß bis zum fast Schwarzen steigen sie die chromatische Stufenleiter auf und ab. Und wenn sie von vielen Insekten an metallischem Glanze übertroffen werden, wenn die Pfauen, Paradiesvögel und Kolibris ihren Neid erregen könnten: durch die Feinheit und Zartheit der Tinten besiegen sie Insekten und Vögel. Die Federn haben immer eine gewisse Rauheit, welche den Farben die Anmut nimmt, und nur die feine Struktur der Blumenblätter erlaubt die Weichheit gewisser alabasterner Transparenzen, das unübertreffliche Vertreiben der Tinten, welche mit einander durch unmerkliche Übergänge wetteifern. Die Feder kann höchstens zu einem Flaum oder einer metallisch glänzenden Scheibe werden;

das Blumenblatt dagegen ist einmal wie Glas, dann wieder wie Elfenbein; es kann der Bronze, dem Golde, dem Silber, dem Mehltau und dem Alabaster, der Koralle oder dem Marmor gleichen; es kann schimmern wie eine Perle oder leuchten wie ein Rubin. Oft finden sich in einer einzigen Orchidee so viele ästhetische Farbenschätze zusammen, daß wir vor Bewunderung verstummen; sei es durch die Kühnheit der Kontraste oder die sanfte, weiche Verschmelzung der Tinten; sei es durch die launenhafte Fleckung oder die Phantasie der Zeichnung.

Hier möge der ästhetische Grundriß der Blumen folgen:

Blumen, welche schön sind besonders durch die Regelmäßigkeit ihrer Kronen: Lilie, Maiglöckchen, Gänseblümchen, Aster; — durch die Eigenart ihrer Form: Orchidee; — durch ihre Größe: Peonie, Sonnenblume, Indigo, Victoria Regia; — durch ihre Kleinheit: Vergißmeinnicht, einige Verbenen, Sternblumen; — durch den Blütenreichtum: Syringe, Hortensie, Glycine, Paulownia, Oleander; — durch die gleichmäßigen Kronenblätter: Dahlie, Camelie; — durch die Farbenpracht: Nelken, gewisse Euphorbien, Pelargonie, Narzisse; — durch außerordentliche Weiße: Maiblümchen, Gardenia, Lilie; — durch den Farbenkontrast: Orchidee, Calceolarie, Aster; — durch die Verschmelzung derselben Tinte: Rosen.

Buche.

Ein Baum, der die sanften Fluren verschmäht und sich nur ungern zwischen den Mauern unserer Gärten und Parks einschließen läßt. Er liebt die Berge, aber nur bis zu einer gewissen Höhe. Er tritt noch auf, wo die letzte Kastanie aus Furcht vor der Kälte Halt macht, und leistet den ersten Lärchen Gesellschaft, indem er, für sein Teil, den Schnee und das Eis der Bergesgipfel scheut.

In der Natur steht alles in Wechselwirkung: Auf dem Abhange eines Berges zuerst der frische und schattige Kastanienwald; dann die Region der nervigen, robusten Buche, von festem Stamm ohne Flecken und Wurmstich; dann die Wälder der Tannen, rauh und stachelig, wie alles, was hoch ist und was hoch steht. Und in diesen drei Gebieten leisten den größeren Bäumen Kräuter und Gebüsche Gesellschaft, und verschieden blaut der Himmel darüber, und immer kältere und reinere Lüfte wehen. Auch die Pflanzen haben ihre Hierarchien und ihre sozialen Klassen: Plebs, Mittelstand und Aristokratie. Unter diesem Gebirgsvolk gehört die Erle zum gemeinen Volk, die Kastanie zur Mittelklasse, die Buche fast zum Adel, aber Fürst und König ist die Tanne.

Wenn die Buche günstigen Boden hat, breitet sie ihre Äste mit den herzförmigen, feingeäderten Blättern weit und mächtig und frischen Schatten spendend aus und liefert eine bescheidene Frucht, die mehr für den Auerhahn als für den Menschen be-

stimmt ist. Ihr festes, hartes Holz, ihre bis zu den dünnsten Zweiglein immer frischen und starken Äste, ihre gesundheitstrotzende Belaubung geben der ganzen Pflanze die Physiognomie eines robusten Gebirgsbewohners mit Nerven wie Stahl und wetterfrischem Angesicht. Die Buche verabscheut die Parasiten und weist die Moose und Flechten energisch von sich ab. Sie bietet uns noch das letzte Schauspiel des zarten und sanftgrünen Laubes, denn über ihre Region hinaus werden die Blätter spitzer, und das Grün nimmt den düster ernsten Ausdruck der Fichte an.

> **Tityre, tu petulae recubans sub tegmine fagi**
> **Sylvestrem tenui musam meditaris avena.**
>
> Virgil.

Cypresse.

Ich spreche nur von der pyramidalen Cypresse, denn die andern Cypressen, welche ihre Zweige horizontal ausbreiten, haben nicht jene charakteristische Physiognomie und ähneln mehr den Tannen, Kiefern, kurz der ganzen Kohorte der Koniferen. Der Botaniker unterscheidet diese Formen von einander und giebt ihnen Namen, aber der Freund des Schönen findet sie gewöhnlich und verweist sie unter das gemeine Volk der Bäume.

Die Pyramiden-Cypresse dagegen, die wahre Cypresse also, ist eine derjenigen Pflanzen, welche die markanteste Eigenart besitzen und daher eine der ersten Stellen in der psychologischen und religiösen

Botanik der Kulturvölker einnehmen. Jeder wird beim Anblick dieses Baumes die gleiche Empfindung haben, weil er dem Schmerze und dem Andenken der Verstorbenen geweiht ist.

Grade aufgerichtet, starr, unbeugsam, düster, bis in die Blätter mehr Metall und Stein als lebendes Gewebe, strebt er zum Himmel empor, ohne sich dem Sturme zu beugen oder im leichten Winde zu wallen. Die Sonne belebt ihn nicht, der Regen beugt ihn nicht nieder; er scheint weder die Liebkosungen des Frühlings, noch die Gluten der Hundstage zu empfinden. Nur der Blitz kann ihn zerschmettern. Ein erhabener Egoist, breitet er niemals die Arme aus, um die benachbarten Pflanzen zu kosen, sondern enge und gedrängt an den Stamm streckt er Zweige und Ästchen empor, gleich als wolle er allein leben, immer in sich, für sich und mit sich allein. Ich weiß nicht, ob er aus verächtlicher Trägheit oder um seinem eigenen Egoismus treu zu bleiben, jahrelang seine harten und rauhen Früchte behält, wenn er bereits neue Früchte und noch neuere Blüten trägt. Er unterwirft sich nicht den Gesetzen der Monogamie, sondern, jede Tyrannei aus Gewohnheit verachtend, ist er einmal monogam, dann bigam, jetzt polyandrisch, dann polygamisch; denn sein Geschlecht ist auf verschiedene Cypressen verteilt, oder er vereinigt beide Geschlechter in einer einzigen Pflanze. Vor allem ist er begierig nach Freiheit, und als Fürst der Egoisten gewährt er nicht einmal einem Hälmchen oder der kleinsten Feldmaus Schatten.

Er bietet den Bienen keinen Honig, den Verliebten keine Blumen, dem Kinde keine Früchte.

Nur im Tode liefert er sein Laub der Flamme und sein Holz den Arbeiten des Menschen. Den Lebenden giebt er nichts, nicht Schutz, nicht Schatten, weder Trank noch Speise. Er ist der Baum der Toten, aber, in ewiger Selbstsucht, lebt er Jahrhunderte, indem er zu seinen Füßen ungerührt Leichen auf Leichen, Gräber auf Gräber folgen sieht. Er lacht niemals, selbst in seiner Kindheit nicht; denn, kaum geboren, ist er bereits Egoist, trägt er bereits sein Trauerkleid und sein ernstes Antlitz.

Seine Schönheiten sind traurige Schönheiten. Wenn ihr ihn auf einem Grabe seht, könnt ihr ihn viel eher für eine Säule als für eine Pflanze halten; und in der That ist er eine wachsende Säule, ein lebendes Mausoleum, ein Monument, welches oft länger dauert als das Gedächtnis der Lebenden, länger als der Ruhm der Toten.

Manchmal, wenn eure Seele, entzückt vom Sonnenglanze, vom Blumenduft, von der Nähe der Geliebten, euch alles schön finden läßt und die ganze Natur sich euch in einem Lächeln verklärt, dann erscheint euch auch die Cypresse nicht als eine düstere Säule, sondern wie ein großes Zeichen des Ausrufs oder der Frage. Die Frage über einem Grabe sollte der treueste Ausdruck des den Toten geweihten Kultes sein; aber die Cypresse scheint mit ihrer Frage über die Eitelkeit der menschlichen Dinge zu lächeln.

Wenn ich zwischen dem heitern Weinlaube und den fruchtbaren Oliven Toscanas hier und da die seltenen Cypressen aufragen sah, wie richtige Ausrufungszeichen, welche die Erde dem Himmel macht, deutlich erkennbar zwischen all diesem schönen, fröhlichen Grün, zwischen all den üppigen Wonnen der Hügel, da habe ich mich manchmal gefragt: „Diese Cypressen, bewundern oder verlachen sie? Diese düster gekleideten Bäume, preisen sie die Fruchtbarkeit der Erde oder beweinen sie die Hinfälligkeit der menschlichen Hoffnungen?“ Quien sabe? Wer weiß?

Aber auch die Cypresse hat ihre Schönheiten wegen des beredten Kontrastes, den sie zu den freundlicheren Geschöpfen ihrer Umgebung bildet, weil auch die Traurigkeit, der Stolz, die Misanthropie dieser Pflanze gewisse Reize besitzen. Und diese werden noch vermehrt, ja verhundertfacht, wenn die Cypressen in doppelter Reihe, auf jeder Seite eines Weges, sich hinziehen, eine hinter der andern, dicht gereiht, doch ohne einander zu berühren; dann können sie dir wie Schatten von Priestern erscheinen, welche den Menschen zu seiner letzten Ruhstatt geleiten.

In seiner Mitte, hoch, erhaben fast,
Ragt auf die Pyramide der Cypresse.
Torquato Tasso.

Within the place of thousand tombs
That shine beneath, while dark above
The sad but living cypress glooms,
And withers not, though branch and leaf
Are stamp'd with an eternal grief. Byron.

Over their heads the towering and tenebrous boughs of
the cypress
Met in a dusky arch, and trailing mosses in mid air
Wawed like banners that hang on the walls of ancient
cathedrals.

Longfellow.

Au milieu. deux cyprès à la noire verdure
Profilent tristement leur silhouette dure,
Longs soupirs de feuillage élancés vers les cieux.

Th. Gauthier.

. . . . Es hatte schon
Der Winter alles Laub der Höhn verdorrt;
Und einzig die Cypresse hier und da,
Die treue Zierde meiner Rebenhügel,
Bewegte noch das Haupt im Stoß des Nordwinds,
Dem Menschen gleich, dem trübe Ahnungen
Das Herz bewegen.

Alearbi.

Wenn von dem knarrenden Geäst der Nordwind,
Von deinem düster-ernsten Laube schüttelt
Die weißen Lasten des gefrornen Schnees,
Oder die feuchte Brise des Aprils
Dich mit den Flügeln streifend, zu verschwieg'nem,
Zu stummem Liebesspiele dich bewegt:
Mir bist du ernst und streng in gleichem Grade,
Du finstrer Priester in der Pflanzenwelt,
Schwarzkünstler du, Cypresse!
Sei's, daß ich dich das Haupt erheben sehe,
Verächtlich und in düstrer Würde, neben
Des Friedhofs Trauerweide, oder daß
Ich dich in langen Doppelreihn erblicke,
Ein regungsloser Trupp in Prozession,
Zu unfruchtbaren Paaren aufgereiht,

Seitwärts der trocknen Wege, rauh und still,
Die zu dem schauervollen Schlosse führen,
Sei's auch, daß dich der große Stern des Tages,
Sei's, daß die keusche, bleiche Luna dich
Mit einem Zitterstrahle hold begrüßen,
Und dich umweht ein wunderbarer Schauer
Geheimnisvoller Stille:
So muß ich denken: Nein, nicht Täuschung ist's,
Die Pflanzen selber haben ihre Priester.
Wohl ist mir Schatten lieb in Sommergluten,
Der deine aber kann mich nicht erquicken,
Weil er ja nur der Toten Schatten ist.

Renato Fucini.

Son sort est l'abandon; et sa vie isolée
Ressemble au noir cyprès qui croît dans la vallée.
Loin de lui, le lis vierge ouvre au jour son bouton;
Et jamais égayant son ombre malheureuse
Une jeune vigne amoureuse
A ses sombres rameaux n'enlace un vert feston.

Victor Hugo.

Und ihr, o Palmen und Cypressen, die
Des Priam Töchter pflanzten, werdet wachsen,
Ach, nur zu schnell, — betaut von Witwenthränen!
Beschützet meine Väter! und wer fromm
Das heil'ge Laub zu fällen zögern wird,
Den wird verwandte Trauer wen'ger schmerzen,
Und heilig wird er den Altar berühren.

Foscolo.

Es ragte unter Blumen die Cypresse,
Ein Todeszeichen, rauh und düster auf;
Mir, dunkler Bilder voll, schien sie zu winken,
Den Klagen dort zu geben ihren Lauf.
— — — — — — — — — — — — —

Ihr Grün bewahrt beständig die Cypresse,
Ob sie dem Herbststurm, ob dem Alter nah;
Niemals verliert sie ihre düstern Blätter,
Ein Bild der Trauer, steht sie ewig da.
Regaldi.

Daphne (Seidelbast).

Wenige kennen den hübschen, eleganten Strauch, der diesen Namen trägt, und kaum haben ihn viele Dichter gesehen, welche ihn nach der mythologischen Fabel, die ihm die Weihe gab, besungen haben. Er ist den meisten auch deshalb unbekannt, weil nicht jeder Alpinist genug sein dürfte, um ihn in den düstern Alpenwäldern oder auf den steilen Abhängen der Mittelmeerküste aufzusuchen.

In verschiedenen Landschaften Liguriens haben die Seefahrer und Landleute ihn weder bewundert, noch auch nur den köstlichen Duft genossen, den die Blüten der Daphne entsenden; wohl aber verstehen sie, die Blätter zu sammeln, zu trocknen, zu pulverisieren, um dieselben sodann den Speisen einer verhaßten Person beizumischen, nicht um diese zu töten, sondern um sich den häßlichen Spaß zu machen, sie zugleich die Unannehmlichkeit der Seekrankheit, sowie die eines unerwünschten Purgativs fühlen zu lassen. Die verborgenen ästhetischen Reize entgehen den meisten, nur das Wohlgefallen am Bösen ist Allgemeingut.

Für den, der ihre giftigen Eigenschaften nicht kennt, bietet die Daphne ihr herrlich grünes Laub

zur Betrachtung, ihre kleinen dichten Zweige und ihre Blüten, welche einen scharfen, dauernden, durchdringenden Duft besitzen.

Die indische Daphne, die wir in unsern Treibhäusern ziehen, ist eine wahre Wonne für Auge und Geruch. Sie hat nur die Größe eines Bäumchens, ohne zwerghaft zu sein; sie besitzt Eleganz ohne Maniriertheit, und wenn sie auf ihren hundert Zweigen die Sträuße ihrer weißroten Blüten häuft, scheint sie mit unbedachter Verschwendung die Wonnen der Schönheit und des Duftes uns darzubieten. Außerdem hat sie das seltne Verdienst, vom Dezember bis zum März zu blühen.

Wenn draußen vor eurem Fenster der Wintersturm heult und von einem bleiernen Himmel die großen Schneeflocken herniederwirbeln; wenn ihr das dringende Bedürfnis empfindet, euch in den Ofenwinkel zu verkriechen oder in die weichen Kissen eines Großvaterstuhls: dann stellt einen Strauß von Daphnen auf euern Tisch, und ganze Wochen hindurch wird er euch seine wonnigen Kelche öffnen und die Winterluft ohne Licht und Wärme mit einem balsamischen Gruß aus Indien erfüllen; aus Indien wo man die Kälte nicht kennt, und wo das Leben in der Flamme einer immerwährenden Wärme und Fruchtbarkeit brennt.

Ich, o, Daphne, bin deine griech'sche Schwester,
Die zum Peneus floh einst als blonde Jungfrau.
Gestern grünt' ich noch als ein Bäumchen auf der
Appischen Straße.

Zwischen Steingeröll und zerbrochnen Säulen,
Unter trübem Himmel mir träumt' von einem
Unbekannten Grab auf dem Bergesgipfel,
Und ich sah um mich.
Und ich sah die blauenden Höhn von Latium;
Windhauch kam von Tivoli sanft herüber,
Und ich neigt' mich, flüsternd des Horatius
Glänzende Oden.
Auch die Vögel hörte ich, wie sie hüpften
In der kalten Luft auf den nackten Zweigen,
Um den Mai und Rosen und Sonn' und Lieder
Klagend in Sehnsucht.

Carducci.

Also der Gott und das Weib, die vor Angst hinstürmen und Sehnsucht.
Doch der Verfolgende rennt, wie mit Amors Fittichen fliegend,
Schneller daher und versaget ihr Ruh'; schon nahe dem Rücken
Hängt er und atmet den Hauch in die fliegenden Haare des Nackens.
Jetzt, nach geschwundener Kraft, erblaßte sie, matt von der Arbeit
Jenes geflügelten Laufs und schauend die Flut des Peneos:
„Rette mich," rief sie, „o Vater, wenn Macht euch Ströme beseelet!
Du, wo zu sehr ich gefiel, zerspalte dich unter mir, Erde!
Oder verwandele diese Gestalt, die mir Kränkungen bringet!"
Kaum war geendet das Flehn, und gelähmt erstarren die Glieder.
Zarter Bast umwindet die wallende Weiche des Busens;
Grün schon wachsen die Haare zu Laub und die Arme zu Ästen;
Auch der so flüchtige Fuß klebt jetzt am trägen Gewurzel,
Und ihr umhüllt der Wipfel das Haupt: nur bleibt ihr die Schönheit.
Phöbus liebt auch den Baum, und mit angelegeter Rechte
Fühlet er noch aufbeben in junger Rinde den Busen.

Und mit zärtlichen Armen die Äst' als Glieder umschlingend,
Reicht er Küsse dem Holz; doch entflieht vor den Küssen das
Holz auch.
Jetzo sagte der Gott: „Da du mein als Gattin nicht sein kannst,
Wenigstens sei als Baum du die Meinige! — —"

Ovid, Verwandlungen. Buch I. (Voß.)

Distel.

Die Distel gehört zu den grotesken Schönheiten, sowohl wegen des Kontrastes der Farben und Formen, wegen der zahlreichen Dornen, womit Stengel, Blätter und Blüten bewaffnet sind, wie auch wegen der Umgebung, welche sie bevorzugt. Sie wächst fast immer zwischen Ruinen, Mauerspalten oder auf unfruchtbarem Boden und sucht Gemeinschaft mit der Nessel und dem Gänsefuß: Pflanzen, welche stechen oder Pflanzen mit unangenehmem Geruch. Sie verschmäht den sanften, freundlichen Boden und die Gesellschaft der Veilchen wie des Wintergrüns; sie erschrickt nicht vor dem Rascheln der Lacerten, Eidechsen und Schlangen, die zwischen ihren dornigen Stengeln leichte und erwünschte Zuflucht finden. Sie bedarf der Steine, Kräuter und Tiere, die ihr ähneln in düsterer Wildheit, in der drohenden, wüsten, ungastlichen Physiognomie.

In dieser traurigen Gesellschaft herrscht die Distel als absoluter Souverän; stolz erhebt sie das Haupt über das kleinere Gesindel. Sie hat zu-

sammengekrümmte, unförmliche, oft mit gelblichen Flecken besprenkelte, stachelborstige Blätter; die Stengel sind noch rauher als die Blätter, welche dich keine Blume pflücken lassen, ohne dich zu stechen oder gleichsam wie mit Zangen oder anderen eisernen Werkzeugen, womit sie die Vipern und Kröten verwunden, über dich herzufallen. Sie braucht weder Schatten noch erfrischenden Regen; hart, rauh und stark, gedeiht sie in den Gluten der Hundstage und unter der Last des Staubes um so schöner und stolzer, je mehr die Ruinen ihr die Wurzeln beschränken, je mehr die Elemente des Himmels und der Erde, als Freunde oder Feinde, auf sie lospeitschen. Zwischen ihren gelbgrünen, flechtenartigen, kornblumenähnlichen Blättern erhebt sie ihre blutroten, aber doch schönen Blumen, deren Kronenblätter das einzig Sanfte und Weiche an ihr sind, und zwischen denen auch sie, in einem Nestchen von Sammet, ihre Hochzeit feiert. Sie weiß nur zu wohl, daß diese ihre Blumen niemals den Busen eines Weibes schmücken oder in einem Bouquet Staat machen werden. Sie ist sich selbst genug und läßt sich niemals von einer Menschenhand oder dem Rüsselchen eines Schmetterlings liebkosen; sie ist mit sich selbst ganz allein zufrieden. Wenn die Flammen ihrer blutroten Blüten erloschen sind, entsendet sie seidene Flocken zum Himmel, ihren Samen, und läßt sie vom Winde zerstreuen; so wandern sie in die Weite, um neue Ruinen aufzusuchen, neue

Schlupfwinkel der Schlangen und Eidechsen, und so stirbt das Geschlecht der Distel niemals aus.

In den unendlichen Steppen der argentinischen „Pampa“ bilden die Disteln förmliche Wälder; ich habe mich mehr als einmal in jenen dornigen, rotgeflammten Wäldern verirrt, wo die purpurnen Blüten mit den Seidenbüscheln der Früchte abwechselten; ich mußte mit den Füßen auf den Sattel meines Pferdes steigen, um den Weg wiederzufinden und meine Gebeine nicht in der Nacht dem Jaguar und Kuguar zu überlassen.

Seit meiner Jugend wachsen auf dem Kap
Distel und Nessel, und der Morgenwind,
Der durch dies wüste Unkraut pfeift und rauscht,
Sowie der unterbrochne Klageton
Der Eule aus dem einsam öden Haus,
Ein langes Heulen bei dem Mondesstrahl:
Das sind die einz'gen Stimmen aus der Welt
In dieser Wüste. Pindemonte.

Gebeugt steht die Weide zwischen den Reben,
Zwischen den Disteln die Rose blüht,
Und mit Erstaunen mein Auge sieht,
Wie sich umarmen der Tod und das Leben.
Regaldi.

Ein Esel aber ließ sich nicht verdrießen,
Zu nagen bläulich rote Disteln dort;
Gleichgültig, was umher für Blumen sprießen,
Bedächtig ernst fuhr er zu nagen fort.
Carducci.

Dans le faubourg planté d'arbustes rabougris,
Où le pâle chardon pousse au bas des murs gris.
Coppée.

Mieux vaut, dans la forêt être le gui du chêne,
Que l'aigrette qui pare un chardon dans la plaine.
Mme De Girardin.

.... Et joyeux
L'enfant terrible suit des yeux
L'aigrette du chardon, en bulle,
Qui, légère court et circule
Au-dessus des flots furieux
Que le vent affole et bouscule!
Jean Aicard.

....dans les coins, le chardon solitaire
Éparpillait ses flocons sur la terre.
Mme Desbordes Valmore.

Edelstein — Diamant.

Als ich in diesem Grundriß eines ästhetischen Wörterbuchs einige Worte über den Amethyst gesagt, hatte ich die Absicht, über alle Edelsteine zu sprechen; aber dann habe ich doch darauf verzichtet, im Glauben, den Steinen, welche die menschliche Eitelkeit mehr befriedigen als unsern ästhetischen Sinn, zu viel Ehre anzuthun. Die Similidiamanten sind wenig verschieden von den Edelsteinen und richten keine Familien zu Grunde; die römischen Perlen sind ebenso schön wie die orientalischen und kosten tausendmal weniger. Und dann, wenn die Diamanten so häufig wären wie die Kieselsteine, würden sie wohl den Vorzug haben, in den Ringen und dem Geschmeide unsrer Damen zu schimmern? Ich

glaube nicht. Vielen mag dies wie eine Blasphemie erscheinen, aber ich bleibe dabei, daß alle Diamanten Golkondas nicht vermögen, eine häßliche Frau schön zu machen, noch daß je ein Diamant oder Rubin einer schönen Hand oder einem schönen Halse neue Reize hinzugefügt hat.

Das Eine weiß ich, daß ich eines Tages, im Palazzo Pitti speisend, mich in der Nähe der Königin befand, und mehr als mein Gericht betrachtete ich die wundervolle Karnation der Margarete von Savoyen. Sie trug den prachtvollen Perlenschmuck, den ihr die Stadt Florenz verehrt hatte. Schönere Perlen von so regelmäßiger Form, von solchem Regenbogenglanz hatte ich nie gesehen, aber ich dachte bei mir: Arme Perlen, wie verbleicht ihr doch vor der Schönheit dieser Alabaster-Haut!

Als ich einst am Finger einer schönen Frau einen Rubin von immensem Werte strahlen sah, lenkte ich gleich meinen Blick auf die Korallenlippen, die mir weit schöner schienen als jener Diamant. Und als mir aus den rabenschwarzen Locken einer lebendigen Venus ein Diadem von Brillanten entgegenblitzte, schaute ich auf ihre Augen, worin weit schönere Diamantenblitze funkelten. Kein Saphir ist mir jemals so schön erschienen als der, welcher in dem Auge eines blonden Mädchens schimmert.

Trotzdem werden die Edelsteine fort und fort die Wonne der vornehmen Frauen und den Neid der armen bilden, und noch manche Tugend wird vor einem Brillanten oder einem Saphir Schiffbruch

leiden; viele stolze Herzen und viele engelhafte Leiber werden sich verkaufen im Laden des Juwelenhändlers.

* * *

Der Diamant ist der König der Edelsteine, weil er ein lebhaftes Leuchtfeuer ist, das man an einem Finger tragen kann, weil er abwechselnd ein Saphir, Rubin, Smaragd oder Topas sein kann. Er ist ein Sonnenstrahl, eingeschlossen in einen Stein, der härter ist als jeder andere; in einem Körnchen faßt er den ganzen Reichtum eines Erbteils zusammen.

Der Saphir ist für mich der schönste all der Steine, die Preziosen genannt werden, weil er den tiefblauen Himmel der Tropen in sich birgt.

Der Rubin ist nicht schöner als ein Tropfen meines uralten Chiantiweins; aber man kann ihn nicht trinken, und er dauert ewig mit seinem Lächeln der Trunkenheit.

Der Smaragd konzentriert in sich die Freude am Grünen; aber ich ziehe ihm das Grün der Wiesen und Wälder vor.

Der Topas ist wie ein Tropfen Weißweins; aber dieser kostet weniger und gewährt mir größeren Genuß.

Das sog. Katzenauge ist ein reizender Stein, der mich mit seinem Schimmer erfreut; aber er ist doch weniger schön als das mephistophelische Auge einer lebenden Katze.

Der Opal ist reich an Glanz und Pracht; aber die Haut eines blonden Weibes ist hundertmal schöner als er.

Ich meinerseits, wenn ich auch alle Edelsteine bewundere, ich werde sie stets im Juwelierladen belassen, und bis zum letzten Atemzuge werde ich diejenigen aufsuchen, welche im Tautropfen schimmern, in der Dämmerung der Frühe und des Abends, in den Augen der Frauen und auf den Korallenlippen der Kinder.

...Des oriental'schen Saphirs holde Farbe,
Die wiedergiebt den herrlich heitern Anblick
Des reinen Himmels.

Dante.

Nicht kann ich heben, wie ich mich bemühe,
Den schönen Stein, der ihr das Herz verhärtet.

Petrarca.

Den schönsten Anblick bot der reiche Hof
Von Herren, von Baronen und Vasallen
Mit allem, was von Indien, Erythrä
Man sah an Gold, an Perle und Kamee.

Ariosto.

Auf den vier Seiten ruht es stolz auf Säulen
Gewaltig groß, vom reinsten Diamant:
Ob der Bericht der Augen falsch, ob wahr,
So bot es doch den schönsten Anblick dar.

Ariosto.

Und mit Smaragd geziert und mit Saphir
Die goldnen Waffen, prangt die stolze Frau.

Ariosto.

Dort leuchtet der Karfunkel, und es flimmert
Der Diamant, und der Smaragd erschimmert.

Tasso.

Sie sehn, wie ringsumher die reiche Welle
Im edelsteingeschmückten Bette rinnt,
Sodaß das Glänzen über jener Stelle
Graunvolle Düsterheit den Sieg gewinnt;
Denn dort erstrahlt in himmelreiner Helle
Der blaue Saphir, wie der Hyazinth.

Tasso.

Auf deinem weichen Busen hebt und senkt sich
Der Edelstein, der dein Gewand verknüpft,
Und einer der, die deinen Finger zieren,
Sucht zuzublitzen dem Beneideten.

Parin.

Du strahlest vor den andern, wie die Gemme
In goldnem Reif, das Ziel von tausend Blicken.

Vincenzo Monti.

Es ging aus Gluten, die die alte Erde
Zerrissen einst, der Diamant hervor.

Aleardi.

Ruh' werd' ich suchen, wo edele Steine
Zieren die Urnen der heil'gen Gebeine,
Wo ich als Kind einst in frommem Drang
Erste Gebete sang.

Regaldi.

Nah bei Europa, du begier'ger Schiffer,
Siehst Asien du geschmückt mit Glanz
Im Perlen- und Saphirenkranz.

Regaldi.

Eiche.

Was für die Tropen die Palme ist, das ist, möchte ich sagen, für die gemäßigte Zone die Eiche. Wenn die Pflanzen unsrer europäischen Wälder sich eine Königin geben wollten, so würde sicher einstimmig die Eiche erwählt werden.

Sie ist ein grober, starker Baum, der langsam wächst, bekleidet mit einer rauhen Rinde, die ein gleichsam ewig dauerndes, allen Witterungseinflüssen trotzendes Holz umschließt. Sie liefert uns keine Blumen zum Strauß, keine Früchte zur Nahrung (außer in den Fällen höchster Not); aber sie begeistert die Dichter, schmückt die Denkmäler, welche dem unsterblichen Ruhm großer Männer geweiht sind, wie man ja auch einst deren Stirnen mit ihrem Laub bekränzte. Den Druiden war die Eiche heilig, die auch bei andern Völkern eine lange Geschichte der Mythologie und des Kultus hatte.

Im Jugendalter besitzt die Eiche weder eine ausgesprochene Physiognomie, noch ästhetische Eigenschaften, welche sie von den andern Pflanzen besonders unterschieden. Sie wird erst schön, wenn sie ein halbes Jahrhundert alt ist, und mit den Jahren nimmt sie zu an Majestät, an Belaubung der Äste, an der Dichte ihres kühlen Schattens. In der Blüte ihrer Schönheit steht die Eiche erst mit mindestens hundert Jahren, und am allerherrlichsten prangt sie, wenn sie drei, vier, fünf Jahrhunderte alt geworden. Ich habe unter andern die Eichen

des Volksgartens zu Stockholm bewundert. Jede von ihnen ist ein Wald für sich, ein wahres Gedicht, und wer in ihrem Schatten sitzt, muß zum Poeten werden, wär' es auch nur auf eine Viertelstunde.

Die Eiche ist das lebendige Bild der Kraft und Gesundheit, und nicht umsonst bedeutet ihr lateinischer Name zugleich Stärke. Stamm, Rinde, Blätter tragen das Gepräge der Energie; während die andern Bäume mit zarterem Laub ihre Blätter beim Beginn des Winters verlieren, behauptet die Eiche die ihrigen bis zum Spätfrühling, wenn neue Triebe ihren Platz im Sonnenschein verlangen. Sie sind dürr, trocken, braun und abgestorben; aber sie umschlingen noch die Zweige, von denen sie Nahrung empfingen, ein Bild der wenigen Menschenherzen, welche in das Grab ihrer Teuren nicht auch deren Gedächtnis versenken; ein Bild jener seltenen Liebe, die bis zum Herbste des Lebens dauert, ja selbst noch dessen Winter schmückt.

* * *

Auch die Steineiche gehört zu diesem Geschlecht; aber sie ist nicht der heilige Baum der Druiden und der Poeten. Sie ist eine schöne, immergrüne Pflanze, froh im Genusse eines wärmeren Himmels, einer fruchtbareren Erde. Ihr Grün ist weicher, ihre Blätter sind mehr abgerundet; sie ist der Baum Virgils, Ovids, Anakreons und Tibulls, nicht der Baum Odhins und Arnims. Sie beschützt mit

ihrem Schatten die Liebe, aber sie bekränzt keine ruhmreichen Stirnen: sie ist ein epikuräischer, kein heiliger Baum.

. . . Es war verdorrt das Laub
Des schon zum Schlage reifen Eichenwaldes,
Und an die rauhen Zweige hing der Frost
Die Silberfranzen . . . . .

Aleardi.

Einst kannt' ich dich, und da erschienst du mir
Ein Eichlein, das bemüht ist, sich zu heben
Aus Spalten in der Alpe Schneerevier
Zum Sonnenlicht mit seiner Blätter Beben.

Zanella.

Durch das geheimnisvolle Schweigen gingen
Wir ganz allein, im Schatten grüner Eichen.

Stecchetti.

Und die Eichen brausten im Winde,
O, erhabner, gewaltiger Klang!
O, daß er doch fände den Widerhall
In meinem armen Gesang

Tommaso Cannizzaro.

Arbre à rude écorce,
Chêne au vaste front,
Que selon sa force
L'homme ploîe ou rompt;
D'où l'ombre se penche,
Où chacun se penche,
L'un sur une branche,
L'autre sur le tronc.

Victor Hugo.

Des chênes dépouillés de leurs cimes touffues
Les squelettes dressaient leurs longues branches nues;
Les feuilles que roulaient les secousses du vent
Ondoyaient sous nos pas comme un marais mouvant,
Et les bois morts tombés bruissaient sur la terre
Comme les ossements qu'un fossoyeur déterre.

Lamartine.

C'est ainsi que la terre avec plaisir rassemble
Ces chênes, ces sapins qui s'élèvent ensemble.
Un suc toujours égal est préparé pour eux;
Leur pied touche aux enfers, leur cime est dans les cieux,
Leur tronc inébranlable, et leur pompeuse tête
Résiste en se touchant aux coups de la tempête.
Ils vivent l'un par l'autre, ils triomphent du temps,
Tandis que sous leur ombre on voit de vil serpents
Se livrer en sifflant des guerres intestines,
Et de leur sang impur arroser leurs racines.

Voltaire.

.... avril donne aux chênes
Un bruit charmant.

Victor Hugo.

Dis adieu pauvre chêne, au printemps qui t'enivre:
Hier, il t'a paré de feuillages nouveaux;
Tu ne sentiras plus ce bonheur de revivre:
Adieu les nids d'amour qui peuplaient tes rameaux.
Adieu les noirs essaims bourdonnant sur tes branches,
Le frisson de la feuille aux caresses du vent;
Adieu les frais tapis de mousse et de pervenches,
Où le bruit des baisers t'a réjoui souvent.
O chêne, je comprend ta puissante agonie!
Dans sa paix, dans sa force, il est dur de mourir;
A voir crouler la tête, au printemps rajeunie,
Je devine, ô géant! ce que tu dois souffrir.

Ainsi jusqu'à ses pieds l'homme t'a fait descendre,
Son fer a dépecé les rameaux et le tronc;
Cet être harmonieux sera fumée et cendre,
Et la terre et le vent se le partageront!

Victor de Laprade.

Il laisse au gré du vent le jonc courber sa tête,
Il sera le grand chêne, et devant la tempête
Il saura rompre et non plier.

Victor Hugo.

Das Grün, der Blumen tausendfarb'ger Schimmer,
Verstreut um diese alte düst're Eiche,
Sie fleh'n, daß sie der schöne Fuß berühre.

Petrarcha.

Und aus der hohlen Eiche troff der Honig.

Tasso.

Vom schwachen Binschen bis zum Eichenstamme
Entbehrt die Sprache doch der Pflanzen keine;
Es lebt sogar im rauhen, toten Steine
Noch eine Lebensflamme.

Monti.

Wenn in den dunkeln Eichen
Und in den jungen Mandeln
Die Vögel jubilieren
In hochzeitlichem Chor.

Carducci.

Ich sah um den alten Eichenstamm
Sich winden junge Dolden.

Carducci.

Le vif scintillement des ondes radieuses
En été, frappe l'œil à travers les yeuses.

J. Autran.

La rivière aux flots bleus rêve les soirs d'été.
Elle dessine au loin sa courbe gracieuse
Pour se perdre dans l'ombre; et le saule et l'yeuse
Reflètent leurs rameaux dans sa limpidité.

Gabriel Marc.

Farnkraut.

Ihr Männer, die ihr das Schöne, ihr Frauen, die ihr das Reizende liebt, macht eine Reise nach Sikkim! Ihr werdet die höchsten Berge unsers Planeten sehen, ihr werdet die schönsten Farnkräuter der ganzen Pflanzenwelt bewundern. Einige sind so hoch, daß ihr unter ihrem Schatten ruhen und sie mit Palmen verwechseln könnt; andere sind so klein und so zart gegliedert, daß sie die feinsten und wundervollsten Spitzen von Brüssel und Chantilly übertreffen.

Wir Bewohner der bescheidenen gemäßigten Zone können uns freilich auch am Anblick schöner Farnkräuter erfreuen, aber diese sind nur klein und vermögen, im Ganzen genommen, nur entfernt an die vorsintflutlichen Wälder zu erinnern. Die Pteris aquilina, das häufigste Farnkraut unsrer Wälder, bildet unter Kastanien und Eichen sozusagen einen liliputanischen Wald; die prachtvolle Osmunda, die auf den weichen Kissen von Moos und Leberkraut zwischen den von Gießbächen umbrausten Felsen wächst, hatte den Titel die Königliche, weil sie sich

fast zu der Würde der tropischen Farren erhebt. Und wie schön ist die Pteris cretica, so schlank, so elegant, so einsam, so befreundet den tiefen Wäldern und den krystallenen Bächen! Das Venushaar lebt ebenfalls an Wasserfällen; seine zarten Blätter lieben das tropfende Wasser und die Feuchtigkeit der schattigsten Felsengrotten.

Alle unsere Farren sind hell-, dunkel- oder blaugrün gefärbt, während ich in Indien Farrenkräuter mit goldigem oder silbernem Laub bewundert habe, die gemacht schienen, um die prächtigen Sammet- und Brokatkostüme des Cinquecento mit Arabesken zu verzieren. Unsere Ornamentiker sollten mit Fleiß und Liebe die Farnkräuter von Sikkim aufsuchen, und sie würden neue und eigentümliche Formen genug finden, um dem Auge nach der jahrhundertlangen Betrachtung der architektonischen Akanthusblätter etwas Neues zu bieten.

. . . Und jenes stolze Volk
Der Farn bedeckte das Gestein, das kalte,
Mit seiner Blätter Arabesken, und
An Höhe überragten sie bei weitem
Die jungen Eichen . . . .

Aleardi.

Tantôt il se repose avecque les bergères
Sur des lits naturels de mousse et de fougères.

Racan.

Feuer. — Flamme.

Es ist nicht leicht, die ästhetischen Elemente des Feuers von den andern verschiedenartigen Empfindungen, die es in uns erweckt, zu trennen; denn in ihm ist die Hitze so sehr an das Licht gebunden, daß für uns seine Wirkung in einem Begriff zusammenfällt.

Je nach den Umständen finden wir das Feuer schön und erfreulich, denn es erwärmt uns und verwandelt in wenigen Augenblicken eins der unangenehmsten und häufigsten Gefühle, das der Kälte, in eine Welle warmer Luft, in der wir mit Vergnügen wie in einem Bade untertauchen; oder es jagt uns Furcht und Schrecken ein, wenn es als zerstörende Geißel uns umlodert, Städte zerstörend und Wälder versengend.

Ich habe drei ungeheure Feuersbrünste gesehen. Eine von ihnen legte in wenig Stunden eine Straße einer norwegischen Stadt in Asche; die andere wütete in einer Vorstadt Mailands an jenem Unglückstage, wo Karl Albert die Fahne der Unabhängigkeit vor der österreichischen Armee einzog. Die dritte sah ich in der argentinischen Steppe: zu meiner Linken rasierte sie das Gefilde wie eine gigantische Feuersichel, zu meiner Rechten zerstörte sie einen jungfräulichen Urwald.

Diese drei Feuersbrünste waren von erhabener Schönheit, aber ich vermochte wahrlich nicht diese Schönheit zu bewundern, da ich, bewegt und er-

schrocken, Mitleid für die Andern empfand und Angst vor der mich selbst bedrohenden Gefahr.

Um die Ästhetik des Feuers zu studieren, darf man weder Furcht, noch Mitgefühl besitzen, noch auch die Hitze scheuen. Dann allerdings erfreut sich unser Auge an dem lebendigen, intensiven Licht, welches derartig unser Nervenzentrum trifft, daß wir von ihm fast den Eindruck gewinnen wie von einer schmetternden Trompete oder einem Triumphmarsch.

Das Wohlgefallen, das ein behagliches Feuer in uns erweckt, ist ein sehr allgemeines, primitives. Die Kinder und die Naturvölker, welche, psychologisch betrachtet, verwandt sind, genießen das Feuer wie ein Fest. Feuerchen anzuzünden, mit Kohlen, mit brennenden Zündhölzchen zu spielen, gehört zu den liebsten Beschäftigungen der Kindheit; aber auch auf die Erwachsenen wie die Greise übt ein lebhaftes Feuer eine ermunternde, erheiternde Wirkung aus.

Außer der elementaren und primitiven Schönheit, die das Feuer in der Intensität seines Lichtes besitzt, hat es noch viele andre, die aus dem beständigen Wechsel seiner Lichteffekte hervorgehen. Mag es immerhin ein zerstörendes Element sein, so ist es doch immer ein wirkendes Phänomen, das in der rapiden Folge seiner Ausbrüche uns die wohlbekannten und angenehmen Empfindungen des beständigen Wechsels verschafft, der schnellen Aufeinanderfolge verschiedenartiger Lichter, die einander ablösen und sich verwandeln.

Je verschiedenartigere Elemente das Feuer zeigt, desto größer ist seine Schönheit.

Am schönsten ist die Flamme der Glutpfanne; glühende Scheite und bunte Flammen, gelbliche, bläuliche und weiße, bräunliche, purpurne geben ein schönes, belebtes Bild. Die Kunst des Pyrotechnikers, die Effekte des Feuers und des Lichtes verdoppelnd, ja verhundertfachend und uns mit wechselnden Farben überraschend, zeigt uns, was für eine Ästhetik eins jener vier Elemente der alten Kosmogonie in sich birgt.

Für viele ist das Beste an einem Fest das Feuerwerk, womit es beschlossen wird; die Raketensalven, die bunten Sterne, die bengalischen Flammen gewähren dem Auge einen Rausch, der mit dem des Champagners zu vergleichen ist.

Für den melancholischen Denker dagegen sind die bescheidenen Flammen des Kamins am anziehendsten. Wie viele Bücher, Gedichte, wie viele großen Werke der Kunst und der Philosophie sind bei der langen, einsamen Betrachtung jener Flammen entstanden, die wie verliebte Zünglein flackern oder sich knisternd in Funken auflösen, oder hoch und leuchtend aufschießen, wie Phantasmen, die der Stab eines Magiers heraufbeschworen.

Das große Feuer wächst wie eine Wand,
Die trübe Rauchgewölke noch verdichten,
Und um den Wald ist sie zum Schutz gespannt,
Daß Andre ihre Bäume nicht vernichten;
Wie Schlösser türmt sich auf gewalt'ger Brand,
Wie Burgen, die sich stolz zum Himmel richten.

Tasso.

Und die Flamme prasselt, glüht,
Leuchtet, sprüht,
Strahlt in blut'gen Farben,
Zischt und braust,
Pfeift und saust,
Wirbelt auf die roten Garben.

Carducci.

Le bois mort, ce fruit de décembre,
Tombe du chêne que démembre
La main qui le fit verdoyer,
Et couvé dans les creux de l'âtre,
Il rallume au souffle du pâtre
Le feu, ce soleil du foyer. Lamartine.

Le feu qui foudroie
Bat les ponts qu'il broie,
Crêve les toits plats,
Roule, tombe et brise
Sur la dalle grise
Ses rouges éclats!

Sous chaque étincelle
Grossit et ruisselle
Le feu souverain.
Vermeil et limpide,
Il court plus rapide
Qu'un cheval sans frein.

Victor Hugo.

Fichte — Tanne etc.

Vom ästhetischen Standpunkt fasse ich die Fichten, die Tannen, die Cedern des Libanon und die übrigen Koniferen, die wir frei auf ihren Bergen oder als

Gefangene in unsern Gärten oder verirrt auf unsern Feldern wachsen sehen, unter einen Begriff zusammen. Meine botanischen Freunde werden darüber nicht erzürnt sein, und sie würden auch Unrecht haben.

Wenige Pflanzen besitzen eine so charakteristische Physiognomie, eine so ausgesprochene Individualität wie die Fichte. Sei es, daß sie in langen Reihen wie Soldaten erscheinen, welche die Gletscher verteidigen; sei es, daß sie auf den sanftgewellten Hügeln des sonnigen Italiens ihre phantastischen Schirme ausbreiten: sie genügen, um einer Landschaft die Physiognomie zu verleihen und um in der großen Anagraphe der schönen Dinge Namen und Zunamen zu erhalten. Die Alpen wären nicht die Alpen mehr ohne ihre Fichtenwälder, und Latium wie Parthenope wären verstümmelt ohne die einsame italienische Fichte, die den Palmen so reizende Gesellschaft leistet.

Der heimwehkranke Schweizer in den traurigen „Pampas“ von La Plata weint, wenn er das Herdengeläute hört; er weint, wenn er, ein illustriertes Buch öffnend, eine malerische Scene seiner Gebirge abgebildet sieht; aber er verzweifelt, wenn er den Duft des Harzes wahrnimmt, der ihn an seine Fichtenwälder erinnert, wo er die ersten Erdbeeren pflückte, wo er den ersten Kuß der Liebe genoß und die ersten Träume der Zukunft geträumt. Wenn wir, die prosaischen Bewohner einer prosaischen Ebene, unter den entlaubten Bäumen in den langen Wintermonaten eine Tanne sehen, nahen wir uns ihr mit Zärtlichkeit, um den Duft jenes Grüns

zu atmen, das allein dem Schnee und Frost widerstanden hat, und wir glauben einen Atemzug Alpenluft voll Harz- und Thymianduft zu genießen.

Die Fichte gehört den Alpen wie die Palme der Wüste, wie der Kokos den Koralleninseln Polynesiens, wie die Pappel und das saftige Gras den fetten Wiesen der Lombardei, wie das blonde Haar den blauen Augen und der Alabasterhaut der Frauen Skandinaviens und Englands. Jedes Land hat seine ihm eigentümliche Pflanze; jedes Tier hat das Fell, das seiner Natur entspricht; jeder Mensch trägt das Kleid, welches ihm angemessen ist.

Die Fichte ist der Baum des Gebirges par excellence. Bescheiden in der Nahrung, verlangt sie weder Dünger noch fruchtbaren Boden; sie klammert sich an die Felsen, und die erste beste Felsenspalte macht sie zum Tisch und Bett. Nur reine Luft und sonnigen Himmel braucht sie, und sie erhebt sich so gut am Rande der Abgründe wie am Fuße der Gletscher. Sie erträgt die Last des Schnees und der Regenstürme; sie schwankt, aber sie beugt sich nicht und stirbt nur nach dem Verlauf von Jahrhunderten oder durch den Blitzstrahl. Sie stirbt im Stehen wie ein Held. Ihre Blätter wogen nicht im Sturm, säuseln nicht im Winde, sondern starr und scharf stehen sie grade wie der Stamm, wie die Äste, an denen sie wachsen. Blumen, die der Laie so nennen könnte, bietet sie nicht dar; nur wenn die Sonne sie stark erwärmt, entsendet sie einen heilsamen Harzgeruch, der ihr gesunder, kräftiger, reiner

Atem ist; denn sie kennt nicht die Miasmen des Sumpfs und die Krankheit der Skropheln.

Misanthrop aus Stolz, nicht aus Haß gegen die andern Geschöpfe, geht sie keine Intimität mit den kleineren Pflanzen ein; sie lebt und verkehrt nur mit ihresgleichen und gewährt höchstens am Stamm und an den Zweigen den Moosen und Flechten Gastfreundschaft.

Wo Zimmer einst und Hallen,
Sieht trüb das Meer man wallen,
Das neue Grenzen schafft,
Und wo die Masten fuhren,
Rauscht auf Ravennas Fluren
Die Fichte, fabelhaft. Zanella.

Im Anfang jenes Sommers, zu der Zeit,
Wo würziger Wohlgeruch entströmt den Wäldern
Der harzigen Fichte, wo die rote Kirsche
Der späten Amarelle beugt die Äste ....

Zanella.

.... Die voll belaubten Eichen
Von San Ponto spenden dir holden Schatten,
Wie auch die duftigen Fichten
Des gastlichen Ravenna freundlich waren
Dem grollenden Alighieri.

Regaldi (nach Lamartine).

Durch Wolken zieht der Mond,
Die große weiße Fläche rings bestrahlend
Und jener Fichten düstre Schatten malend,
In deren tief gesenkten Zweigen wohnt
Die Sehnsucht nach dem Tode ...

Carducci.

Nous ne goûterons plus votre ombre
Vieux pins, l'honneur de ces forêts,
Vous n'entendrez plus nos secrets.

Lamartine.

On ne voit en passant par les Landes désertes,
Vrai Sahara français, poudré de sable blanc,
Surgir de l'herbe sèche et des flaques d'eaux vertes
D'autre arbre que le pin avec sa plaie au flanc;
Car, pour lui dérober ses larmes de résine,
L'homme, avare bourreau de la création,
Qui ne vit qu'aux dépens de ceux qu'il assassine,
Dans son tronc douloureux ouvre un large sillon!

Gauthier.

Les grands pins contournés, dont les voûtes ombreuses
Chantent au moindre vent. J. Autran.

Avec les grands pins que tourmentent
Sur leurs pics de granit les ouragans hurleurs,
Soudain mes pensées se lamentent,
Et se dressent, d'un jet, vers d'étranges hauteurs!

Georges Lafenestre.

Les pins, lyres au vent, qui vibraient alentour.

Jean Aicard.

. . . . die frischen, sanften Lüfte,
Die um die Buchen und die Tannen schweben,
Sie machen murmelnd ihre Wipfel beben.

Ariosto.

Es wächst die Tanne schlank und ohne Knorren,
Die Segel dran zu spannen auf dem Meer.

Poliziano.

Durch den würzigen Duft der Tannen,
Durch der Blumen Balsamhauch
Steigt ein Chor auf aus den Thälern,
Liebe- und geheimnisvoll. Carducci.

. . . .
Die Tanne ehr' ich mehr; sie wird als Sarg
Einst mit vier blanken Brettern eng umschließen
Der Seele düstern Kampf und eitle Wünsche.
Carducci.

L'arome des sapins résineux chargeait l'air
De son effluve au suc nourissant, mais amer.
Mme Auguste Penquer.

L'ombre des noirs sapins me voile le croissant;
. . . .
Au doux vent que ma joue à peine a ressenti,
Quel immense soupir de leur cime est sorti!
Il naît, il gronde, il baisse.... il meurt. C'est la tempête
Qui passe avec sa voix et ses coups sur ma tête,
C'est la voile où le vent siffle et tonne la nuit,
Quand sur les sombres mers la vague la poursuit.
Non, c'est un souffle mort dont la nuit les effleure.
Oh! qu'à présent la brise avec tendresse y pleure
N'est-ce pas le soupir de quelque esprit ami
Qui dans ces sons si doux se dévoile à demi,
Vient prêter à ces vents leur douce voix de femme
Et par pitié pour nous pleurer avec notre âme?
Arbres harmonieux, sapin harpe des bois,
Où tous les vents du ciel modulent une voix
Vous êtes l'instrument où tout pleure, où tout chante,
Où de ses milles échos la nature s'enchante,
Où dans les doux accents d'un souffle aérien,
Tout homme a le soupir d'accord avec le sien!

Arbres saints, qui savez ce que Dieu nous envoie,
Chantez, pleurez, portez ma tristesse ou ma joie!
Seul il sait dans les sons dont vous nous enchantez,
Si vous pleurez sur nous, ou bien si vous chantez.
Lamartine.

„Give me of your balm, o Fir-tree!
Of your balsam and your resin,
So to close the seams together,
That the water may no enter,
That the river may not wet me!“
And the Fir-tree, tall and sombre,
Sobbed through all its robes of darkness,
Rattled like a shore with pebbles,
Answered wailing . . . .
Longfellow.

Before me rose an avenue
Of tall and sombrous pines;
Abroad their fan-like branches grew,
And, where the sunshine darted through,
Spread a vapour soft and blue,
In long and sloping lines.
Longfellow.

Ich hör' die Lüfte leiſ' und traurig klagen
Durch Cedernbäume und bejahrte Eichen,
Und bis zum dunkelſten und tiefſten Grunde
Erbeben alle Felſen in der Runde. Monti.

Den Libanon vor Augen, hörte er
Den mächtigen Harfenton der Cedern klingen
Inmitten der bejahrten Wälder, und
Es ſtieg vom öden Patmos der verbannte
Johannes auf zu Gott mit Lobgeſängen,
Die Künft'ges mit Prophetenkraft enthüllen.
Regaldi.

.... les cèdres chevelus,
Élargissant leurs troncs en vivante colonne,
Pour porter à cent pieds leur flèche ou leur couronne
Et dans les feux du ciel toujours vert les noyant,
Couvraient partout les monts d'un grand flot ondoyant.
Lamartine.

Aigles qui passez sur nos têtes,
Allez dire aux vents déchaînés
Que nous défions leurs tempêtes
Avec nos mâts enracinés.
Qu'ils montent ces tyrans de l'onde!
Que leur aile s'amente et gronde
Pour assaillir nos bras nerveux!
Allons! leurs plus fougueux vertiges
Ne feront que bercer nos tiges
Et que siffler dans nos cheveux.
Lamartine *(Chœurs des cèdres du Liban)*.

"Give me of your boughs, o Cedar,
Of your strong and pliant branches,
My canoe to make more steady,
Make more strong and firm beneath me!"
. . . .
Down he hewed the boughs of cedar,
Shaped them straightway to a framework,
Like two bows he formed and shaped them,
Like two bended bows together.
Longfellow.

Fisch.

Die Ästhetik der Fische ist keine erhabene, aber sie ist reich an den verschiedenartigsten Elementen. In der zahlreichen Familie der lebendigen Geschöpfe

bilden die Fische ein von uns zu weit entferntes Glied, als daß wir in ihnen ästhetische Vergleiche oder Stoff zu freundlichsten Sympathien finden könnten. Sie sind Tiere wie wir, haben gleich uns Geschlechtsunterschiede und eine Wirbelsäule, sowie die gewöhnlichen, allen unsern nächsten Verwandten zukommenden fünf Sinne; aber statt der Haut haben sie Schuppen, statt der Beine und Arme Flossen, statt der Lungen Kiemen. Sie können weder reden, singen, noch brüllen: sie sind stumm, und statt zu gehen, schwimmen sie; sie leben in einem Elemente, worin wir ersticken.

Daher betrachten wir auch die Fische mehr mit Neugierde als mit Anteil, und ihre Schmerzen, die uns unbekannt sind, können meist nur die Mitglieder von Tierschutzvereinen rühren.

Und doch haben auch die Fische ihre Schönheit in der Gewandtheit und Eleganz ihrer Bewegungen, in dem Glanz ihrer Schuppen, welche mehr einen Panzer als eine Haut bilden, in den bunten, lebhaften Farben, die sie uns zeigen. Sie sind würdig, in jenem flüssigen, klaren Urelemente zu leben, welches ihnen zugleich Lebensboden und Atmosphäre ist.

Ich lasse die Fische, die nicht eigentliche Fische, sondern im Meere lebende Säugetiere sind, beiseite; ebenso die, welche mehr den Schlangen oder phantastischen Drachen oder unförmlichen Kröten gleichen oder als stachelige, giftige Kugeln vorkommen; mit all diesen hat sich der Zoologe zu beschäftigen, nicht der Ästhetiker. Wenn ich auch noch jene Monstra

ausschließe, die als die Ausgeburten wüster Träume erscheinen, so bleibt doch noch eine unendliche Zahl der schönsten Geschöpfe übrig, die in den Wassern der Flüsse, Seen oder Meere ihr Wesen treiben.

Der klassische Fisch der Ästhetik ist ein Geschöpf von reinem Silberglanz oder von Silber, das mit Gold, Stahl oder Bronze verziert ist; mit seinen schimmernden metallischen Farben scheint es die großen Künstler von Delhi oder Japan inspiriert zu haben. Bei den Fischen sehen wir jede Art von Phosphorescenzen, alle möglichen Schattierungen, jeglichen Metallglanz, und mehr als einmal können wir das alles in einem Körperchen vereinigt finden, das in unsrer einen Hand Platz hat. Es scheint, als hätten sie der Sonne und dem Mond allen Zauber ihres Lichtes entwendet, den diese Himmelskörper den Wogen spenden, wenn sie herniederstrahlen auf die Wasser. Es giebt Fische, die sozusagen ciseliert sind im reinsten Silber, und andre, welche aus dem Golde von Tipohani gegossen scheinen. Andere wieder sind blau, wie aus einem Stückchen Himmel geschnitten; aber auch mit diesen bewundernswerten Schöpfungen begnügt sich die Natur noch nicht, und sie bestreut jenen Saphir noch im Überflusse mit Gold- oder Silberstaub, oder sie ziert die Schuppen mit Flecken von Purpur, Ebenholz und Topas.

Wie heben sich von jenen silberschimmernden Körpern die kleinen goldenen Kreise der Augen ab; mehr Linsen als Augen und mehr Brillen als Linsen.

Auch giebt es eine ganze Legion von Fischen,

die ihre Schönheiten aus der Welt des Grotesken empfangen, die sich aufblasen wie Ballons oder sich platt machen wie ein Teller; die sich winden wie Schrauben oder sich ausdehnen wie Tuben; andere tragen Sägen, Schwerter oder Schnüre an ihren Mäulern; wieder andere verwandeln sich in Flöten oder in Baßgeigen, Violinen und Klarinetten.

Alle Fische aber scheinen aus dem Elemente, worin sie leben, eine gewisse glatte, lüsterne Behendigkeit zu empfangen, weil auch Aphrodite daraus hervorging. Ich berufe mich auf die Frauen, um diese Behauptung zu bestätigen. Wenn sie auch mit Worten nein sagen, so werden sie mir doch mit züchtigem Erröten Recht geben.

Wenn die griechische Mythologie, die psychologisch und ästhetisch tiefste Religion, die jemals ein menschliches Gehirn ausgedacht, die Göttin der Liebe aus dem Schaum des Meeres geboren werden ließ, warum sollten nicht die Fische, ihre Gefährten, von ihr inspiriert sein, warum sollte sie nicht zu fröhlichen Dingen auch jene andern reizenden Geschöpfe begeistern, die zwischen den Menschen sich umhertummeln und ebenso von Wonne und Liebe glänzen und schimmern?

Quelles richesses admirables
N'ont point ces nageurs marquétés
Ces poissons, aux dos argentés,
Sur leurs écailles, agréables!
Ici je les vois s'assembler,
Se mêler et se démêler

Dans leur couche profonde,
Là, je les vois (Dieu! quels attraits!)
Se promenant dans l'onde,
Se promener dans les forêts.
Je les vois en troupes légères
S'élancer de leur lit natal;
Puis tombant, peindre en ce cristal
Mille couronnes passagères.
L'on dirait que, comme envieux
De voir nager dedans ces lieux
Tant de bandes volantes,
Perçant les remparts entr'ouverts
De leurs prisons brillantes
Ils veulent s'enfuir dans les airs.

Racine.

Parfois de grands poissons, à fleur d'eau voyageant,
Font reluire au soleil leurs nageoires d'argent,
Ou l'azur de leurs larges queues.
La mer semble un troupeau secouant sa toison:
Mais un cercle d'airain ferme au loin l'horizon;
Le ciel bleu se mêle aux eaux bleues.

Victor Hugo.

Bercé par mon bateau dans une extase vague,
J'allais donc, et de l'œil je plongeais sous la vague,
Et je voyais, à peine éclos du lit natal,
Cent agiles poissons nager en plein cristal.
Jamais plus bel essaim n'avait diapré l'onde.
Autour de ma nacelle, ils passaient à la ronde,
S'approchaient, s'écartaient et revenaient encor:
L'un rapide et brillant comme une flèche d'or;
L'autre, pour mieux montrer sa robe verte ou bleue,
Frôlant à peine l'eau d'un mouvement de queue;
Tous merveilleux à voir, violets, rouges, blonds;
Des jardins de la mer c'étaient les papillons.

J. Autran.

Through the clear, transparent water
He could see the fishes swimming
Far down in the depths below him:
See the yellow perch, the Sahwa,
Like a sunbeam in the water,
See the Shawgashee, the craw-fish,
Like a spider on the bottom,
On the white and sandy bottom

Longfellow.

Flechte.

Viele, welche nur die gewaltigen, prächtigen, die mit lauter Stimme redenden Schönheiten zu bewundern verstehen, leben und sterben, ohne die Betrachtung der vielen schönen Dinge genossen zu haben, die zart und verborgen sind, und welche objektive Augen und die Sinne des Künstlers verlangen.

Unter jene zarten Schönheiten sind die Flechten zu rechnen, ein bescheidenes mikroskopisches Pflanzenvolk, das an der äußersten Grenze der Flora steht und schon das Mineralreich berührt.

Alle führen ein einsiedlerisches Leben, zufrieden mit einem Sonnenstrahl, wenn sie auch von den Wolken eines immer unfreundlichen Himmels oder von den Tautropfen durchnäßt sind. Sie lieben Steine, Felsen und Rinden alter und kranker Bäume; Borken und Gestein überziehen sie mit staubigen, körnigen oder schwammigen Wucherungen.

Manchmal reduzieren sie sich auf einen einfachen braunen, schwarzen oder grünlichen Flecken; zuweilen

aber haben sie auch die lebhaftesten Farben. Selbst in diesen Flecken enthüllt das Mikroskop überraschende Geheimnisse und wundervolle Formen.

Wenn sie von dem einfachen Fleck sich zu der größeren Ansehnlichkeit des Gewebes ausdehnen, bilden sie wahre Kleider und Panzer, mit denen sie die Felsen und absterbenden Baumstämme bedecken und so die Rauheit des Gesteins, wie die Misere einer langsamen Agonie verbergen.

Auch unter den Flechten giebt es eine aristokratische Klasse, die sich bis zum Range winziger Bäumchen aufschwingt; diese ähneln den feinsten Polypen, welche das Meer verließen, um in der feuchtfrischen Ruhe des Waldes zu wohnen.

Die auch in unsern Gehölzen lebende Renntierflechte erreicht in Skandinavien eine stattliche Höhe und prächtige Formen. Unter dem dunkeln Schatten der Tannen, in dem weichen Bett eines hundertjährigen Stamms, zwischen den Sammetkissen der Moose sieht man einen ganzen Teppich von silbernen Korallen, wie antike Spitzengewebe; unser Fuß sinkt in diesen weichen Teppich ein, besorgt, alle diese zarten, hübschen Geschöpfchen zu zerstören, welche dir ein elastisches, wonniges Lager bieten und dich mit dem feuchten Duft des Waldes umfangen.

O Weite du der Ebenen und Wälder,
Wo der erhabne Gott die niedern Flechten
Dem Renntier säte und den Klee der Hirschkuh.

Aleardi.

Fluß.

Die Flüsse sind die Adern unsers Planeten. Sie sammeln das Wasser aus den Gletschern und Bergen auf und tragen es an das große Herz des Ozeans, der es, durch die Arterien der Wolken gereinigt, der Erde zurückgiebt.

In den Strömen kreist das Blut des Erdballs. Wenn wir vor jenem Wasser stillstehen, welches ohne zu ruhen dahinfließt, so werden wir nicht müde, jene Jahrhunderte lange Bewegung zu bewundern, die fortdauern wird bis zum letzten Todeskampfe der sterbenden Sonne; sie ist uns zugleich der beredteste Ausdruck dafür, daß auch die Erde ein lebendiger Organismus ist, der sich bewegt, sich ernährt, der ein Herz, Adern und Pulse besitzt.

Die Flüsse üben auf den Menschen einen mysteriösen Zauber aus: die Wilden fühlen ihn, ohne nach dem Warum zu fragen; die Dichter der zivilisierten Völker empfinden ihn und geben ihm in ihren Liedern Ausdruck, öfter aber noch in ihren Elegien; denn der Strom inspiriert eher zur Melancholie als zur Fröhlichkeit. Wir, die wir gestern geboren wurden und bereit sein müssen, morgen zu sterben, wir können nicht ohne tiefen Ernst jene Woge betrachten, die unaufhörlich ihren Weg verfolgt, ohne unsern Augen zu zeigen, woher sie kommt, wohin sie geht. Dieses fließende Wasser haben schon unsre Vorfahren des Mittelalters so gesehen, wie es heute ist, die Söhne des Romulus, die alten Etrusker, ja die vor-

sintflutlichen Menschen. Alle jene Generationen badeten darin ihre Glieder, verströmten darin ihr Blut im Kriege, überschritten es auf Furten, Brücken und Dämmen; aber der Fluß reinigte seine Wasser von dem Schweiß und Blut der Menschen, warf die Brücken und Dämme um, zerstörte sie immer wieder aufs neue und verfolgte unerbittlich, unermüdlich seinen verhängnisvollen Weg. Nichts gleicht mehr der flutenden Woge des großen Menschenstroms, von dem man auch nicht weiß, woher er kam und wohin er gehen wird; er strömt und wogt durch die Blätter der Geschichte, in Lieb' und Haß, von Blut gerötet, von Thränen verbittert, von den Strahlen eines reinen Himmels lachend verklärt. Wir, die kleinen Tropfen jener Woge, werden mit weggerissen von den andern Tropfen, jetzt in vertraulichem Kosen, jetzt im wilden Wirbel der Sturzwelle. Und fort und fort, unaufhörlich, unermüdlich, verhängnisvoll strömt der Fluß dem Meere zu, flutet das Menschengeschlecht zum Ozean des Unbekannten.

Der Mensch, der in einen Fluß schaut, spiegelt dort nicht nur sein eigenes Bild ab, er liest dort auch das Schicksal der Menschheit. Doch nicht alle Gedanken, die der Strom in uns erweckt, sind traurige. Jene silbernen oder dunkeln Bänder sind Verkehrsstraßen des Menschen, und an die Flußufer hat der Mensch seine größten, blühendsten Städte gebaut. Wenn die Flüsse überschwemmen, so befruchten sie auch; wenn sie die Völker trennen, so vereinigen sie dieselben noch öfter, und von der

Zivilisation gebändigt, tragen sie zwischen ihren Ufern den Reichtum und das Gedeihen dahin. Sie sprechen zu uns nicht nur mit dem Gebrüll der Zerstörung, sondern auch mit dem Murmeln fröhlichen Lebens, welches sich tummelt in Wald und Feld.

* * *

Die Schönheiten der Flüsse sind unendlich und mannigfach wie alle durch das Zusammenwirken von Wasser und Erde entstehenden Kombinationen. Die Betten des La Plata- und des Amazonenstromes sind wasserreich wie ein Meer, und man kann nicht von dem einen Ufer zum andern sehen; wenn wir jedoch mit einem Blick die beiden Ufer umspannen können, dann eröffnen uns die Windungen des Flusses zwischen zwei Gestaden zugleich den reizenden Anblick eines Landschaftsgemäldes und der gebogenen Uferlinien, und all die Einzelheiten, welche der Strand bietet, die verstreuten, oft einen wahren Archipelagus bildenden Inseln, machen aus einer Landschaft Hunderte und aus einem Bilde eine ganze Gemäldegallerie.

Alle ihre Reize aber vereinigen die Flüsse, wenn ihre Ufer weder zu nahe, noch zu weit von einander entfernt sind; dann können wir, auf ihnen dahingleitend, die Blicke rechts und links auf immer neuen Gegenständen unsrer Bewunderung ausruhen lassen. Einmal bahnt sich das Wasser den Weg durch unendliche Wüsten und Steppen, dann wieder zwischen Buschwerk oder grünen Wäldern, wo gigantische

Bäume und Lianen sich herabbeugen, um sich in der Welle zu baden und ihre Brüder auf dem andern Ufer zu begrüßen. Wo der Fluß sich hier und da verengt, sendet das eine Ufer dem andern eine Liebesbotschaft, indem es eine Liane hinüberwirft, die eine Brücke bildet und mit einem grünen Bogen die beiden Schwestern vereinigt, sodaß sie sich innig umarmen; unter diesen Bogen und Wölbungen gleitet der Mensch, von Bewunderung bewegt, in seinem Kahn dahin. Zuweilen berühren und umschlingen die Gewächse einander selbst mit ihren Zweigen, wie ich es in der Schweiz und in Mittelamerika gesehen habe; durch diese grünenden und blühenden Bogen schimmert der Himmel nur spärlich durch, oder er erscheint plötzlich groß und in strahlender Bläue.

Uns Europäern, die wir in unsern Straßen, in unsern Mauern eingeschlossen sind, erscheinen die freien, wilden Ströme Amerikas, Afrikas, Asiens wie Erinnerungen an jene Zeit, wo die Länder noch nicht in das Hypothekenbuch oder in das Steuerarchiv eingetragen waren, und wo der Mensch überall gehen durfte, wohin seine Füße oder die des gezähmten Pferdes ihn trugen.

Auch für uns noch sind die Flüsse das letzte Gebiet, das von allen Reglements freigeblieben, das Letzte, was sich unsrer Quadratur entzieht, und in der Unregelmäßigkeit der Ufer und des Stromlaufs genießen wir einen letzten frischen Trunk der freien und wilden Natur. Darin vor allem haben die Ströme ihre Schönheit, und ihre Ufer behalten für

Dichter und Prosaiker, für Genies und gewöhnliche Sterbliche ewigen Reiz.

. . . . durch halb Toskana dehnt sich hin
Ein Flüßchen, das entspringt in Falterona,
Dem hundert Meilen Laufs noch nicht genügen.

Dante.

König der andern, edel-stolzer Fluß,
Der du der Sonn' begegnest, wenn es tagt,
Bis du empfängst der Abendröte Kuß.

Petrarca.

O, holde Gegend und du Strom so rein,
Du badest ihr Gesicht und ihre Augen,
Und deine Flut ist licht wie Sonnenschein.

Petrarca.

Du rascher Strom, aus rauher Alpenquelle
Hervorgeronnen, drum du Rhone heißest,
Der Tag und Nacht du sehnend mit mir reisest,
Dich treibt Natur, mich Lieb' an gleiche Stelle.

Geh' du voraus; nicht zügelt deine Schnelle
Ermattung, Schlaf. Und ehe du erweisest
Sein Recht dem Meer, beachte, wo du kreisest,
Um frisch'res Grün, um rein'rer Lüfte Helle.

Petrarca. (F.)

Nachdem sie irrten in die Kreuz und Quere,
Von Ort zu Orte, bot ein Strom sich dar.
Ganz sanft und leise glitt er hin zum Meere;
Kaum nahm das Auge die Bewegung wahr,
Und daß das Licht ihn bis zum Grund verkläre,
Gestattete die Flut so rein und klar . . . .

Ariosto.

River! that in silence windest
Through the meadow, bright and free
Till at lenght thy rest thou findest
In the bosom of the sea!

Four long years of mingled feeling,
Half in rest, and half in strife,
I have seen thy waters stealing
Onward, like the stream of life.

Longfellow.

La mer, dont le soleil attire les vapeurs,
Par ces eaux qu'elle perd voit une mer nouvelle
Se former, s'élever, et s'étendre sur elle.
De nuages légers cet amas précieux,
Que dispersent au loin les vents officieux,
Tantôt, féconde pluie, arrose nos campagnes,
Tantôt retombe en neige, et blanchit nos montagnes.
Sur ces rocs sourcilleux, de frimas couronnés,
Réservoirs des trésors qui nous sont destinés,
Les flots de l'Océan apportés goutte à goutte
Réunissent leur force, et s'ouvrent une route.
Jusqu'au fond de leur sein lentement répandus,
Dans leurs veines errants, à leurs pieds descendus,
On les envoit enfin sortir à pas timides,
D'abord faibles rousseaux, bientôt fleuves rapides
Des racines des monts qu'Annibal sut franchir,
Indolent ferrarois, le Pô va t'enrichir;
Impétueux enfants de cette longue chaîne,
Le Rhône suit vers nous la pente qui l'entraîne,
Et son frère, emporté par un contraire choix,
Sorti du même sein va chercher d'autres lois.
Mais enfin terminant leurs courses vagabondes,
Leur antique séjour redemande leurs ondes.
Ils les rendent aux mers; le soleil les reprend:
Sur les monts, dans les champs, l'aquilon nous les rend.

Racine le fils (*Origine des fleuves).*

J'ai vu le fleuve, épris du gazon du rivage,
Se glisser, flots à flots, de bocage en bocage,
Et dans son lit, voilé d'ombrage et de fraîcheur,
Bercer en murmurant la barque du pêcheur.
Lamartine.

Oui, ces fleuves, que boit tout avide culture,
De l'antique Océan sont la progéniture;
Ce sont ses propres fils, que lui même a chargés
De transporter ses dons au monde partagés.
A la base des monts qui recèlent leur courses,
Ils s'écoulent; chacun féconde vingt pays:
Rhin, Danube, Eridan, Nil, Gange, Tanaïs,
Meschacébé, Niger, Orénoque, Amazones,
Cydnus, Euphrate, vont réjouissant les zones,
Semant de toute part, le long de leur chemin,
Les tributs que, pour vivre, attend le genre humain.
Et vers le lit natal tous dirigent leur marche;
Et toi, vieil Océan, ô père! ô patriarche!
Qui de tes fils errants attendais le retour,
Tu leur ouvres ton sein qui tressaille d'amour!...
J. Autran.

Fuß.

Bei uns Erwachsenen kann man keinen so schönen Fuß finden wie bei den Kindern; wenn unsere Bildhauer einen Fuß darstellen wollen, finden sie kein Modell und müssen zu den antiken Statuen ihre Zuflucht nehmen oder nach freier Erfindung arbeiten.

Die Gewohnheit, Schuhe zu tragen und sie immer kleiner haben zu wollen, als angebracht ist, verbildet unsern Fuß dermaßen, daß die Mode Grund genug hat, ihn zu verbergen.

In meiner Eigenschaft als Direktor der warmen Bäder durch vier Jahre und der Bäder von Rimini während zwölf Jahren habe ich von Amtswegen eine Unzahl nackter Füße von Männern und Frauen der Mittelklassen und der höchsten Stände sehen müssen und habe mich vor all der Unförmlichkeit entsetzt, die man auf künstlichem Wege diesem von der Natur schön gebildeten Körperteile gegeben hat.

Wenn das Schamgefühl uns gebietet, andere Teile zu verbergen, sollte die Scham uns zwingen, die Füße zu verstecken wie eine Wunde. Am betrübendsten ist es, daß es grade die Frauen sind, welche die Füße mehr als wir verunstalten, weil sie behaupten, den möglichst kleinen Fuß zu besitzen, und jeden Ungläubigen verdammen. Ein König unsers Jahrhunderts liebte es, die Frauen im Gewande der Eva vor dem Sündenfall zu sehen und zu bewundern, aber er wünschte sie zu ganz besonderem Reize mit Stiefelchen bekleidet, womit er einen erlesenen ästhetischen Geschmack bewies. Er nahm das Weib, wie die Natur es geschaffen, aber er korrigierte einen von der Zivilisation verschuldeten Druckfehler.

Freilich können wir auch unter den Erwachsenen ein seltenes Mal einen schönen Fuß beobachten, aber stets oder fast immer nur unter den Landleuten oder den Armen, die keine Schuhe tragen. Die schönsten Füße sieht man in Indien, wo man nur ganz leichte oder gar keine Fußbekleidung trägt; die Frauen im Hause lassen die Füße nackt, schmücken sie mit Ringen, bemalen die Sohlen mit roten Farben; hier-

durch nehmen sie diesem Piedestal unsers Körpers alle Mängel und Häßlichkeiten, womit wir, die Gebildeten, es ausgestattet. Wir haben in der Welt der Wollust eine große Provinz verwüstet, indem wir den Fuß so schlecht behandelten. Die Indier und andre Völker Asiens dagegen haben ihn mit Liebe gepflegt.

Ein Fuß muß, um schön zu heißen, vor allen Dingen klein sein, sodann gewölbt, nicht platt, mit weder zu hohem Rücken, wie oft bei dem spanischen Fuße, noch mit zu niedrigem; die Zehen müssen wohl abgeteilt und grade sein, mit regelmäßig geformten Nägeln. Er darf weder Hautverhärtungen, noch Auswüchse haben, nicht zu mager sein, keine Ecken und spitzen Winkel besitzen, weder die Sehnen noch die Knochen hervortreten lassen, sondern muß die reiche Harmonie elastischer und schlanker Linien zeigen.

In jüngster Zeit ward die Frage aufgestellt, ob am Fuße der Daumen länger oder kürzer als die nächste Zehe sein müsse, und weil man gewohnt ist, a priori zu urteilen, anstatt ohne Vorurteil in dem großen Buche der Natur zu lesen, sagt man, daß ein menschlicher Fuß, um schön genannt zu werden, sich möglichst weit von dem der Affen entfernen müsse, bei denen die große Zehe kürzer ist.

* * *

Warum aber ist ein kleiner Fuß schön, warum schreiben wir grade ihm den Charakter der Feinheit, des Aristokratischen zu?

Schopenhauer antwortet, daß dies daher kommt, weil der kleine Fuß ein Vorrecht der menschlichen Rasse sei; weil wir uns um so mehr für Menschen halten, je weiter wir uns von den Tieren entfernen.

Aber der deutsche Philosoph, wie in manchen andern Dingen, so auch in den Naturwissenschaften nicht genau unterrichtet, hat sich eines großen Irrtums schuldig gemacht. Viele Tiere haben — natürlich im Verhältnis zu ihrer Größe — einen weit kleineren Fuß als wir; es wird genügen, den Elefant, den Hirsch, die Gazelle zu erwähnen.

Ich dagegen halte für den wahren Grund, wodurch sich der Mensch, in seiner allgemeinen Ästhetik, von allen anderen Säugetieren unterscheidet, den, daß er sich auf einer kleinen Basis erhebt, indem er die Erde nur mit einer sehr kleinen Fläche berührt. Alles an ihm ist vertikal, alles trägt zu seiner aufrechten Haltung bei. Je weniger also der Fuß den Erdboden berührt, desto mehr idealisiert er uns.

Bezüglich der Frauen ist das Erfordernis eines kleinen Fußes noch größer, weil auch er eine der Extremitäten ist, durch die wir Besitz von ihnen nehmen. Hände, Füße, Gestalt müssen klein sein, denn an ihnen haftet zuerst unser Gedanke, sie strebt sodann unsere Hand zu erfassen, um uns in den Besitz eines Schatzes zu setzen, den wir glühend begehren und ganz zu dem unsern machen wollen.

Im Orient, ich möchte sagen in ganz Asien, wo Männer und Frauen beim Sprechen, Essen, Schlafen entweder sitzen oder liegen, werden die geschlechtlichen

Beziehungen weit öfter mit den Füßen als mit den Händen vermittelt, und ich möchte behaupten: einen kleinen Fuß in der Hand zu halten, ist eine göttliche Wollust; es ist die reizende Sinfonie der großen Oper der Liebe.

Fügen wir noch hinzu, daß der kleine Fuß uns die Wade schöner und voller erscheinen läßt, die wir im Gegensatz zum Fuße stark und wohlgenährt wünschen. Es giebt daher also drei Gründe für die Schönheit eines kleinen Fußes, obgleich ich nicht glaube, alle gefunden zu haben, und es noch andere von größerem Gewichte geben mag.

Gänseblümchen.

Viele weit schönere Blumen als das Gänseblümchen wachsen und verwelken, ohne andere Ehre zu genießen, als von den Botanikern einen lateinischen Namen zu erhalten und ruhig zwischen den Blättern ihrer Herbarien zu schlummern, nachdem sie zuvor mit Schwefelkohlenstoff getränkt oder mit alkalischer Sublimatlösung vergiftet worden sind. Das Gänseblümchen dagegen fesselt das Auge des Dichters und der Verliebten, welche seine ästhetischen Tugenden in Gedichten oder in Liebesscherzen feiern.

Diese Ehren verdankt es seiner ganzen ausgesprochenen Eigenart. Das Gänseblümchen ist mehr als manche andere Blume ein Individuum, eine Persönlichkeit; es erhebt sich auf seinem einzigen

Stengelchen und scheint harmlos und unbefangen seine bescheidenen Schönheiten darzubieten. Wenn es sich begnügt, eben nichts anderes zu sein als ein Gänseblümchen, dann ist es so familiär, so anspruchslos, daß es vom Januar bis zum Dezember, immer und überall, an Ackerrändern, auf Wiesen, ja selbst auf Wegen, Plätzen und den Straßen der Städte blüht. Die Kinder, die noch zu klein sind, um schon stehen zu können, pflücken, im Grase liegend, als erste Blume das Gänseblümchen; sie rupfen ihm die Blättchen aus, wie später Erwachsene mit kindlichem Herzen thun, um das Liebesorakel zu befragen.

Wenn das Gänseblümchen größer wird und sein Haupt höher über die Wiesengräser hebt, bewahrt es doch immer dieselbe Physiognomie, indem aus einem Sternchen ein Stern wird. Die Sterne des Himmels gleichen ihm mit ihrer reinen Aureole, die mit geometrischer Regelmäßigkeit einen Kranz um die goldene Scheibe der Mitte bildet.

So gewöhnlich und fast zu regelmäßig es auch sein mag, so besitzt das Gänseblümchen doch viel eigenartige Poesie. Des Abends schließt es seinen Kelch, um die sterbende Sonne zu beweinen, und zeigt dabei an der geschlossenen Krone einen rötlichen Saum, gleichsam als sei es leicht errötet bei dem Gedanken an die Geheimnisse der Liebe, die sich in seinem Busen beim Schweigen der Nacht vollziehen. Am Morgen verschwindet die Röte, und der Kelch öffnet sich wieder voll und rein, denn es hat geliebt, ohne zu sündigen.

Das Gänseblümchen ist eine Blume von bescheidener, stiller Schönheit; es hat nichts von dem lyrischen Schwung der Orchideen, noch von der Epopöe der Rosen, noch von den Flammen der Nelken. Es bequemt sich dem gemäßigten Klima, dem Geschmacke aller an. Bescheiden mit dem Wohlwollen, strebt es nicht nach Bewunderung.

Les amoureux (qui n'est naïf, aimant ?)
Ont cet usage, observé comme un rite,
D'aller aux prés cueillir la marguerite
Pour s'assurer qu'on les aime et comment.
Chaque pétale a sa réponse écrite:
Un peu, beaucoup, ou passionnément,
Ou pas du tout.... Et leur vague tourment
Du mot final s'adoucit ou s'irrite.
Si l'amour, fait de joie et de douleur,
Dit son secret, c'est dans toute la fleur,
Plutôt qu'en l'un ou l'autre des pétales:
Car tout, l'oubli comme le souvenir,
La langueur tendre et les hauteurs fatales,
Au cœur aimé tout cela peut tenir.

Léon Valade.

Dans les prés effeuille à son tour
La marguerite
Qui dit les secrets de l'amour.

Murger.

Ils frémissaient au souffle enbaumé des zéphyrs,
Simplement couronnés de marguerites pâles !...

Maurice Rollinat.

Cependant l'aïeul doux aux plus faibles, le chêne
Souffrant à ses genoux les mousses et la chaîne
Des églantiers, faiseurs de roses et de miel,

Regarde du côté des marguerites blanches
Et mendiant d'azur, il tend ses vieilles branches
Pour y prendre à pleins doigts un grand morceau de ciel.
Albert Mérat.

Aux prés pousse une fleur, qu'en son naïf délire,
L'inquiète amoureuse avec ses doigts pâlis,
Questionne, comptant les pétales cueillis,
Et suspendant son âme au dernier qu'elle tire.
Gauthier.

....la modeste et petite
Marguerite,
Qui penche son front rêvant.
Gauthier.

Les poëtes chinois, épris des anciens rites
Ainsi que Li-Tai-Pé, quand il faisait des vers,
Mettent sur leur pupitre un pot de marguerites
Dans leurs disques montrant l'or de leurs cœurs ouverts.

La vue et le parfum de ces fleurs favorites,
Mieux que les pêchers blancs et que les saules verts,
Inspirent aux lettrés, dans les formes prescrites,
Sur un même sujet des chants toujours divers.
Gauthier.

Bright flower! whose home is every-where
Bold in maternal Nature's care,
And all the long year through the heir
Of joy or sorrow;

Methinks that here abides in thee
Some concord with humanity,
Given to no other flower I see
The forest thorough!
Wordsworth.

When, smitten by the morning ray,
I see thee rise, alert and gay,
Then, cheerful, flower, my spirits play
With kindred gladness.

And when, at dark, by dews opprest,
Thou sinkst, the image of thy rest
Hath often eased my pensive breast
Of careful sadness.

Wordsworth.

Garten.

Der Garten ist ein Fragment der zwischen Mauern oder Zäunen eingefangenen Natur; zugleich sollte er aber auch stets ein Gemälde sein, in dem die Schönheiten der Natur in guter, sinnreicher Auswahl sich in kleinem Raume vereinigt finden, nicht verunstaltet, verfälscht, verstümmelt von Menschenhand, sondern mit geschickter Kunst so in einen Rahmen gestellt, daß man die Schönheiten noch besser unterscheiden, noch besser schätzen lerne.

Aber leider sind viele Gärten ganz im Gegenteil nur groteske Zerrbilder der Natur, sei nun die Raumbeschränkung oder die Armut des Besitzers daran schuld; viel öfter jedoch ist der Grund die Armut des ästhetischen Geschmacks, die Unkenntnis der Kunstgesetze.

Wir besitzen Handbücher und Abhandlungen über die Gartenkunst, und in einem Garten kann sich so gut wie in einem Palaste architektonisches Genie aus-

sprechen. Die Schönheit dieser Pflanzenbehausungen ist stets den Fort- und Rückschritten der Kunst gefolgt. Wer kann heute ohne Entsetzen durch einen antiken Garten wandeln, wo Buxbaum- und Weißdornhecken oft Buchstaben, Schriftzeichen oder gar Menschen und Tiere darstellen; wo die Blumenbeete wie Fleischklöße in einem Tiegel aussehen und alles wie mit Hobel und Zirkel bearbeitet scheint; wo die Bäume gestutzt sind und vom Gärtner wie auf ein symmetrisches Linienblatt gestellt scheinen.

Heute finden sich solche Gärten glücklicherweise nur noch bei wenigen alten Schlössern großer Herren und werden nur als exzentrische Ausgeburten eines barocken Geschmacks angestaunt. In jenen Gärten durften sich die Damen im Reifrock und die Edelherren mit Zopf und Perrücke mit Wonne ergehen. Der Puder, der von diesen Windköpfen abstäubte, war würdig jener Blumenbeete, jener Labyrinthe, jener grotesken Statuen mit analogen Inschriften; würdig all jener Narrheiten des 17. Jahrhunderts, worunter die armen, unschuldigen Pflanzen jener Zeit zu leiden hatten.

Etwas hübscher schon als jene Gärten sind diejenigen Chinas und Japans, wo zwerghafte Bäume an kleinen gewundenen Wegen, sowie Nachbildungen von Menschen, Vögeln und Vierfüßlern eine kindische Posse darstellen, welche auf Würde keinen Anspruch erhebt und uns nur lachen macht wie jede gelungene Karrikatur.

Die Gärten des siebzehnten und achtzehnten

Jahrhunderts sind heutzutage überwunden, und die Gärten des äußersten Orients verstehen wir nicht nachzuahmen; dagegen haben wir uns einer sinnvollen und künstlerischen Wiedergabe der Natur genähert. Diese Gärten heißen jetzt noch englische Gärten; aber bald werden sie die Gärten der ganzen Welt sein. Neue Künstler werden erstehen, die neue ästhetische Kombinationen in der Behandlung der Bäume und Blumen, in der Harmonie der Wege und Beete, des Wassers und der Erde finden werden.

Die Beschaffenheit des Terrains, ob eben oder hügelig, der Mangel oder der Überfluß an Wasser, vor allem die Verschiedenheit des Klimas, die nur einer gegebenen Gruppe von Pflanzen erfolgreiches Gedeihen gewährt: all dieses sind unerbittliche Bedingungen, mit denen der Gartenkünstler zu rechnen hat. Er muß, indem er diese Umstände berücksichtigt, daraus den größtmöglichen Nutzen ziehen, um unser Auge mit einer Reihe immer schöner, aber immer abwechselnder Bilder zu erfreuen.

Ich bin weder Architekt, noch Feldmesser, aber seit meiner Kindheit ein leidenschaftlicher Freund der Pflanzen und Blumen, und wenn ich Geld genug besäße, um mir einen Garten nach meinem Geschmack anzulegen, so müßte es in einer der Küste von Genua benachbarten Gegend sein, wo das Wasser so reichlich vorhanden wäre, daß ich mir den Luxus von Kaskaden, Teichen und Bächen gestatten könnte, und wo mir die schreckliche „Provenza“ nicht ein-

oder zweimal jährlich meine grünen Zöglinge verbrennte.

Dann würde ich einen Gartenkünstler rufen und ihm sagen: „Thun Sie, was Sie wollen und wie Sie wollen, aber verletzen Sie nicht folgende Regeln, die ich für würdig halte, zu Dogmen der Gartenkunst erhoben zu werden.“ Hier sind sie:

Die Mauern, die den Garten umschließen, müssen so viel wie möglich verdeckt werden, damit man sich nicht in einem Gefängnisse zu befinden glaubt.

* * *

In kleinem Raume soll die größte Fülle von Baumpflanzen der verschiedensten Gattungen vereinigt sein.

* * *

Jeder Garten, der einen Anspruch auf wirklichen Wert erhebt, muß uns die elementaren Bilder der natürlichen Landschaft bieten: den Wald, den Busch, das Gesträuch, die Wiese, den Bach, die Quelle und den See.

* * *

Wohin wir auch den Blick wenden, muß sich ein weiter Horizont aufthun oder wenigstens aufzuthun scheinen.

* * *

Die graden Wege müssen möglichst vermieden werden; durch häufige und kühne Biegungen ist die Beschränkung des Raumes zu verbergen.

* * *

Mit höchster Kunst müssen die sympatischten Zusammenstellungen des verschiedenen Grüns studiert werden, indem man auch hie und da einen Baum mit weißem oder rotem Laub anbringt. Für keine Jahreszeit fehle das Grün, für keinen Tag fehle die Blume!

* * *

Auch befinde sich im Garten ein Winkel, wo klassische Ruinen aus alter Zeit und Säulen oder Statuen uns von der hohen griechischen Symmetrie erzählen; allein diese Schönheiten müssen überwuchert sein von Epheu und andern Kletterpflanzen, wie unterdrückt von der Invasion der wirren Gewächse, um zu zeigen, daß die erhabenste Kunst nur die arme und bescheidene Dienerin der Natur ist.

* * *

Auch in dem symmetrischten Blumenbeete herrsche keine regelmäßige Bepflanzung, sondern die Ordnung der Unregelmäßigkeit.

An gewissen Stellen muß man glauben, sich verirren zu können, ohne daß es das klassische Labyrinth von Versailles oder Desio sei, und an andern Stellen scheine es, als ob die Natur selber die Hand des Menschen besiegt und unterdrückt habe.

* * *

Vor allen andern Dingen aber sei die Kunst so versteckt, daß man sie nicht im geringsten zu

entdecken vermag, und Bäume, Blumen, Wege müssen wie zufällige Kombinationen jenes größten Genius: der Natur, erscheinen.

Als man entging dem dumpfigen Bereiche
Verworrner Gassen, that sich auf ein Garten:
Krystallne Bäche, regungslose Teiche,
Der Bäume, Blumen, Kräuter bunte Arten,
Besonnte Hügel, — Thäler, schattenreiche,
Und Grotten auch dem Blick sich offenbarten;
Doch stimmte all dies Schöne gut zum Werke,
Daß man die Kunst, die alles schuf, nicht merke.

Torquato Tasso.

Und unter einem Himmel licht und klar,
That sich mir auf ein Garten reizumwebt,
Ein Eden, wo das erste Menschenpaar
In froher Unschuld eines Tags gelebt.

Regaldi.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

— — — — — — — — — — —

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Lieb' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

H. Heine.

Dans ce jardin antique où les grandes allées
Passent sous les tilleuls si chastes, et si voilées
Que toute fleur qui s'ouvre y semble un encensoir,
Où marquant tous ses pas de l'aube jusqu'au soir,
L'heure met tour à tour dans les vases de marbre
Les rayons du soleil et les ombres de l'arbre,
Anges, vous le savez, oh! comme avec amour,
Rêveur, je regardais dans la clarté du jour
Jouer l'oiseau qui vole et la branche qui plie,
Et de quels doux pensers mon âme était remplie,
Tandis que l'humble enfant, dont je baise le front
Avec son pas joyeux pressant mon pas moins prompt,
Marchait en m'entraînant vers la grotte où le lierre
Met une barbe verte au vieux fleuve de pierre!

Victor Hugo.

Un jardin à mes yeux est un vaste tableau.

Delille.

* * *

Rapin hat ein neulateinisches Gedicht in vier Gesängen über die Gärten geschrieben (Hortorum libri IV, 1660), worin er nacheinander die Blumen, den Park, das Gewässer und den Küchengarten besingt. Der Pater Rapin begeisterte sich an den Versen Virgils in den Georgica; er genoß die Ehre, ins Französische und Englische übersetzt zu werden.*)

---

*) Siehe auch Alphonse Karr, Voyage autour de mon jardin (Michel Levy, 1857). — Derselbe, Promenades hors de mon jardin (1857) und Lettre écrite de mon jardin (1851).

Gazelle.

Die Naturforscher unterscheiden und beschreiben verschiedene Gattungen von Antilopen; aber für die zoologischen Laien Europas giebt es nur die Gazelle, die Antilope der Berberei, welche eine der elegantesten und reizendsten Formen dieser Spezies repräsentiert.

Den Namen der Antilope kennen jedoch auch die Laien; er bedeutet Glanzauge oder Blumenauge, weil grade das Auge dieses Tieres ein Mikrokosmos von vielen in kleinem Raume vereinigten Schönheiten ist.

Die ältesten Dichter Arabiens, Persiens und Indiens verglichen das Auge der Gazelle dem des geliebten Weibes, dann dem der schönen Frau im allgemeinen, und noch heute ist im Orient das „ain el czarel“ (du hast die Augen der Gazelle) die beliebteste Schmeichelei, die man einem schönen Mädchen sagen kann, dessen Herz man gewinnen will.

Das Auge der Gazelle ist groß, schwarz und leuchtend, und von einem so sanften Ausdruck, daß es völlig unfähig scheint, etwas anderes als Liebe und Freundlichkeit auszudrücken. Die Augen fallen an diesem eleganten blonden Köpfchen so sehr auf, daß sie fast ganz allein für sich die Aufmerksamkeit des Betrachters in Anspruch nehmen; wer da behauptete, nur die zarten Lippen, die beweglichen, wohlgebildeten Ohren, die gewandte, lebhafte Gebärde des Kopfes zu bewundern, der wäre nicht ganz auf-

richtig. Wenn dein Blick dem der Gazelle begegnet, fühlst du dich gefesselt, bezaubert, und sicher wirkt hier ein unsichtbares Fluidum der Sympathie zwischen Mensch und Tier.

Aber mit dem Auge ist die ganze Schönheit der Gazelle noch nicht erschöpft; es gehört noch dazu der gewandte Körper mit seinen flinken, kecken Bewegungen, die schlanken, stahlglatten Beine, die kaum den Boden, worauf sie stehen, zu berühren scheinen. Dieses Tier ist der Typus der Eleganz, der Gewandtheit, der Sauberkeit. Es ist ein Wunder des Muskelbaues, der jede plumpe Form ausschließt, jede groteske Gebärde, jede Linie, welche nicht ein Ausdruck jugendlichen und starken Lebens wäre. Es ist nicht möglich, sich eine Gazelle krank oder müde, alt oder verdrossen vorzustellen.

Um die Gazelle voll zu würdigen, dürfen wir nicht die melancholischen Gefangenen unsrer Tiergärten betrachten, sondern man muß sie sehen in den Wüsten Afrikas, auf den großen Ebenen Indiens oder in den Wäldern von Salta und Jujuì in der Argentinischen Republik. Ich habe ganze Stunden in der Einsamkeit der amerikanischen Wälder damit verbracht, dieses Wunder von Grazie und Eleganz zu belauschen, wenn auch nicht offen zu betrachten. Ich habe sie zwischen den Blumen ausgestreckt gesehen, wobei sie das Weiß ihres Bauchfells oder die blonden Schenkel oder die braunen und schwarzen Streifen zeigten, welche ihre mannigfachen Schönheiten erst in das rechte Licht setzen. Ich habe ge-

sehen, wie sie, das furchtsame, rotbraune Köpfchen erhoben, im Winde witternd, mit einem Satze davonsprangen ins Gebüsch, und mit der Schnelle des Blitzes über die Erde jagten.

Auch sah ich sie furchtzitternd vor dem Zahn des verfolgenden Leoparden fliehen; ich sah sie ergriffen und erwürgt von jenem furchtbaren Raubtier, sah sie die sanfte Seele aushauchen in einem Blutstrahl, ohne eine Klage, ohne sich durch Bisse zu verteidigen, auch dann noch unfähig zu hassen und zu verwunden.*)

Geschieht nicht auch das Gleiche so manchem Gazellen-Weib, welches vor Schmerzen und ohne Rache stirbt zwischen den Klauen des Raubtiers-Mann?

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

H. Heine.

Je veille, et nuit et jour mon cœur rêve enflammé,
Ma joue en pleurs ruisselle
Depuis qu'Albaydé dans la tombe a fermé
Ses beaux yeux de gazelle. Victor Hugo.

On voit le gentil couple, ainsi que deux gazelles,
Franchir en s'enfuyant d'étroites passerelles.
Louis Salles.

La gazelle timide oubliant toute crainte,
Rêvait dans son extase auprès des ours affreux.
Théodore de Banville.

---

*) Mantegazza, Indien.

....derrière la branche un bruit se fait entendre:
Des gazelles c'était le bondissant troupeau
Qui descendait des monts et venait humer l'eau.
Leur groupe gracieux lèche l'onde qui coule:
Une seule en flairant s'écarte de la foule;
Inquiète et rétive elle semble chercher
Ses petits qu'elle rêve et qu'elle veut lêcher.

Lamartine.

The wild gazelle on Judah's hills
Exulting yet may bound,
And drink from all the living rills
That gush on oly ground;
Its airy step and glorious eye
May glance in tameless transport by.

Byron.

Granate.

Wo die Granate lacht, da lächelt auch die Natur. Sie lächelt im Azurblau, das sich über sie wölbt, in der goldenen Sonne, die sie erwärmt, in dem Duft von tausend Blumen und Früchten, die sie bekränzen.

Ich sagte, daß die Granate lacht; damit will ich nicht altväterischer Rhethorik und Poesie, sondern nur der Empfindung den wahren Ausdruck zu geben, die jene frische, fröhliche Pflanze mit ihrem Laub, ihren Blumen und Früchten in uns erweckt.

Ihre Blätter sind leuchtend und von einem so angenehmen Grün, daß wir wünschen könnten, die andern Pflanzen vermöchten es nachzuahmen. Wenn

sie im Spätherbst fühlen, daß sie sterben müssen, so verdorren, runzeln und welken sie nicht, sondern, auch noch im Sterben fröhlich, werden sie goldgelb, wodurch der grüne Baum in einen goldenen verwandelt wird.

Wenn im heißen Juni der Granatbaum blüht, scheint es, als ob sich zwischen den belaubten Zweigen eine Menge purpurner Flammen einnisteten: Knospen wie Korallen oder vielmehr wie hundertmal rotgeküßte Lippen. Kein andres Rot ist lebhafter, keine andere Blüte verkündet mit solcher bacchantischen Freude das Lied des purpurnen Lebens. Jenen muntern Blumen folgen noch lustigere Früchte. In einer Hülle von lichtem Saffian, zuerst grün, dann rötlich-gelb, dann von der Farbe des russischen Leders drängen sich tausend und abertausend von schönen Rubinkörnern, eines fest an das andere geschmiegt, bis zuletzt ihr überreifer Saft die Saffianhülle zersprengt und aus den Spalten freudeschimmernd jene süßen, wie Edelsteinchen durchsichtigen Perlen hervorlachen, die wie Zähne in einem schönen Munde aufgereiht sind.

Ist die Granate also etwa nicht eine lachende Pflanze, berauscht von Jugend und Liebe; ist dieser Baum vielleicht nicht der köstlichste Schmuck der prächtigen Gärten des Mittelmeers?

> Der Baum, zu dem du hobest
> Die zarten Kinderhände,
> Der, mit Granatenspende
> Und Blumen rötlich-weiß,

Im einsam stillen Garten
Ergrünte auf der Stelle,
In frischer Junihelle,
In Lüften klar und heiß. Carducci.

Die Sonne lächelte durchs grüne Laub
Der rötlich schimmernden Granaten.
Carducci.

. . . die stolze Lippe
Gemahnte an die Blüte der Granaten.
Stecchetti.

Grenade a plus de merveilles
Que n'a de graines vermeilles
Le beau fruit de ses vallons.
Victor Hugo.

Et la grenade verte ruche,
Ouvre ses rayons de corail.
Lamartine.

.... tes lèvres, fraîche églantine,
Grenade en fleur, riant corail.
Gauthier.

Grasmücke.

Wenn die Jagdgesetze, statt von Professoren der Botanik, Divisionschefs und Deputierten, lieber von den Poeten und Frauen aufgestellt würden, so würden sie milder und gerechter sein, und manche schönen, unschuldigen Geschöpfe würden verschont bleiben, die, getötet, nichts weiter gewähren als einen geringen

Leckerbissen; die dagegen, wenn man sie leben ließe, unser Auge und Ohr mit Anmut und Gesang mannigfach erfreuen würden.

Die Grasmücke gehört zu den Vögeln, welche uns heilig, unverletzlich sein sollten. Ohne im Gesange die lyrische Höhe der Nachtigall zu erreichen, hat sie fröhliche, freudetrunkene Triller, und ihre Flügel gehören zu den schönsten, welche die beschwingten Sänger besitzen.

Auch sie ist schön durch spärliche, bescheidene Farben, die harmonisch mit einander verschmolzen sind, gleichsam wie um uns die Poesie der Halbtrauer zu zeigen. Weiß, Grau, Aschfarbe, Nußbraun gehen in einander über mit den zartesten Abstufungen, während auf dem Kopfe des Männchens der schwarze Büschel wie ein Krönchen über all jenen Dämmerungsfarben thront. Jenes schwarze Köpfchen, das nur von noch schwärzeren und glänzenderen Äuglein übertroffen wird, dient seinerseits einem flinken, eleganten, zierlichen Körperchen zur Krone, das ein wahrer Schatz von Behendigkeit und Grazie ist.

Wenn die Grasmücke nicht die erbarmungslose Flinte des Jägers, noch die raffinierten Listen unserer Vogelherde zu fürchten braucht, wird sie zutraulich gegen den Menschen und baut ihr Nest aus Strohhälmchen und Haaren selbst in die Gebüsche und Umzäunungen der Stadtgärten, um uns beim ersten Schimmer der Morgenröte mit ihrem Silbertriller zu erwecken.

Darum, ihr Menschen, ohne die zukünftigen

Jagdgesetze der Dichter und Frauen abzuwarten, tötet niemals eine Grasmücke; zerstöret niemals rauh und grausam eine Quelle harmonischer und reizvoller Lieder!

. . . . in jenem Augenblick
Sang auf dem Wipfel eines Oleanders
Die Grasmück', und die ganze Jugend sang
Ihr zu im Chor. Alearbi.

Die Blumen und die Mandeln sah ich wieder,
Den Garten, wo von hoher Fichte schlank
Grasmückchen seine lieben alten Lieder
Dem heimgekehrten Freund zum Willkomm sang.
Alearbi.

Je le tiens ce nid de fauvette!
Ils sont deux, trois, quatre petits!
Depuis si longtemps que je vous guette,
Pauvres oiseaux, vous voilà pris!
. . . .
Mais, quoi! n'entends-je point leur mère
Qui pousse des cris douloureux?
Qui, je le vois, oui, c'est leur père
Qui vient voltiger auprès d'eux.
. . . .
Et moi dans la saison prochaine,
Je reviendrai dans les vallons
Dormir quelquefois sous un chêne,
Au bruit de leurs jeunes chansons.
Berquin.

Hier, il ventait, il pleuvait
Et je fus tout surpris d'entendre
Le gazouillis plaintif et tendre
D'une fauvette qui rêvait.

Au son chant, — feu voilé de cendre,
On aurait dit qu'elle couvait;
Et que du froid, en son duvet,
Elle avait peine à se défendre.

Ce même oiseau, j'avais aimé
A l'entendre les soirs de mai,
Quand sa note joyeuse éclate.

Mais jamais sa voix délicate
N'eut ce timbre ému, comprimé,
Douceur qui remue et qui flatte.

Léon Valade.

Grün.

Es sei erlaubt, unter dieser weiten Rubrik all die frischen Schönheiten der Wiese und des Feldes, all die unendlichen Reize der Belaubung zusammenzufassen. Den Wäldern haben wir ein besonderes Loblied geweiht, weil sie eine Klasse für sich bilden.

Wenn es für die Optik sieben Farben giebt, so giebt es für den Psychologen nur drei: Rot, Grün und Blau. Dies sind die Grundfarben, denn sie reden am eindringlichsten zu unserm Sinn und Herzen. Ihnen entsprechen drei elementare Empfindungen und drei Arten von Lustgefühl. Das Rot mit seinem geringeren Bruder, dem Rosa, entzündet die Leidenschaft der Liebe; das Grün giebt Beruhigung; das Blau erhebt uns zu einer Welt über uns. Diesen drei Empfindungen, drei großen psychologischen Kategorien, entsprechen drei Lustgefühle, das des Roten, des Grünen und des Blauen.

Das erste ist das wärmste, das wonnigste, aber auch das flüchtigste. Man empfindet es auf den Hügeln von rosigem Alabaster und in den Thälern, wo die Mairosen blühen.

Das zweite ist das frischeste, heilsamste und das dauerndste. Man genießt es auf den grünen Flächen der Wiesen, in der feuchten Stille des Waldes, auf den moosigen Matten der Alpen oder der Polarzone.

Das dritte ist das erhabenste, das göttlichste: es berauscht uns mit dem unendlichen Abgrund des Himmelsraumes oder den Abgründen des Meeres.

Diese drei Gefühle in einem einzigen Zuge zu genießen, heißt sich dem Göttlichen nähern.

Doch hier haben wir uns nur mit dem Grün zu beschäftigen. Warum diese Farbe die Sinne beruhigt, warum sie den Hauch der Frische mit sich bringt, ist leicht zu sagen. Weil der erste Mensch mitten im Grünen entstanden ist und eine der jungfräulichsten Empfindungen des Menschenauges darin bestand, sich auf dem Grün der Wiesen und Wälder auszuruhen. Die erste Behausung der Menschen war grün, und heute nach so und soviel Jahrtausenden der Entwicklung steigt der Fürst herab aus den Marmorsälen seiner Paläste, verläßt die Brokattapeten, die Sammetteppiche, die Bronzen und das Silber und Mahagoni seiner Gemächer, um das Grüne in Garten oder Feld aufzusuchen. Denn kein Haus ist schöner als das von den Pflanzen erbaute, kein Teppich prachtvoller als der, den die

Natur mit den Kräutern und Blumen der Wiesen zu unsern Füßen ausbreitet.

Dies ist einer der mächtigsten, unerschütterlichsten Atavismen der Menschheit. Zuerst öffnete der Mensch die Augen dem Grün, dann erhob er sie zum Himmel und fand das Blau, endlich suchte er nach einem Körper, um ihn zu liebkosen und mit ihm zu verschmelzen, und er fand das Rot.

Wo Grün ist, weiß der Mensch, daß dort auch Speise ist; wo Grün ist, weiß er auch Schatten vor den Sonnenstrahlen, Zuflucht vor dem Sturm zu finden; wo Grün ist, hat er auch Nahrung und Wohnung.

Das Grün ist das Blut der Pflanzen. So wie wir in dem Rot, das unsre Wangen färbt, Kraft und Gesundheit lesen und in dem Purpur des Blutes den Lebenssaft erkennen, so schließen wir aus der Sattheit des Grüns auf die Gesundheit und Stärke der Pflanzen. Auch die Kräuter, die Felder, die Blätter haben je nach Umständen ein gutes oder schlechtes Aussehen, wie das menschliche Angesicht, und wir freuen uns, bei unsern geringern Brüdern in dem Grün Kraft und Gesundheit zu sehen. Denn Gesundheit der Pflanzen bedeutet Gesundheit für Tiere und Menschen; wir können nur gesund bleiben, wenn auch das Grün gut und kräftig gedeiht.

Was für Abstufungen des Grüns zeigen die Pflanzen! Nicht zu Tausenden, nein zu Millionen können wir sie zählen, und obwohl unser Wortschatz

nicht ausreicht, sie alle zu bezeichnen, so weiß unser Auge sie doch zu unterscheiden und zu bewundern.

Da giebt es ein fast weißes, aschfarbenes Grün, welches nur durch wechselnde Kontraste schön wird; dann wieder ein so tiefes, sattes Grün, daß es beinahe blau erscheint. Ferner das rötliche, das gelbliche, das smaragdne, das schwärzliche, das zarte und das bleiche Grün. Einmal ist es leuchtend wie Kopalfirniß, einmal stumpf und undurchsichtig; dann wieder durchscheinend wie Glas oder durch feinen Flaum abgedämpft oder gleichgefärbt oder schattiert.

Es giebt ein einfarbiges, ein gestreiftes, geädertes, gefurchtes Blattgrün oder es ist weißgefleckt, mit Goldgelb, Rot und Scharlach verziert.

Nicht umsonst wird seit einiger Zeit das schöne Laubwerk kultiviert, und viele Pflanzen werden nur seinetwegen gezogen. In der That besitzt das Laub fast ebenso viele Varietäten wie die Blumen, ja, manche Blätter erscheinen so schön in mannigfachster Färbung, daß sie mit den Blumen wetteifern oder gar sie übertreffen. Ich erinnere nur an die Blätter von Croton und Coleus.

Es giebt Blätter von der Größe eines Menschen, der sich aus einem einzigen von ihnen ein Gewand machen könnte; andere wieder sind so klein, daß sie kaum sichtbar sind und wie mikroskopische Härchen erscheinen. Einmal sanft und weich wie Sammet oder stark und glänzend wie Metall oder fleischig wie die Glieder eines Polypen oder leicht und durchsichtig wie Spinngewebe; einmal mit Stacheln be-

waffnet, die wie Nadeln stechen, oder von krystallenen Tröpfchen schimmernd, als wären sie mit Diamanten besäet. Manche haben die Beschaffenheit der Seide, des Leders, des Tuches oder der menschlichen Haut.

Und was soll ich von den Formen sagen? Die Phantasie des bizarrsten Stiftes könnte sie nicht wunderbarer ersinnen und zeichnen. Sie sind regelmäßig wie eine geometrische Figur oder abenteuerlich wie die Erzeugnisse eines berauschten Malers; rund oder oval oder lanzettlich, gesägt, nadel- oder federförmig; fein gewebt wie brüsseler Spitzen; scharf und spitz wie Stacheln, röhrenförmig zusammengerollt oder geschwollen wie Becher oder Schläuche.

Auf Wiesen, Feldern und in Wäldern haben die Blätter einen größern Anteil an der Bildung des landschaftlichen Ausdrucks als die Blumen. Sie bilden eigentlich den Grund des Gemäldes, während die Blumen mehr zur Auszierung der Landschaft dienen, wie die Edelsteine in einem reichen orientalischen Gewebe.

Die langen, fadenförmigen Blätter der Gräser verleihen unsern Wiesen die eigentümliche Physiognomie; die nadelförmigen Blätter der Koniferen geben den Fichtenwäldern das Gepräge; die gefiederten Blätter der Papilionaceen erzeugen den seltsamen Anblick der Wälder von Entrerios; die vertikalen, blaugrünen Blätter der Eukalyptaceen machen das Bild der australischen Landschaft aus, und die Wälder Indiens und Brasiliens empfangen von dem

gigantischen Laubwerk der Opuntien-Kakteen ihren fremdartigen Zauber.

* * *

Die Wiese wird von der Natur hervorgebracht, auch ohne die Säearbeit des Menschen. Zwischen Wäldern, auf weichem Thalboden oder auf Bergabhängen breitet die Natur ihre grünen Teppiche aus, mit oder ohne Blumen, je nach der Jahreszeit; aber häufiger ist der grüne Grund mit den verschiedensten Blumen geziert, je nach den Monaten des Jahres. Dies vermögen die geschicktesten Weber von Persien oder Indien freilich nicht nachzumachen.

Schon anderwärts habe ich versucht, die wundervollen Schönheiten einer Alpenwiese zu beschreiben;*) aber auch die Wiesen der Ebene sind schön, wo zuerst der Crocus, dann der blaue Salbei, die gelben Ranunkeln, die roten und weißen Doldensträucher den grünen Grasboden auf das bunteste schmücken.

Die in unsern Gärten gesäten Wiesen sind nicht entfernt so schön wie die der Natur. Sie sind zu regelmäßig, zu einförmig; man erkennt an ihnen zu sehr die Scheere des Gärtners, das Winkelmaß des Architekten. Es sind immer nur Kopien, und sie verhalten sich zu den Originalen wie die Kopien eines Raffael zu den Gemälden seiner eignen Hand.

Allein, ob natürlich oder künstlich, immer bleiben die Wiesen doch der schönste Teppich für den Menschen, der sich nach Ruhe sehnt und nach seiner

*) Mantegazza, Der unbekannte Gott.

Mutter, der Erde, um ihre Wange zu streicheln, ihren gesunden Hauch zu atmen; jenen Hauch, der aus dem Leben und Weben so vieler Pflänzchen, so vieler Blumen, so vieler Geschöpfe entsteht, die an der Reinigung der Atmosphäre von unsern tierischen Miasmen unausgesetzt arbeiten.

* * *

Die Felder sind Zierraten der Kunst innerhalb der Natur, und zwar vom Menschen hervorgebrachte, nicht um dem höchsten Gott der Schönheit zu huldigen, sondern um Nahrung und Kleidung auf ihnen zu säen; und dennoch können auch sie schön, ja von außerordentlicher Schönheit sein.

Die Kornfelder haben mehrere Monate hindurch das lachende Grün der Wiesen, aber wenn die Ähren sich in Blond kleiden und im Sonnenschein wie ein goldenes Meer wogen, dann singen sie das Lied des Reichtums und entzücken das Auge des Landmanns, der in jenem Gold den ersten Segen seines Ackers erblickt; er zählt die zahllosen Ähren mit derselben Genugthuung, womit der Geizhals die klingenden Scheibchen nachrechnet, die man Geld nennt.

Die Felder besitzen alle Abstufungen der Pflanzenfarben. Da sind die violetten Töne der erst halb erblühten Kräuter, die goldgelben des Kohls, die feuerroten des blühenden Mohns, die purpurnen des Klees. Diese bunten Teppiche reihen sich aneinander in der weiten Ausdehnung fruchtbarer Ebenen, und wer sie von oben aus der Höhe betrachtet, bewundert

diesen Reichtum an Tinten, diese Ausbreitung der Bodenkultur, und er fühlt sich als Herr all dieser Schätze, welche der Pflug dem Boden abzuringen verstanden; er fühlt sich als der kunstreiche Hervorbringer dieses reichen, buntfarbigen Kleides, womit er die nackten und rauhen Glieder seines Planeten zu bedecken wußte.

Wo Felder und Wiesen einander brüderlich Gesellschaft leisten, fühlt auch der Mensch sich andern Menschen benachbart, die gleich ihm in der fruchtbringenden Arbeit des Ackerbaues sich mühen, gleich ihm die Saat des Gedankens in den Boden des Unbekannten streuen und mit banger Sorge die Frucht der Mühe, den Preis des Einsatzes, den Gewinn des Krieges erwarten. Wo ein Feld ist, giebt es auch eine Familie und ein Haus, das erste Nest eines menschlichen Bienenstocks, und die Schönheiten der Natur verschwistern sich mit den Regungen des Herzens.

Wiese.

Ich fand mich eines Tages ganz allein
Auf einer Wies' im hellen Sonnenschein.
Nicht glaubt' ich, daß es eine Wiese gebe,
Wo so viel Kräuter blühn im Sonnenstrahl,
Doch schreitend durch das grünende Gewebe,
Fand ich mich zwischen Blumen auf einmal,
Weiß, rot, ja tausendfach an Farbenzahl.

Poliziano.

. . . . Und kam zu einem Fluß krystallenklar,
An dessen Ufern eine Wiese blühte,
Das saft'ge Grün war reizend abgetönt
Und auch durch prächt'ge Bäume noch verschönt.

Ariosto.

Im Wiesengrunde ruhen aus die matten
Gewächse nach der Winde rauhem Spiele.
Wie klosterstill, wie friedsam ist die Kühle
Im Wiesengrunde dort, dem kräutersatten.

Im Wiesengrunde gehn zwei junge Gatten
Langsam dahin, in zärtlichem Gefühle. —
Auch eure Zeit kommt einst, wie für so viele,
Die dort im Wiesengrund gewandelt hatten.

Im Wiesengrunde, wo die muntern, kecken
Gewässer sprudeln, — heiße Sommerstunde
Vermochte nicht, den Kräutern Durst zu wecken.

Welch schöner grüner Teppich! in der Runde
Bestreut mit schwarzen, ruhelosen Flecken! . . .
Die Sonne schwand — dort in dem Wiesengrunde.

Giacosa.

De là j'aperçois les prairies
Sur les plaines et les coteaux,
Parmi les arbres et les eaux,
Étaler leurs pompes fleuries. **Racine.**

Dans les prés à demi dessechés, rien ne bouge;
Pas un bruit n'interrompt le sommeil des échos.
Les faucheurs sont couchés au bord du sainfoin rouge,
Marqué de traits de feu par les coquelicots.

Achille Millien.

Mon Dieu! que ces plaines charmantes,
Ces grands prés si beaux et si verts,
Nous présentent d'appas divers
Parmi leurs richesses brillantes!
Ce doux air, ces vives odeurs,
Le pompeux éclat de ces fleurs
Dont l'herbe se colore,
Semble-t-il pas dire à nos yeux
Que le palais de Flore
Se fait voir vraiment en ces lieux?

Racine.

Spreading between these streams are the wondrous,
beautiful prairies,
Billowy bays of grass ever rolling in shadow and sunshine,
Bright with luxuriant clusters of roses and purple amorplas.

Longfellow.

Feld.

. . . . . fürwahr, es füllen
Der Ceres reiche Gaben unsern Acker,
Die durch die üppigen Felder reifen Korns
Erhaben schreitet, daß man kaum erblickt
Ihr wirres Goldhaar durch die vollen Ähren.

Parini.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal? Goethe.

Et, pour consacrer l'héritage
Du champ labouré par leurs mains,
Les bornes firent le partage
De la terre entre les humains;
Et l'homme, à tous les droits propice,
Trouva dans son cœur la justice,
En grava le code en tout lieu;
Et pour consacrer ses lois même,
S'élevant à la loi suprême,
Chercha le juge et trouva Dieu!

Lamartine.

L'Égypte! Elle étalait, toute blonde d'épis,
Ses champs, bariolé comme un riche tapis,
Plaines que des plaines prolongent.

Victor Hugo.

O travail, sainte loi du monde,
Ton mystère va s'accomplir!
Pour rendre la glèbe féconde,
De sueur il faut l'amollir.
L'homme, enfant et fruit de la terre,
Ouvre les flancs de cette mère
Où germent les fruits et les fleurs;
Comme l'enfant mord la mamelle,
Pour que le lait monte et ruisselle
Du sein de sa nourrice en pleurs.

Lamartine.

De confuses rumeurs s'éveillent par la plaine,
Et dans son champ, debout aux rebords des sillons,
Travailleur obstiné sous les derniers rayons,
Un semeur devant lui lance au loin sa main pleine,
Et chasse des oiseaux les criards tourbillons.

Et l'occident s'écroule, où l'astre antique éclate,
Et le semeur, frappé d'un long et rouge adieu,
Par grands gestes, au loin, dans un sinistre jeu
Semble jeter au vent sa poussière écarlate
De son cœur calciné dans sa poitrine en feu.

Léon Dierx.

Laub.

Grün wie das eben erst entsproßne Laub
War das Gewand. Dante.

Von jener Farbe war das Oberkleid,
Wie es das Laub zeigt, wenn's vom Zweig genommen,
Verbleichend, weil ihm fehlt die Feuchtigkeit,
Aus der dem Baum die Lebenskräfte kommen.

Ariosto.

Der Baum, der nicht im Herbst sein Laub verliert,
Zeigt, daß er noch im Frühling werde grünen.

Ariosto.

O, wär' ich doch das Blatt,
Das sich zur Sonne wendet
Mit seinem Schirmchen klein
Und vor den Gluten schützet
Das kranke Blümelein! Zanella.

O, wie der späte, leise Blätterfall
So kalt und trüb mir auf die Seele drückt! . .
Mir ist, als herrsche einzig und auf ewig
Für alle Welt der eisige November. Carducci.

Die Blätter, wohin gehn sie? — Weit und breit
Sind sie vom leisen Winde fortgetragen —
Im Sturme dann, verdorrt, zur Herbsteszeit,
Wo sie an die geschlossnen Fenster schlagen.

Auch ist im Busch des Gartens ihre Spur,
Auf Blumen, deren Schönheit schon entschwand,
Verfärbte und zerrissne Fetzen nur
Von grüner Wälder einst'gem Prachtgewand.
Panzacchi.

Si j'étais la feuille que roule
L'aile tournoyante du vent,
Qui flotte sur l'eau qui s'écoule,
Et qu'on suit de l'œil en rêvant;

Je me livrerais, fraîche encore,
De la branche me détachant,
Du zéphyr qui souffle à l'aurore,
Du ruisseau qui vient du couchant.

Plus loin que le fleuve qui gronde,
Plus loin que les vastes forêts,
Plus loin que la gorge profonde,
Je fuirais, je courrais, j'irais!
. . . .

Enfin pauvre feuille envolée,
Je viendrais au gré de mes vœux,
Me poser sur son front, mêlée
Aux boucles de ses blonds cheveux;
. . . .
Et là, sur sa tête qui penche
Je serais, fût-ce peu d'instants,
Plus fière que l'aigrette blanche
Au front étoilé des sultans.
Victor Hugo.

Que suis-je? — Esprit qu'un souffle enlève.
Comme une feuille morte échappée aux bouleaux,
Qui sur une onde en pente erre de flots en flots.
Mes jours s'en vont de rêve en rêve.
Victor Hugo.

De la tige détachée,
Pauvre feuille desséchée,
Où vas-tu? Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine
Le zephyr ou l'aquilon
Depuis ce jour me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon.
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre ou m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose
Et la feuille du laurier. **Arnault.**

Whose friends, like autumn leaves by tempests whirl'd,
Are swept for ever from this busy world.
Byron.

Oh! bear me, dearest, far away,
To some green lonely spot:
Where none with careless step may tread
The grass upon my grave,
But gently o'er my narrow bed
„The leaves so green“ may wave.

Barry.

Gras.

Creusez-moi dans les champs la couche que j'envie,
Et ce dernier sillon où germe une autre vie!
Étendez sur ma tête un lit d'herbes des champs
Que l'agneau du hameau broute encore au printemps,
Où l'oiseau dont mes sœurs ont peuplé ces asiles
Vienne aimer et chanter durant mes nuits tranquilles.

Lamartine.

L'insecte vert qui rode
Luit, vivante émeraude,
Sous les brins d'herbe verts.

Victor Hugo.

S'il est un charmant gazon
Que le ciel arrose,
Où brille en toute saison
Quelque fleur éclose,
Où l'on cueille à pleine main
Lis, chèvrefeuille et jasmin,
J'en veux faire le chemin
Où ton pied se pose!

Victor Hugo.

L'herbe haute qu'un poids de fleurs fait replier,
Dans ces gouffres touffus m'engloutit tout entier;
Que du foin desseché le parfum m'environne,
Et que je n'entends que l'air chaud qui bourdonne.

. . . .

Alors je sens en moi des voluptés si vives,
Un si complet oubli des heures fugitives,
Que mon âme, à mes sens échappant quelquefois
De son corps détaché ne sent plus le poids,
Que le cygne, essayant son aile déjà forte,
Ne sent le poids léger de l'aile qui le porte.

Lamartine.

La fenêtre est tournée
Vers le champ des tombeaux
Où l'herbe moutonnée
Couvre, après la journée,
Le sommeil des hameaux.

Lamartine.

Ou couché dans le pré, dont les gramens en fleurs
Me noyaient dans un lit de mystère et d'odeurs
Et recourbaient sur moi des rideaux d'ombre obscure,
Je reprenais de l'œil et du cœur ma lecture.

Lamartine.

Vrilles des liserons glissant leur verte main,
Éphémères d'un soir ou d'une matinée;
Toute la flore exquise, humble, indeterminée
De l'herbe, amours d'hier, semences de demain.

Albert Mêrat.

Hahn — Henne.

Der Hahn ist einer der ältesten Gefährten des Menschen, einer der sympathischten Bewohner unsrer Höfe; während er unsre Küche mit seinem Fleische und den Eiern seiner hundert Weiber fett macht,

bietet er auch unsern Augen ein originelles Bild voll mannigfacher Schönheiten.

Psychologisch gesprochen, ist der Hahn ein unverschämter Libertin, ein kühner Ritter. Es ist sonderbar, daß es weder den Franzosen, die doch Meister in der Dreistigkeit, noch den Italienern, die von zu großer Bescheidenheit sind, in den Sinn gekommen ist, die Gaskogner Hähne zu nennen, aus Gründen der Geburt wie des Temperaments. Wir Italiener dagegen haben einen Menschen, der sich wegen jeder Lappalie aufregt oder der den Galanten sehr feurig spielt, „Hähnchen“ genannt.

Der Hahn gehört zu den schönsten Vögeln, und in manchen Rassen zeigt er sich völlig seiner eigentlichen Heimat, Indiens, würdig, nähert er sich durch imposanten Bau, durch Farbenpracht, durch reichen Schmuck seines Körpers der höchsten Aristokratie unter den gefiederten Wesen. Sein purpurschimmernder Kamm ist gleich einer Sultanskrone; die roten Bartlappen sind eine schöne und wohlverdiente Auszeichnung für seine vielen Komthurdienste; die scharfen, aber verborgenen Sporen sind bereit, jeden zu verwunden, der seinen Zorn zu reizen wagt. Auf diesen Sporen und den starken Krallen erhebt sich stolz ein schlanker, eleganter, stets zur Liebe wie zum Kriege ausgerüsteter Körper. Der Kopf erscheint immer wie ein vorgeschobener Wachtposten, der nach einer neuen Eroberung ausspäht. Niemals trägt er das Haupt gebeugt, und von dem goldenen, im reichsten metallischen Kolorit schimmernden Gefieder

scheint die Wärme eines überschäumenden, freien, kriegslustigen Lebens auszuströmen.

Das Benehmen dieses Haussultans ist nicht minder prächtig als sein Gewand. Es ist nicht möglich, ihn im Negligée zu überraschen. Er ist stets ein Prätendent; er verlangt die Huldigung einer Gattin oder die Bewunderung eines Menschen. Wenn die Gattin Kälte oder Gleichgiltigkeit zeigt, stutzt er wie vor einer Beleidigung, reckt seinen Hals noch höher und setzt seine ganze Schönheit in Szene, wobei er das Weibchen frech umkreist. Wenn dagegen ihr Menschen die Gleichgiltigen seid, so betrachtet er euch scharf und stößt sein herausforderndes Gekräh hervor, das ebenso dreist und mutwillig ist wie er selbst.

Wenn sich der Hahn ausnahmsweise allein befindet und die Bewunderung seiner Odalisken oder seines Herrn nicht genießen kann, bewundert er sich selbst, und in diesem maßvollen und würdigen Weihrauch, den er sich selber streut, erscheint er wie ein spanischer Grande im Gewande des Cinquecento, geziert mit dem Orden vom Goldenen Vließ.

Trotz des Pompes und der Pracht seines Auftretens, trotz der unersättlichen Eitelkeit, die ihn aufbläht, wird der Hahn niemals plump oder lächerlich; denn er ist freimütig, ohne Hypokrisie. Er erhebt den Hals und Kopf über seine Odalisken, weil er sich unwiderstehlich fühlt; er erbittet, ja fordert unsere Bewunderung, weil er sich selbst offen und ehrlich als den Ersten bewundert und sich der Gunstbezei-

gungen seiner Schönen wie unsrer Ehrerbietung für würdig hält.

* * *

Die Henne, weniger schön als ihr Sultan, ist dennoch ein anmutiges Geschöpf voll Güte und unerschöpflicher Fruchtbarkeit, wobei auch sie nicht verschmäht, sich in bunte Farben zu kleiden. Sie ist ein weiches, wollüstiges Wesen, zur verträglichen Gattin und fruchtbaren Mutter geschaffen. Nach der Umarmung des Sultans beginnt sie zu picken und zu scharren, Eier zu legen, Küchlein auszubrüten: ein treues und beredtes Bild der vollsten, reichsten, fruchtbarsten Weiblichkeit. Nicht umsonst lieben manche Frauen ihre Hennen wie wir unsre Hunde und Pferde: die Folge einer intimen psychologischen Verwandtschaft!

Die Henne scharret gackernd rings umher,
Wobei sie nickend reckt den Hals empor,
Nach den verstreuten Krümchen eifrig spähend,
Und federsträubend hackt sie nach dem Küchlein.
Zanella.

Auf dem Dache
Singt die Schwalbe,
Auf der Tenne
Gackert die Henne. Zanella.

Déjà c'est l'heure du reveil,
Les coqs ont sonné la diane,
Il n'est pas de ferme bressanne
Qui ne s'ouvre au premier soleil.
Gabriel Vicaire.

Quand la poule et le paon, qui pondent à l'écart
Vont semer sous les bois leurs œufs faits au hasard
Les laisse-t'on ainsi sans nid et sans familles
Semer pour le renard leurs fécondes coquilles?
Non, l'enfant du foyer va les chercher au loin,
Sur le duvet des bois les ressemble avec soin,
Et la mère, le soir, qui revient et les trouve,
Sous son cœur qui s'échauffe avec amour les couve;
Et bientôt les poussins par eux multipliés
Se répandent dans l'herbe et gloussent sous nos pieds.
Lamartine.

Les poules, hérissant leur dos bariolé,
Grattent le sol, cherchant quelques graines de blé.
Charles Reynaud.

L'ombre s'étend profonde. En vain le cri sonore
Du coq, ardent guetteur de nuit, prédit le jour;
Au brumeux orient aucun rayon encore:
Le monde est ténébreux comme un cœur sans amour.
C. Robinot-Bertrand.

Le coq chante, veilleur exact et diligent.
Paul Verlaine.

Hand.

Nach dem Angesicht ist die Hand derjenige Teil unsers Körpers, der die menschliche Natur am besten zum Ausdruck bringt; nicht umsonst hat man sie darum das zweite Antlitz genannt.

Winckelmann verlangte von der schönen Hand eine gewisse, nicht zu große Fleischigkeit, mit kaum sichtbaren, der Knochenfügung entsprechenden Ein-

drücken; die Finger müssen sich nach ihm gegen die Nägel hin verschmälern, und diese selbst dürfen nicht zu lang sein.

Dies sind in der That die hauptsächlichsten Erfordernisse einer schönen Hand, aber auch andre sind zu ihrer Vollkommenheit nötig. Übrigens sind fehlerlose Hände ebenso selten wie fehlerlose Gesichter, obwohl diese beiden Elemente an der allgemeinen Ästhetik des Körpers einen sehr verschiedenen Anteil haben. Von vorzüglicher Schönheit könnten wir eine englische Frau finden, auch wenn sie apostolische Hände besäße, und umgekehrt könnten wir uns nicht in ein häßliches Weib verlieben, nur wegen einer entzückenden Hand.

In den höheren Klassen sind die beiden Haupttugenden der schönen Hand Weiße und Kleinheit. Ein winziges weißes Händchen hat schon drei Viertel des Weges zur Schönheit gewonnen, und wenn es noch mit feinem Geäder gezeichnet ist und sich an einen vollen, runden Arm anschließt, dann ist ihm die ästhetische Palme so gut wie gewiß.

Der Rücken einer schönen Hand darf weder die Adern, noch die Knochen und Sehnen zu sehr hervortreten lassen; sie muß mit einem vollen weichen Polster bekleidet sein, welches an den Gelenken Grübchen zeigt. Diese Liebesnesterchen, welche an die der Wangen und des Kinns erinnern, dürfen sich auch auf den Gelenken der Finger befinden.

Diese müssen sich, wie gesagt, gegen das Ende verschmälern. Die rötlichen, durchsichtigen, weder zu

platten, noch zu eingedrückten oder zu sehr gewölbten Nägel müssen an einen hübsch in einen Ring gefaßten Onyx erinnern.

Die Männerhand kann größer, weniger fleischig und zart als die Frauenhand sein; aber zu ihrer Schönheit dürfen ihr auch die zwei Haupttugenden der Kleinheit und Weiße nicht fehlen.

Eine kleine Hand kann häßlich sein, eine große Hand ist es immer; um uns nicht zu wiederholen, verweisen wir, um den Grund dieses ästhetischen Gesetzes zu beleuchten, auf den Artikel über die Füße, für welche die Kleinheit noch mehr ein kategorischer Imperativ ist als für die Hände.

Nach Ecker wäre ein ferneres anatomisches Element für die Hand, daß der Zeigefinger länger sein müsse als der Ringfinger; aber ich habe schon vor mehreren Jahren eine Kritik dieses absoluten Dogmas gegeben und es in seine richtigen Grenzen verwiesen.*) Auch nach dieser Publikation habe ich sehr schöne Hände beobachtet, woran der Zeigefinger ebenso lang oder noch kürzer war als der Ringfinger.

* * *

Der ästhetische Wert der Hand stimmt überein mit ihrem erotischen und künstlerischen Werte, denn die biologische Vollkommenheit muß mit der anatomischen Vollkommenheit zusammengehen.

Die Hand ist das Organ, welches die Liebkosungen

---

*) Mantegazza, Ueber die relative Länge des Zeige- und des Ringfingers.

austeilt, und je kleiner, weicher und sanfter sie beim Liebkosen ist, um so mehr giebt und empfängt sie im Austausch der Wollust.

Die Hand ist das Organ des Tastens und der schöpferischen Arbeit; je weniger hart, je beweglicher und gewandter sie ist, desto mehr entspricht sie jenen höchsten Funktionen, welche aus ihr das vornehmste Werkzeug des menschlichen Gehirns machen.

Die Hand küßt man auch den Königinnen, und die Psychologie des Kusses genügte zu erweisen, wie viel vom Menschenwesen sich darin verbirgt, und welch' hohe Bedeutung diesem Organ von allen Völkern der Welt beigelegt worden ist.

Die schmachtende Liebe küßt zuerst die Hand mit der Hoffnung, zu höheren und wärmeren Küssen zu gelangen, und wenn die ganze Hand unsern Liebkosungen überlassen ist, dann ist schon ein großer Teil des Gebietes besiegt und unterworfen; alles Beweise von der großen Bedeutung, welche jeder Bewegung, jedem Ausdruck der Hand zukommt.

Die schönen Hände besitzen fast immer eine graziöse, elegante Mimik; sie zeigen sich gern und lassen sich gerne sehen, und der Sprache der Lippen und der der Augen folgend, zeigen sie in ihren Bewegungen bezaubernde Profile, lassen Unschuld oder tötliche Gewandtheit erkennen; so zwar, daß wir, wenn wir sie in Aktion sehen, versucht sind, sie *Juwelen in Bewegung* zu nennen.

Der Mensch ist *Mensch* zuerst durch das Gehirn, dann durch seine Hand, und *vollkommen*

schön kann kein Mensch sein, wenn er nicht eine schöne Hand besitzt.

O, schöne Hand, die um mein Herz sich schläget,
Die du mein Sein umfängst in kleinem Runde;
O Hand, drin allen Fleiß und alle Kunde
Gott und Natur, zum Ruhm sich, ausgeleget!

Fünf Perlen, wie der Orient sie heget,
Und grausam nur und hart für meine Wunde!
Ihr Finger zart, die Amor recht zur Stunde,
Mich reich zu machen, ohne Hülle reget!

O, Handschuh, der, so weiß und weich und teuer,
Blank Elfenbein, du decktest, frische Rosen!
Wer sah so schöne Hülle je auf Erden?

Petrarca (F.)

Küß' ihr die schöne weiße Hand, die Füße!
Und sag' ihr, statt der Rede sei das Küssen.
Der Geist ist willig, schwach das Fleisch wohl immer.

Petrarca (F.)

Auch eine weiße Hand kränkt, die mit schlauer
Gewandtheit immerdar zu meinem Leide
Vorm Aug' mir steht, gleich einer Felsenmauer.

Petrarca (F.)

Schön ist dein Händchen, aber noch viel schöner,
Wenn es zu reinem Kuß sich bietet dar,
Wenn es der wunderholden Flora flechtet
Das Band ins Haar.

Foscolo.

Es streichelte die viel verknüpften Locken
Die Hand so leis',
Als suche sie vergebens nach den Spuren
Der Küsse heiß.

F. dall'Ongaro.

Ma main luit rose et transparente;
Mon souffle est la brise odorante
Qui, le soir, erre dans les champs;
Ma chevelure est radieuse,
Et ma bouche mélodieuse
Mêle un sourire à tes chants.

Victor Hugo.

....Mets ta main dans la mienne;
Que mon bras arrondi t'entoure et te soutienne
Sur ces tapis de fleurs. Lamartine.

O joie! Il sent une main brune,
Brune mais fine, où le soleil,
L'eau des puits, l'air de la lagune,
Ont laissé leur baiser vermeil.

Il la prend, l'étreint et la pose
Sur con cœur satisfait enfin.
Alors de sa paupière close
Jaillissent de longs pleurs sans fin.

Édouard Grenier.

Oh! sur ton front qui penche,
J'aime à voir ta main blanche
Peigner tes cheveux noirs.

Alfred de Musset.

Cette main-là, petite fleur,
Ni Phidias ni Praxitèle
N'en auraient pour trouver la sœur
Qu'en prenant Vénus pour modèle.

Alfred de Musset.

Et sa main, soutenant ce beau front qui s'incline,
Aime à jouer autour, et dans les flots soyeux
A noyer un doigt blanc, et l'ongle curieux
Rase en glissant les bords où leur cours se dessine.

Sainte-Beuve.

Effleurer son bras rond plus blanc qu'un col de cygne,
Sa main d'ivoire, aux doigts sveltes et rosés, dignes
D'un portrait de Van Dyck; puis sur le fin tapis
Agacer en jouant ses petits pieds tapis
A l'ombre du jupon, comme sous la feuillée
Deux passeraux mutins à la mine éveillée!

Gauthier.

J'aime tes belles mains longues et paresseuses,
Qui, pareilles aux lys, n'ont jamais travaillé,
Mais savent le secret des musiques berceuses,
Qui parlent à voix lente au cœur emerveillé.

André Lemoyne.

La petite main qui m'est chère
La sauvage petite main
Qui pèse à mon bras si légère,
Y pésera-t-elle demain?

. . . .

Ainsi la douce main que presse
Tous les soirs celle de l'ami,
Même en lui rendant sa caresse
Ne s'abandonne qu'à demi....

Ainsi quelquefois il me semble,
Baisant cette main, mon trésor,
Sentir que sous mes lèvres tremble
Comme une aile prête à l'essor;

Et malgré moi j'ai cette crainte
Que soudain, d'un geste inhumain,
Ne se dérobe à mon étreinte
Pour jamais la petite main!

Léon Valade.

O très chère, ô très blanche, ô très petite main,
Flocon de neige pris au vol d'une avalanche,
Corolle de muguet, de lis ou de jasmin,
Petite main si chère, et si douce, et si blanche!

Laisse, sur ta candeur, ma lèvre, qui se penche,
Boire l'oubli des maux d'hier et de demain,
Et comme vers le fleuve un ruisseau qui s'épanche,
Vers l'horizon d'azur montre-moi le chemin.
Je t'ai prise à jamais pour étoile et pour guide,
O main d'enfant qui m'as montré, dans mon ciel vide,
Un espoir rayonnant sur tant d'espoirs défunts!
Fine coupe d'argent par un Dieu ciselée,
Je veux sur ta rondeur exquise et potelée
De mon dernier amour respirer les parfums!

Armand Silvestre.

Himmel.

Ich verweise den Leser auf meine „Ekstasen des Menschen" bezüglich alles dessen, was die hohen Empfindungen betrifft, welche die Betrachtung des Himmels in uns erweckt. Hier nur einige wenige Linien der unerbittlich grausamen Wissenschaft, die in den ästhetischen Gefühlen das stützende Gerüst, den empfindenden Nerven aufsucht.

Der Himmel ist das Gewölbe, das sich über jedes Menschen Haupt, über jede Wohnung der lebenden Kreatur erhebt. Er ist die sichtbare Unendlichkeit, auf die sich der erste Blick des Menschen richtete, der sich kaum erhoben hatte von der Erde, aus der er hervorging; auch der letzte Blick des Menschen wird sich in jene Wölbung vertiefen, wenn er stirbt und von dem ewigen Unbekannten, bevor er verscheidet, das Wie der Dinge und das Warum des Lebens erfleht. Er ist die älteste Überlieferung, die

unsre Betrachtungen von heute an den in den Himmelsraum gesandten Blick des ersten Menschen knüpft. Die Schönheiten, die wir täglich dort entdecken, übersättigen uns nicht; denn der Himmel ist weder zu messen, noch zu berühren; er hat keine Mauern, die ihn einschließen, keine Grenzen, die auf einer topographischen Karte verzeichnet werden könnten.

Der Himmel ist schön, wenn er lacht in der von seiner vollen Frische vergoldeten Bläue; er ist schön, wenn Wolken ihn bedecken; er ist schön, wenn er mit der Erde zürnt; er ist schön, wenn er schläft in seinem sternenbesäten Sammetmantel. Durch unsichtbare Fäden sind wir mit den Veränderungen am Himmel verknüpft: wir lachen mit ihm, wir sind mit ihm umdüstert, und oft vermischen sich seine Thränen mit den unsern. Eine Wolke, die die Sonne verdeckt, legt auch einen Schatten auf unsre Fröhlichkeit, und in jenen Ozean der Höhe haben wir unsre Götter, unsre Träume, unsre Hoffnungen versetzt; denn es giebt Dinge, die zu groß sind, um in dem engen Gefängnis unsers Planeten Platz zu finden.

Die Schönheiten des Himmels sind gewaltig und von einer hohen psychischen Gattung. Mehr als auf der Erde zeigt sich dort die große Verbrüderung des Menschengeschlechts, weil nur dort die stumpfsinnigen und doch begeisterten Augen des Australiers und Hottentotten sich begegnen, mit einer kühneren Kosmogonie als der der Theologen und verwegeneren

Theorien als denen der Astronomen. Mit verschiedenen Worten, aber mit derselben Empfindung rufen der Wilde, der Erfinder der Religionen, wie der Dichter mit Begeisterung aus: „O, wie schön ist der Himmel! O, was ist gegen ihn die Erde!“

Der Himmelsraum von schönen lichten Sternen
Entflammte rings, voll Freude, sich zu sehen
So klar gemacht von diesen schönen Augen.

Petrarca.

Es lächelten des Himmels reine Höhn
So licht, wie er sie nimmer noch gesehn.

Tasso.

Oui, sans cesse un monde se noie
Dans les feux d'un nouveau soleil;
Les cieux sont toujours dans la joie,
Toujours un astre a son réveil;
Partout où s'abaisse ta vue
Un soleil levant te salue;
Les cieux sont un hymne sans fin!
Et des temps que tu fais éclore,
Chaque heure, ô Dieu, n'est qu'une aurore,
Et l'éternité qu'un matin!

Lamartine.

....pour couronnement à ces collines vertes,
Les profondeurs du ciel toutes grandes ouvertes,
Le ciel, bleu pavillon par Dieu même construit,
Qui, le jour, emplissant de plis d'azur l'espace,
Semble un dais suspendu sur le soleil qui passe,
Et dont on ne peut voir les clous d'or que la nuit.

Victor Hugo.

Tu l'as vu, ce ciel enchanté
Qui montre avec tant de clarté
Le grand mystère:
Si pur, qu'un soupir monte à Dieu
Plus librement qu'en aucun lieu
Qui soit sur terre.

Alfred de Musset.

....The sun from the Western horizon
Like a magician extended his golden wand o'er the landscape;
Twinkling vapours arose, and sky and water and forest
Seemed all on fire at the touch, and melted and mingled together.

Longfellow.

Höhle — Grotte.

Die Höhlen können armselige, häßliche Zufluchtsörter für Tiere und Menschen sein; aber durch ihre Formation, ihre Ausdehnung, durch die Stalaktiten, womit sie geschmückt sind, vereinigen sie so viel Schönheit in sich, daß ihr Anblick zu den bezaubernd sten der Natur gehört.

Das erste ästhetische Element der Höhlen ist der Kontrast des Außenlichts mit den Schatten und Halbschatten eines Ortes, der sich in den Eingeweiden der Berge ausbreitet. Das Geheimnisvolle, welches die Dämmerung, die Labyrinthe, Korridore und die Unfruchtbarkeit der Felsen begleitet: all dies trägt zu dem gewissen Zauber der Höhlen bei, der in uns eigentümliche Empfindungen hervorrufen kann.

Die Adelsberger Höhle, die ich vor vielen Jahren

besuchte, ist durch ihre außerordentliche Größe, durch ihre dunkeln Irrgänge, ihre rauschenden, sprudelnden Wasser, ihre gigantischen Säulen, die sich vom Boden erheben oder von dem düstern Gewölbe herabhängen, eine der schönsten und berühmtesten von Europa. Das Tageslicht, das wir hinter uns lassen und das uns nur ein kleines Stückchen begleitet, bietet einen schönen Gegensatz zu den aschgrauen, fast sammetartigen Schatten, die uns zu verschlingen scheinen; die Fackeln, mit denen wir den Weg in das Innere der Erde öffnen, verändern bei jedem Schritte den Zauber der Szenerie, immer aufs neue die Bewunderung weckend.*)

Jahrtausende hindurch schufen unsre troglodytischen Vorfahren Wohnhäuser, ja ganze Dörfer aus den Höhlen; heute, wo wir an das Atmen einer freieren Luft gewöhnt sind, lieben wir es, den Grotten nur Besuche abzustatten, und der Reiz des Unbekannten führt uns selbst an die gefahrvollsten Stellen, um auch dorthin das Licht unsrer Fackeln und unsrer Wissenschaft zu tragen.

Alle Schönheiten der Grotten gehören der Welt des Schrecklichen oder des Grotesken an, aber sie können die höchsten Gipfel des Ästhetischen erreichen.

---

*) Statt der Fackeln beginnt man jetzt, sich des elektrischen Lichtes zur Erleuchtung der Höhlen zu bedienen, wie z. B. in der erst kürzlich entdeckten Hermannshöhle im Harz. Der Effekt der in rotem, blauem, grünem Lichte schimmernden Grotten ist feenhaft; die Fackeln dagegen schwärzen die Tropfsteingebilde, wie in der jetzt total verräucherten Baumannshöhle, in unmittelbarer Nachbarschaft der erstgenannten. — D. Übers.

Im Felsen that sich eine Höhle auf,
Die schon gebildet war vor alten Zeiten,
Doch wild verwachsen in der Jahre Lauf
Mit Dornen, die am Eingang sich verbreiten.

Tasso.

Er schwieg, um mich durch Berg und Thal zu führen,
Ich folgt' ihm nur mit Müh' und Schwierigkeit,
Bis wir gelangten zu den Felsenthüren
Vor einer düstern Höhle tief und weit:
Hier wohnt er ruhig zwischen wilden Tieren
Mit seinem Schüler in der Einsamkeit.

Tasso.

. . . und es türmen
Zwei Felsen sich zur Warnung in den Stürmen.
Die Füße sind vom Meeresschoß umschmiegt,
Die Höhe ist von schwarzem Wald umgeben;
Doch zwischen ihnen eine Höhle liegt,
Epheu-umgrünt, mit Wassern sanft und eben.

Tasso.

Unter dem schwarzen Wald liegt eine mächt'ge
Und weite Höhle in dem Felsentrumm,
Deß Stirn das Epheulaub, das waldesnächtige,
Umflicht mit wirren Ranken kraus und krumm.

Ariosto.

Là dans les flancs creusés d'un rocher qui surplombe
S'ouvre une grotte obscure, un nid où la colombe
Aime à gémir d'amour;
La vigne, le figuier, la voilent, la tapissent,
Et les rayons du ciel, qui lentement s'y glissent,
Y mesurent le jour. Lamartine.

Il faut, pour découvrir cet antre souterrain
Ramper en écartant les feuilles de la main.
A peine a-t-on glissé sous l'arche verte et sombre,
Un corridor étroit vous reçoït dans son ombre,
On marche un peu courbé sous d'humides arceaux;
De circuits en circuits, au bruit profond des eaux,
Qui, creusant à vos pieds un canal dans la pierre,
Murmurent jusqu'au lac dans leur solide ornière.
Un jour pâle et lointain, lueur qui part du fond,
Guide déjà les yeux dans ce sentier profond;
La voûte s'agrandit, le rocher se retire;
Le sein plus librement se soulève et respire;
Le sol monte, trois blocs vous servent de degrés,
Et dans la roche vide enfin vous pénétrez.

Lamartine.

They reach'd at length a grotto, hewn
By nature, but enlarged by art,
Where oft her lute she wont to tune,
And oft her Koran conn'd apart;
And oft in youthful reverie
She dream'd what Paradise might be.

Byron.

Hügel.

Die ästhetischen Gesetze, die wir im ersten Teile dieses Werkes aufzustellen versuchten, finden ihre Bestätigung in dem Zauber, den die Anhöhen und Hügel, all diese leichten, wechselvollen Erhebungen unsers Planeten, auf uns ausüben.

Der Blick durchläuft in der langgedehnten Ebene nur die monotonen Geleise der geraden Linie, und

diese wird immer, so lang sie auch sei, mit ungemeiner Schnelligkeit durchmessen. Das Vergnügen ist zu kurz, die Empfindung zu einförmig, und wir suchen nach neuen, abwechselnden Eindrücken. Ich erinnere noch an die Abneigung, die wir alle gegen lange und grade Linien haben, sowie an unsere Sympathie für schön geschwungene Kurven. Überall trägt der Mensch sein eigenes Selbst hin, und in jeder Naturszene will er wie in einem Spiegel, etwas von dem Seinigen wiedererblicken.

Die Abhänge, Böschungen, Hügel, jetzt sanft gewellt wie müde Meereswellen, jetzt franzenartig ausgezackt oder wie die Ruinen alter Schlösser und cyklopischer Festungen gestaltet, unterhalten das Auge mit wechselnden Eindrücken. Jeder Wendung des Blicks begegnet eine neue Szene, ein neues Bild; wie wenn ein verborgener, geheimnisvoller Zusammenhang die Landschaft um uns herum bewegte und Hunderte verschiedener Ansichten hervorbrächte.

Auf diesen Erdwellen breitet sich dann als prächtiges Kleid das Grün der Wiesen, der Teppich der Kornfelder oder der rauhe Mantel der Wälder aus; durch den Reichtum der Einzelheiten wird der Blick festgehalten, sodaß die Bewunderung nicht ermüdet, weil sie stets im Gebiete des Graziösen, Anmutigen bleibt. Das Kleid der Hügel ist weit schöner als irgend ein orientalischer Teppich, sei er nun aus der Türkei oder Persien, Bochara oder Indien; denn in bewundernswerter Regellosigkeit wechseln Kastanienwälder mit lachenden Felderchen, und smaragd-

grüne Wiesenflecken erscheinen wie von dem nackten Kraut der Felsen eingefaßte Juwelen. Noch andere Gemmen seht ihr zwischen dem wechselnden Grün verstreut: jene Dorfhäuschen, die sich zu verstecken scheinen, um besser gesehen zu werden, jene Villen, welche ihre Reichtümer pomphaft ausbreiten.

Eine lange Kette von Hügeln, die durch Schluchten oder sanfte Thäler unterbrochen sind, die dem Fluß eine Biegung vorschreiben oder einem Gießbach zur Stufe dienen: das bildet eine der freundlichsten Landschaften der Erde, einen der köstlichsten Schätze für die ästhetische Betrachtung. Täglich, stündlich entdecken wir in jenem Labyrinthe von geschwungenen und unterbrochenen Linien neue Schönheiten, neue Kühnheiten der Natur, und es genügt ein Schritt, um mannigfache, unendliche Szenerien zu erblicken, wo das Vielfache, Launenhafte, Unerwartete reine Quellen der Bewunderung und Freude erschließen.

Niemals mehr als in einer Hügellandschaft ist die ästhetische Synthese eine geschickte Vervielfältigung der unendlichen analytischen Genüsse, weil wir, zwischen Himmel und Erde die gezackten Umrisse des Hügelprofils verfolgend, das ganze Bild in einem Nu entwerfen, und in einem Augenblick all das Graziöse, all das Schöne mit unserer Bewunderung umfassen. Wir können es in epykuräischer Kunst durch einen Niederblick mit der monotonen Weichheit der Ebene vergleichen, dann auf der steilen Anhöhe die gewundenen Wege oder zerrissenen Klüfte wieder

hinansteigen, zwischen den Kornfeldern, in den Nestern der Häuser und Hütten rasten und so alle Reize dieses Schönheitsuniversums genießen, das unsre Liebe weckt und uns besiegt.

Kein anderer ästhetischer Genuß entlockt einem Menschen einen solchen Ausruf oder Seufzer, als wenn er nach tagelanger Durchquerung der öden Steppen Rußlands oder der argentinischen Pampa von ferne zwischen Nebeln des grauen Horizontes einen Hügel, die einfachste Terrainwelle, entdeckt. Es ist wie der Klang einer befreundeten Stimme nach unendlichem Schweigen, ein Festgruß nach der grenzenlosen, gähnenden Langenweile.

Erwähnt sei noch das Spiel der Schatten und Halbschatten, der Sonnenreflexe, der matten Sammetfarben der Dämmerung,

> Wenn auf den Bergen schimmern schräge Strahlen
> Der fliehenden Freude des Tags.

Keine Ebene, so schön sie auch sein möge, bietet dem Lichte solche Nester zum Versteck, Abhänge, sich auszubreiten, Amphitheater und Cirkusse, um dort ein Farbenturnier mit den Schattenkontrasten in reizender Verwirrung zu veranstalten. Dies alles vermag der Berg, und er zeigt es uns in unerschöpfter Ausdauer, zu jeder Stunde, bei jedem Wechsel von bedecktem oder klarem Himmel, bei jeder neuen Laune von Sonne und Luft.

Von meinen langen Reisen erinnere ich mich stets mit wahrem Genuß der Hügel von Brianza,

von Österreich und, weiter entfernt, derjenigen von Nilgiri in Mittelindien und von Caravajal in der Argentinischen Republik.

„Laß bleiben uns zu schaun!“ ruf' ich und flehe,
O Sonne; doch du fliehst, und Schatten drücket
Die Höhn; du nimmst den Tag mit dir; entrücket,
Trägst du hinweg, wonach zumeist ich spähe.
Und dieser Schatten, den die Hügel senden,
Dort wo mein Flämmchen funkelt mild und hehr,
Wo großer Lorber kleinem Keim entsprossen,
Wächst, weil ich spreche noch, mir zu entwenden
Den süßen Hinblick auf die sel'ge Stelle,
Wo mit der Herrin sich mein Herz verschlossen.

Petrarca (F.)

Toskan'sche Hügel, nie seh' ich euch wieder,
Toskan'sche Hügel, wo in reinen Sonnen,
Im Lorbeerschatten keimten meine Lieder,
Beim sanften Murmeln klarer Wasserbronnen.

Carducci.

O, Fittich, trag' mich zu den frohen Hügeln,
Die niedergehn vom Apennin zum Meere,
Von Marmor weiß und braun von den Oliven.

Carducci.

De colline en colline et d'étage en étage
Les monts, dont ce miroir fait onduler l'image,
Descendent jusqu'au lit des mers;
Et leurs flancs, hérissés d'une sombre verdure,
Par le contraste heureux de leur noire ceinture,
Y font briller des flots plus clairs.

Lamartine.

Aux bords d'un lac d'azur, il est une colline
Dont le front verdoyant légèrement s'incline
Pour contempler les eaux,
Le regard du soleil tout le jour la caresse,
Et l'haleine de l'onde y fait flotter sans cesse
Les ombres des rameaux. Lamartine.

If thou art worn and hard beset
With sorrows that thou wouldst forget,
If thou wouldst read a lesson, that will keep
Thy heart from fainting and thy soul from sleep,
Go to the woods and hills! — No tears
Dim the sweet look that Nature wears.
Longfellow.

Nicht Schattenhöhn, nicht Nymphen und Sirenen,
Noch blumige Bäche, — nein, der Gipfel steil,
Zu dem sich mühevoll die Pfade dehnen,
Zum Berg der Tugend: dort ist unser Heil.
Wer Hitz' und Frost nicht fürchtet, dessen Sehnen
Der Freudenpfad nicht ist: dem wird's zu teil.
Und willst du, fern von jenen Regionen
Im tiefen Thal, ein hoher Adler wohnen?
Tasso.

Aber oben, o wie reizend
Lachen Hügel, segentrunken;
Aber oben, o wie fröhlich
Im April Oliven prunken.

Männer brechen grüne Zweige,
Und die Kinder winden Kränze.
Auf dem Hügel frohe Lieder,
Auf den Fluren Spiel und Tänze.
Carducci.

O, wieviel doch von meinen Jugendtagen
Erlebt' ich wieder auf den lichten Hügeln,
Als in die Tiefe floh besiegte Nacht!
Carducci.

Sieh, jene Hügel breiten sehnsuchtsvoll die Arme
Der niedergehn'den Sonne zu.
Der Schatten hüllt sie ein: sie scheinen zu erflehen
Den letzten Kuß, o Lydia! Carducci.

Hills of Annesley bleak and barren,
Where my thoughtless childhood stray'd,
How the northern tempests warring,
Howl above thy tufted shade. Byron.

Hyacinthe.

Wenn Holland kein anderes Verdienst besäße als das, uns die schönsten Hyacinthen der Welt zu liefern, so verdiente es schon einen Kranz im ästhetischen Olympia und völliges Verzeihen für seinen Tulpenkultus, der indessen auch, vom weitern eklektischen Standpunkte aus, seine eigenen Vorzüge besitzt.

Man kann, ohne gerade eine englische Hand zu haben, in einer Faust eine Hyacinthenzwiebel verbergen: eine gewöhnliche Zwiebel ohne Duft und Farbe, die, wenn auf der Straße gefunden, vom Stiefel des Vorübergehenden ohne Bedenken in den Kehrichtwinkel geschleudert würde. Und doch, welche Energie hat die Natur in dieser armseligen Zwiebel

zu verbergen gewußt, welche Geheimnisse der Entwicklung, welche Schätze an Formen, Symmetrie, Farben und Düften! Ich betrachte oft diese geheimnisvollen Knollen, weil ich an ihnen wie mit einer Sonde die ganze Tiefe unsrer Unwissenheit über die Probleme des Lebens messen kann.

Ihr legt diese bescheidene Zwiebel in ein wenig Erde oder auch nur in Wasser, und nach wenigen Wochen seht ihr aus einem grünen Juwel plötzlich die Blätter hervorbrechen, welche nach Art eines engen Futterals die kostbare Blumenähre schützend einhüllen.

Und die Blume erscheint, zuerst bescheiden, in Form und Farbe noch unbestimmt; dann kühn, selbstbewußt und stolz, all den Duft- und Farbenzauber dem Kusse des Frühlings und den Liebkosungen der Sonne zu öffnen. Die Hyacinthe ist eine Blume, die von Jugend und Gesundheit strotzt, die mit ihrem schimmernden, leuchtenden Fleisch und ihrem Kolorit an noch wärmere, liebreizendere Fleischtinten erinnert. Ob einfach oder doppelt, immer ist sie schön, immer lachend und heiter; sie scheint weder der Anämie der Armut, noch der Vollblütigkeit zu wohl genährter Genüßlinge unterworfen. Sie ist ein harmonischer Akkord, das vollkommene Gleichgewicht der Gesundheit, Jugend und Kraft. Auf dem starken, saftigen Stengel drängt sich eine Blüte dicht an die andre wie in trautem Familienbande; aber doch ist jede verschieden und unabhängig, und alle zusammen

hauchen eine Glorie von Farbe und die Wollust eines sinnlich-berauschenden Duftes aus.

Ich verehre zumal die ganz weiße Hyacinthe, deren Reinheit den Busen der Töchter Albions übertrifft; aber ich verliebe mich geradezu in eine Hyacinthe von bleichem Rot, wie dem der Mairose, von Scharlach- und flammendem Rot, und in die Hyacinthen mit dem ganzen Farbenzauber der von Jugend und Liebe geröteten Lippen. Ich liebe auch die melancholischen Hyacinthen von der Himmelsfarbe Londons, sowie die von dem überseeischen Himmelblau des Orients und jene andern von so tiefen Türkisenfarben, daß sie an den sturmbewegten Ozean erinnern. Ich bewundere die Hyacinthe von der Farbe des fetten lombardischen Rahms, dann die violetten Hyacinthen, dann jene, die verschiedene Tinten: Weiß, Rot, Gelb, Rosa, Amaranth und Grün, in bizarrer Weise vermengen.

Scheltet nicht die gütige Natur, die auch dem Arbeiter für wenige Soldi den Luxus gewährt, in sein Fensterbrett eine Hyacinthenzwiebel zu pflanzen, mit der süßen Erwartung, daß sie ihm in wenigen Wochen ein ästhetisches Blumengedicht darbiete, schöner als so und so viele epische Gedichte, die unter dem Zwang der Eitelkeit oder Langenweile aus einem unfruchtbaren Menschenhirn herausgequält wurden.

* * *

Die Hyacinthe verdiente es, eine Mythologie zu

haben, und sie ward ihr durch den Mund des großen römischen Dichters:

Fast war Sol zu der Mitte der kommenden und der vollbrachten
Nacht gelangt, und er stand gleich weit von den Enden entfernet:
Jetzo enthüllt der Gewand', und gesalbt mit der Fette des Ölbaums,
Schimmern sie beid' und beginnen den Kampf der geründeten Scheibe.
Diese zuerst aufwägend entsandt' in die wehenden Lüfte
Phöbus und warf mit der Last die hemmende Wolk' auseinander.
Auf den gediegenen Boden zurück nach langer Verweilung
Sank das Gewicht und zeigte die Kunst mit der Stärke vereinigt.
Unvorsichtig sofort, und entflammt von Begierde des Spieles,
Eilt der tänarische Knab', den Kreis zu erheben; doch jenen
Warf der gehärtete Grund mit prallendem Schwung in die Höhe
Grad ins Gesicht, Hyacinthus, dir selbst. Da erblaßte mit einmal,
So wie der Knabe, der Gott. Die wankenden Glieder empfängt er;
Und bald wärmet er dich und trocknet die klägliche Wunde,
Bald dann leget er Kraut, die entfliehende Seele zu halten.
Nichts, ach! frommet die Kunst; unheilbar blutet die Wunde.
Wie wenn einer Violen und Mohn im gewässerten Garten,
Oder die Lilie knickt, auf hellgrün prangendem Stengel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Öbalide, du sinkst, getäuscht um die blühende Jugend,"
Saget der Gott, „und ich sehe die Wund'; ach, meines Verbrechens!
Du mein Schmerz, mein hartes Vergehn! mein eigener Arm schuf
Dir frühzeitigen Tod; ich stiftete dir das Begräbnis!

Doch was trag' ich für Schuld? Es müßte denn Spielen sogar nun
Schuld genannt, es müßte denn Schuld auch Lieben genannt sein!
Und, o wär' es erlaubt, für dich mein Leben zu lassen,
Oder mit dir! Doch weil ja des Schicksals Wille mich bindet,
Sei du beständig mit mir und schweb' im Herzen und Munde!
Dich tön' unser Gesang, dich stets die geschlagene Leier!
Du als Blume bezeichne mit Schrift des Liebenden Wehmut!"
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Also ruft Apollo mit wahrheitredendem Munde.
Siehe, das Blut, das strömend des Erdreichs Kräuter gefleckt,
Endiget, Blut zu sein; voll Glanz wie tyrischer Purpur,
Hebt sich die Blum' und empfänget Gestalt, gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die ein', und die anderen Silber gefärbet.
Nicht genügt es dem Phöbus; denn der war Stifter der Ehre:
Selbst mit eigenem Wehe beschreibt er die Blätter; und AI, AI
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab.

Ovid, Verwandlungen (Voß).

Komm, Foscolo, und wirf mit mir die Flut
Von Hyacinthen über sie! . . . .

Pindemonte.

. . . Es öffnet sich
Bei einer Thräne Taus die Witwenblume
Der Hyacinthe, und mein Lied bedarf
Des Schmerzes, um dem Herzen zu entblühen.

Aleardi.

Das schöne Weib möcht' ich mit Sangesmächten
Wie Blitz umleuchten groß und wunderbar,
Und ihr die ewige Götterblume flechten
Ins weiche Haar.

Wenn ich sie unter Hyacinthen grüße,
In meines Lorbers Schatten, möchte ich
An ihrem Busen flüstern: O, du Süße,
Ich liebe dich! Carducci.

L'iris, la violette et la sombre hyacinthe
De l'alcove amoureuse ont tapissé l'enceinte.
Delille.

Accepte aussi cette hyacinthe:
C'était la fleur chère aux aïeux
Et dans les rites glorieux,
Longtemps elle demeura sainte.

D'un sang pâle et doux elle est teinte
Comme sont, au matin, les cieux,
Quand l'Aube au vol silencieux
Des flèches du Jour fuit l'atteinte.
Armand Silvestre.

And the hyacinth purple, and white and blue,
Which flung from its bells a sweet peal anew
Of music so delicate, soft and intense,
It was felt like an odour within the sense.
Shelley.

Immergrün.

Das Immergrün ist uns teuer, weil es zu den ersten Frühlingsboten gehört und unser Auge nach der langen Entbehrung des Winters erfreut; es ist uns teuer, weil in seiner Farbe ein Stückchen vom Himmel oder vom Augenblau eines blonden Mädchens lebt; es ist uns teuer, weil es stets an poe-

tischen Örtern wächst: am Wiesenrain, am Heckensaum, am Waldesrande. Es scheint mit feinem Dichtersinn die einförmigen Felder, die der Heumahd verfallenden Weiden zu fliehen, kurz alles, was sich als Fläche und Ebene kennzeichnet. Wenn du auch nur ein botanischer Laie und nur ein ganz klein wenig Poet bist, weißt du doch, ohne ein einziges Immergrün zu bemerken, die Stelle zu finden, wo es wächst; und wenn du dein Mädchen an der Hand führst, kannst du sagen: „Komm hierher, wir finden Immergrün!“

Und wenn diese Blumen dir ihre durchsichtigen Kelche zeigen, die wie aus einem Stückchen Himmel geschnitten oder wie aus einem Saphir gemeißelt scheinen, so erwacht dir die Lust, dich, anstatt sie zu pflücken, hinzusetzen und auszustrecken zwischen Veilchen und Gänseblümchen, die fast stets ihre Gesellschafter sind, und den Hauch der fruchtbaren Erde einzuatmen.

Außerdem besitzt das Immergrün noch einen andern Reiz: es gehört zu den wenigen Blumen, die sozusagen ein Auge haben. Das Stiefmütterchen ist die Königin dieser Blumen, weil es mehr als eine andre sein Köpfchen uns zuwendet, aber auch das Immergrün sieht uns an. Es bildet aus seinen Blüten niemals einen Strauß oder eine Ähre, sondern jede Blüte ist ein Individuum für sich, welches das eigene Ich dieses zarten, lieblichen Geschöpfchens zur Erscheinung bringt.

Wie manchmal treffen sich die blauen Augensterne

eines Mädchens mit denen des Immergrüns, und wie oft sagt eins zum andern: „Wer von uns beiden ist himmlischer; wer von uns beiden wird wohl dem sehnenden und liebenden Manne am teuersten sein?“

Die blauen Augen in dem weißen Antlitz
Erschienen wie das Immergrün im Schnee.
Alearbi.

. . . l'aube à la pervenche
Donne en peu d'eau.
Victor Hugo.

Pervenches, beaux yeux bleus qui regardez dans l'ombre.
Lamartine.

Pâle fleur timide pervenche,
Je sais la place où tu fleuris,
Le gazon où ton front se penche,
Pour humecter tes yeux flétris!
C'est dans un sentier qui se cache
Sous ses deux bords de noisetiers,
Où pleut sur l'ombre qu'elle tache
La neige des blancs églantiers.
L'ombre t'y voile, l'herbe égoutte
Les perles de nos nuits d'été,
Le rayon les boit goutte à goutte
Sur ton calice velouté.
Une source tout près palpite,
Où s'abreuve le merle noir;
Il y chante et moi j'y médite
Souvent de l'aube jusqu'au soir.
O fleur, que tu dirais des choses
A mon amour, si tu retiens
Ce que je dis à lèvres closes
Quand tes yeux me peignent les siens!
Lamartine.

On n'a que quatre pas à faire
Pour trouver au bord du ruisseau
Le cyclamen que Sand préfère
Et la pervenche de Rousseau.
Gauthier.

Tu serais embellie, ô charme!
Et comme la rosée en feu
Dans une pervenche, une larme
Noîrait ton œil cerné de bleu.
J. Aicard.

Moins plaisantes que toi, les ondines tout bas
Jalousent sous les joues tes doux yeux de pervenche.
Louis Salles.

Comme autrefois, la pervenche,
Sur le velours vert des prés
Par le printemps diaprés,
Aux baisers du soleil penche
A moitié rempli de miel
Son calice bleu de ciel. Gauthier.

Insel.

Wenn die Metaphysiker und Schwärmer der Ästhetik in der Welt des Lebenden und nicht zwischen den Schatten des philosophischen Spiritismus nach der Lösung ihrer Probleme gesucht hätten, würden sie in der Insel einige der tiefstgegründeten und einfachsten Dogmen des Schönen gefunden haben.

Die Insel (ich spreche von denen, die der Mensch mit dem Auge, nicht mit dem Verstande ausmißt) ist ein von der Natur entworfenes Bild, ein Mikro-

kosmos im Makrokosmos, die Harmonie zweier Elemente unsers Planeten: des Wassers und der Erde.

Ein Stückchen Erde, vom Wasser umgeben, sei es von der Flußwelle, der Seefläche oder dem weiten Ozean, ist ein in einen Rahmen gefaßtes Bild, von dem man nicht weiß, ob das Bild selbst oder die Einfassung schöner ist. Es hat etwas Abgerundetes, deutlich Abgegrenztes, was dem Gedanken Beruhigung, der Betrachtung immer neue Reize gewährt. Felsig oder flach, waldbedeckt oder triftenreich, wenn es nur von Wasser umgeben ist, so ist ein solches Stück Erde stets eine Augenweide, ein gelobtes Land, wo wir unser Schiff anlegen dürfen, ja, wo wir die Flagge der Besitzergreifung aufpflanzen möchten. Die unendliche, grenzenlose Natur wird in der Insel zu etwas Menschlichem, das wir lieben und besitzen können; das Übergroße beschränkt sich, wird kleiner und nähert sich so dem Umfassungsbereich unsrer Arme, gleichsam als wollte es sich uns ganz zu eigen geben. Dadurch wird der Genuß der Bewunderung zu der innigern und wärmeren Freude des Besitzes.

Wer immer aus einem Kahn oder Schiff auf den Boden einer Insel steigt, fühlt ein Anwandeln der Freude am Eigentum, und in seinem Innern ruft er aus: „Das ist mein!“

Wer die Gewässer von Paranà befuhr, wird die ganze Ästhetik der Inseln voll gekostet haben. Dort finden sich Inseln von dem kleinsten Erdfleckchen, die kaum dem Fuße des Menschen Platz genug bieten, bis zu der Ausdehnung von Feldern, Wäldern,

Gärten, ja zu einem ganzen kleinen Territorium, wo wir Haus und Garten bauen können; wo wir, in einem kurzen Spaziergang die geographischen Grenzen abschreitend, ausrufen können: „Das ist mein!“ — Wenn dann in diesem beschränkten Bilde die Erde sich wellt, die Landschaft wechselt, wenn wir in kleinstem Maßstabe Berge und Thäler, Wiesen, Bach und Wald haben: dann steigt unsre Bewunderung, wie wenn man ein schönes Bild in einem schönen Rahmen sieht. Das ästhetische Gefühl wird verinnerlicht, die Schönheiten der Natur treten in augenfälligsten Umrissen hervor, und wir nehmen sie mit derselben Wonne in uns auf, die den Maler erfüllt, der mit liebendem Stift die Conturen eines schönen Gesichtes zeichnet.

Für die Augen des Bewunderers ist die Insel stets etwas von seinem Eignen, gleichviel ob der Besitzer ein andrer ist; nicht umsonst lieben daher die Insulaner aller Gegenden ihr Vaterland mehr, als die Bewohner des Festlandes das ihrige. Die Insel ist gleichsam das Endliche im Gegensatz zum Unendlichen; sie ist das Haus, das den Menschen mit offenen Armen empfängt, wenn er lange in der Ebene, in der grenzenlosen Wüste, auf dem unendlichen Ozean irrend umhergeschweift.

Das kleine, niedre Inselchen dort unten,
Ganz unten, wo die Woge es umschäumt,
Es trägt auf weichem Boden schwankes Schilf.

Dante.

Kein Haus ist auf dem Inselchen zu sehen,
Und nichts als Myrthen und Wachholder schier.
Den Böcken, Hasen, Hirschen auch und Rehen
Ist dies ein einsam lustiges Revier.
Fast niemand kennt es; nur die Fischer gehen
Zu mancher Zeit ans Land und trocknen hier
Die feuchten Netz' auf dem Gesträuch am Hafen,
Indes im Meer die Fische ruhig schlafen.

Ariosto (G.)

Im Ozean liegt eine Insel, dort,
Wo er sich wölbt den Sternen; weites Land,
Nach alter Sage, wo zur sel'gen Zeit
Die ewigen Boten und die Sterblichen
Dort angerufen unsers Himmels Sterne
Und die des andern Pols; weß Wunsch getäuscht,
Sieht aus der Ferne ihre Berge winken,
Er wünscht die Winde eilen, und nach altem Ruf
Heißt sie Atlantis. Foscolo.

Mehr Inseln sehn sie jetzt der Flut entgleiten
Und minder steile Höhn auf ihrem Strand.
Dies sind die Inseln, die vor grauen Zeiten
Die alte Welt glückselig schon genannt.
Hier glaubte man, daß ohne Zubereiten
Und nur befruchtet durch des Himmels Hand,
Das Land gebäre, daß die wilde Rebe
Auch ungepflegt die süßen Früchte gebe.

Tasso (G.)

Inmitten deiner Strudel weiß von Schaum
Liegt flach und sonnig eine kleine Insel.
Dort find' ich meine Freude, und ich lenkte
Oftmals den Fuß dorthin, wenn eis'ge Winde
Mich auf dem flüssigen Element verfolgten.

Bartolommeo Sestini.

Es liegt ein Inselchen im Ozean,
Von Nebeln und Geheimnissen umflutet.
Zanella.

— Quelle est cette île triste et noire? — C'est Cythère,
Nous dit-on, un pays fameux dans les chansons,
Eldorado banal de tous les vieux garçons.

. . . .

— Ile des doux secrets et des fêtes du cœur!
De l'antique Vénus le superbe fantôme
Au-dessus de tes mers plane comme un arome,
Et charge les esprits d'amour et de langueur.
Belle île aux mirtes verts, pleine de fleurs écloses,
Vénérée à jamais par toute nation,
Où les soupirs des cœurs en adoration
Roulent comme l'encens sur un jardin de roses
Ou le roucoulement éternel d'un ramier!
Baudelaire.

Jasmin.

Das arabische Wort iasmin, indentisch mit dem französischen jasmin, zeigt uns bereits die verwandtschaftliche Übereinkunft zweier großer Kulturvölker in der Bewunderung einer Blume, welche Gesicht und Geruch aller Nationen der Erde entzückte.

Die vierzig und mehr Species von Jasmin, die wir kennen, sind mit ihrem Duft und ihren zarten schneeigen Blüten fast über alle Länder der Welt verstreut.

An den Bächen Italiens, wo der Brombeerstrauch, die Waldrebe und die Winden sich über die mur-

melnden Wasser ranken, trägt auch der Jasmin seine schönen Blüten, die etwas weißer, aber nicht weniger duftreich sind als die im Garten gezogenen. Wenn in den Dörfern des Mittelmeers die Seebrise des Abends aus unsern balsamischen Gärten die Gluten des Tages vertreibt, dann schmücken unsere Mädchen ihre ebenholzschwarzen Flechten mit dieser reizenden Blume, den starken wollüstigen Geruch jener Blüten mit dem noch köstlicheren Dufte des weiblichen Körpers vermählend. Wieviel Küsse hat das Köpfchen der Geliebten oder ihr Busen, das holde Liebesnest, unter dem Vorgeben empfangen, daß man den Duft der schmückenden Blume kosten wollte!

In Italien, dem Lande einer starken, berauschenden Sinnlichkeit, zieht man die Blüten des Jasmin zu Tausenden auf Goldfäden, um die Heiligenbilder und den Hals der Gläubigen damit zu zieren; denn der Jasminduft verträgt sich auf das Schönste mit dem Aroma des brennenden Sandelholzes, dessen Rauch zu dem Throne der Ideale emporsteigt.

In Süd-Indien habe ich den schönstduftenden Waldjasmin gepflückt, der auf moossamtenen und mit silbernen Farnen geschmückten Felsen wuchs, und mir war's, als ob ich in einem Zuge die ganze tiefe Wollust der tropischen Flora genösse.

Auch in Tucumun, in Santiago und in Salta (Zentral-Amerika) habe ich die höchsten Wonnen genossen, indem ich bis zur Trunkenheit den Duft der weißen Blüten von Diamela einatmete, einer andern Jasminart, die im Schatten der argentinischen

Pateos wuchs, gepflegt von den Feenhänden der Señoritas.

Die Blüten aller Jasmine haben nur ein kurzes Leben, dauern oft nur einen Tag und hauchen von der Morgen- bis zur Abenddämmerung ihr Lied der Liebe aus, wobei sie es oft mit dem eines Weibes verschmelzen, welches die jungfräuliche Reinheit unter dem ersten Kuß verliert und den Duft von etwas Sterbendem zwischen die Lippen eines andern aushaucht. Dieser aber nimmt es auf und befruchtet es in einem dritten Leben, das zwischen der sich trübenden Reine, zwischen jenem Duft, der entflieht, zwischen jenen Seufzern entspringt, welche wie hinsterbende Klänge in einem Liede des Lebens ertönen.

Der Jasmin ist Reinheit, ist Duft, das Bild der Jungfräulichkeit, die in dem ersten Liebeskampfe stirbt, um die Mutter anderer Jungfrauen zu werden.

Auf dem Balkone wuchs ein Strauß Jasmin,
Und als er sich mit seinen weißen Sternen
Bedeckte, opfert' sie die ersten Blüten
Auf einem kleinen ländlichen Altare,
Am Stamme eines hoch betagten Nußbaums;
Die zweiten gab sie einem Alpenjüngling,
Dem sie bereits ihr Herz gegeben hatte.

Aleardi.

Jasmins dont un air doux s'exhale,
Fleurs que les vents n'ont pu ternir,
Aminthe en blancheur vous égale,
Et vous m'en faites souvenir.

La Fontaine.

Non loin du pavillon que les fleurs ont caché,
Les jasmins en grimpant avec le chèvrefeuille,
Couvrent le frais berceau que nous avons cherché
Afin que notre amour s'y tienne et s'y recueille.
Antony Valabrègue.

Que de ses beaux jasmins les ombres épaississent.
Lamartine.

Paris dort, — et dans les arbres,
Dans la mousse des vieux marbres
Et les jasmins des balcons,
On entend frémir la sève;
Mai, sur la ville qui rêve,
Répand ses charmes féconds.
André Theuriet.

En gouttes de lait pur voici que le jasmin
Jaillit et perle au sein rajeuni de la Terre.
Armand Silvestre.

Jaspis siehe Achat.

Kastanie.

Die Kastanie ist nicht gigantisch, nicht elegant noch majestätisch, besitzt weder die elastische Schlankheit der Palme, noch den düstern Stolz der Cypresse; sie ist nicht malerisch wie die Fichte oder nervig wie die Birke; aber sie ist eine sympathische Pflanze, welche reichlichen, frischen Schatten dem Menschen wie den Herden spendet, reichliches grünes

Laub den Bergen und Brot dem armen Gebirgsbewohner. Ihr Stamm entsteigt nur langsam der Erde, mit der er verwachsen scheint, als wäre er eins mit ihr; ihre großen, vollbelaubten Äste gewähren jedem Gastfreundschaft, der bei ihr einen Sitz oder ein Lager sucht.

Die Kastanie ist der **genius hospitalis** der Wälder der Voralpen; an ihrem Fuße grünen die Wiesen, geschmückt mit der Gebirgsflora, frischer und schöner. Es scheint, als ob sie um sich alle aromatischen Säfte des Gebirges versammle; sie kleidet sich mit weichem Moos, gewährt den silbernen Flechten Schutz, und in ihrer Nähe gedeihen üppige Schwämme von allen Farben und verschiedenstem Geschmack.

Sie wächst ganz langsam mit der Geduld jener, die das Leben nach Jahrhunderten zählen und die das Leben genießen, weil sie stark und gesund sind. Sie fürchtet nicht die Axt des Holzfällers, weil ihre wohlschmeckende, heilsame Frucht sie bis ins höchste Alter vor den Vandalen des Waldes schützt.

Auch wenn ihr Holz von den Jahrhunderten morsch gemacht, bietet sie in ihrem hohlen Stamm den Flüchtigen und den Liebenden Schlupfwinkel. In dem weichen Laubboden, worin sie wurzelt, giebt sie umfangreiche Wohnung den Ameisen, den Insektenlarven, den Würmchen, ja einer ganzen Welt von kleinsten Geschöpfchen, die dort ein üppiges, behagliches Dasein führen.

Blumen zum Strauß für unsre Damen gewährt

die Kastanie nicht; sie bescheidet sich, mit einem saftigen Grün ihre Früchte zu umschließen, die sie nicht eher der Erde und dem Menschen überläßt, als bis sie durch alle Sommermonate hindurch zur vollen Reife gelangt sind. Dann öffnen sich die dornigen Schalen in den letzten Strahlen der Septembersonne, und die Kastanien scheinen zu lachen in dem Sonnenlichte, das sie überglänzt. Sie sind die letzten Früchte des sterbenden Jahres, die nun den dürftigen Speicher des Gebirgsbewohners bereichern und ihm für lange Monate das Brot liefern, die letzte Frucht, die in die Stadt gebracht wird und die dem blasierten Städter von den Bergen erzählt; die ihm in den Dunst von Menschen und Gasflammen ein bischen Alpenluft bringt, einen Gruß frischen und kühlen Schattens, eine ferne Erinnerung an Ginster und Thymian.

Darum Heil und Segen in Ewigkeit dem Baum der Berge, dem guten Genius unsrer Alpenwälder!

Dort aus dem tiefen Thal
Kastanienwälder winken,
Die froh im Sonnenstrahl
Den goldnen Regen trinken. Zanella.

D'immenses châtaigniers aux branches étendues
Y cramponnent leurs pieds dans les roches fendues,
Et pendent en dehors sur des gouffres obscurs,
Comme la giroflée aux parois des vieux murs;
On voit à mille pieds, au-dessous de leurs branches,
La grande plaine bleue, avec ses routes blanches,
Les moissons jaune d'or, les bois comme un point noir,
Et les lacs renvoyant le ciel comme un miroir.

Lamartine.

Les maronniers du parc et les chênes antiques
Se berçaient doucement sous leurs rameaux en pleurs.
Alfred de Musset.

Luzerne — Schneckenklee.

Warum haben die Dichter die Luzerne besungen, warum haben sie diese Pflanze stets mit der Ziege in Verbindung gebracht, dem poetischten unter den Tieren des Gebirges? Vielleicht weil sie stets an malerischen Stellen wächst, am Rande der Gießbäche, an den Abhängen schattiger Hügel oder zwischen dem Felsgestein der Kastanienwälder. Vielleicht auch, weil ihre goldenen, von den biegsamen, eleganten Zweigen niederhängenden Trauben in reicher Pracht durch das zarte Grün schimmern.

Vielleicht aus all' diesen Gründen zusammen. Sie ist weder Baum, noch Bäumchen, sondern eine wilde Pflanze, welche die steilen Abhänge und die abschüssigen Höhen liebt; aber mit ihresgleichen lebt sie vertraut, und sie bietet ihre blaßgelben Blumen dem Hirten dar, der sie seiner Geliebten schenkt; ihre saftigen Blätter aber läßt sie von dem Geisbock abweiden, für den sie ein wahrer Leckerbissen sind.

Wo die Luzerne blüht, ist die Luft stets gesund und frisch, und mit Wonne atmen die Menschen sie ein zwischen den grünen Farren, zwischen den moosbekleideten Felsen, beim Gesange der Vögel, zwischen all' den kräftigen, heilsamen Gerüchen so vieler

Pflanzen, die ohne unsere Gartenkünste wachsen und gedeihen.

Eine auf dem Alpenfelsen schwankende Luzerne und eine Gemse, die das schlanke Bein auf diesen Felsen setzt und die Lippen lüstern den goldenen über dem Abgrund hängenden Trauben nähert: das ist ein so malerisches Bild, daß es den Landschaftsmaler wohl inspirieren kann, wenn er die Harmonien und Melodien der Natur empfindet und versteht.

Le mélèze lui-même, au fond du groupe noir,
Avait changé de robe et de frange flottante;
Autant qu'un clair cytise il annonçait l'espoir.
Sainte-Beuve.

La chèvre s'attache au cytise,
. . . .
Et l'enfant s'attache à sa mère.
Lamartine.

....suspendre la chèvre au cytise embaumé.
Lamartine.

Partout où la nature est gracieuse et belle,
Où l'herbe s'épaissit pour le troupeau qui bêle,
Où le chevrau lascif mord le cytise en fleurs.
Victor Hugo.

Farewell to the grave, Mac Caura,
Where the slanting sunbeams shine,
And the briar and wawing fern
Over thy slumbers twine.
Mrs. Downing.

Kornblume.

Ihr Name besitzt für uns einen eigenen Reiz; ihre Blüte ist ein Stern, ihre Farbe ist gleichsam ein Lobgesang auf das Azurblau. So eindringlich singt sie dieses Lied vom Himmel zwischen den Halmen des Kornfeldes, daß die Franzosen ihr keinen andern Namen zu geben wußten als **bluet**, und die Botaniker haben sie **Cyane** genannt, welches griechische Wort so viel sagen will wie: das Blau des Blauen. Selbst die Himmelsfarbe wird übertroffen von dieser schönen, satten Tinte; ja, der Himmel beneidet sie. In den mehr von der Sonne gesegneten Ländern gelingt es ihm fast, sie nachzuahmen, wenn auch nicht zu besiegen —, und zwar in den Augenblicken, wo er durch die dichten, flockigen Cumuluswolken des Sommers hindurchblickt.

Aber nicht allein die Farbe macht die Schönheit der Kornblume aus; auch das zarte Seidengewebe ihrer gezackten Blütenblätter, auch ihre Staubfäden, die von noch tieferem Blau sind, und die uns ihre weißpunktierten Köpfchen zeigen, als wollten sie uns sanft ablenken von dem reichen Himmel, der in ihnen herabstieg, um die Erde zu küssen. Die Cyane ist sowohl nach Form wie Farbenschimmer in der That ein Stern.

Das Blau ist die Farbe des Ideals, so daß die Dichter aus dem Worte ein Synonym machen, und wir es ohne eine sinnliche Regung betrachten; nur hohe Ideen, die das Fleischliche nicht einmal streifen,

erweckt es in uns. Wer die Visionen, die das Rot erzeugt, verjagen will, der betrachte diese Blume, und er wird sofort versucht sein, das Haupt zu erheben, um den Himmel, ihren stärksten Rivalen, zu betrachten. Die Kornblume ist das Gegengift der Rose; diese macht uns sündigen, und wär' es auch nur in Gedanken; jene erhebt uns zu den Gesichten des Unendlichen.

In der niedern Welt der endlichen und sterblichen Dinge birgt diese Blume wahre Poesie in sich; denn sie wächst auf den Feldern, wo der Mensch sein Brot säet, und nie ist sie schöner, als wenn sie zwischen den wogenden Kornähren prangt.

In der Farbenmusik bilden Weiß und Blau eine der entzückendsten Harmonien, und alle Poeten denken sogleich, wenn sie die Kornblume bewundern, an die Wonne blauer Augen, die unter dem Schatten blonden Haares lächeln; selbst die Modekünstler verfehlen nicht, in kluger Übereinstimmung die weißen Strohhüte mit Kornblumen zu schmücken.

Ein Strauß von blonden Ähren, aus dem Kornblumen hervorlachen, ist ein Sinnbild vollkommener Glückseligkeit: Brot und ein Stückchen Himmels; das tägliche Brot, welches ein gewöhnliches Bedürfnis stillt, und die blauen Sterne, von denen wir aufblicken müssen in das Unendliche, welches ewig dauert.

Wie die Cyane in des Kornes Wogen,
So blühten unter ihrem blonden Haar
Die blauen Augen . . . . Carducci.

Tandis que l'étoile inodore
Que l'été mêle aux blonds épis,
Émaille de son bleu lapis
Les sillons que la moisson dore,
Avant que, de fleurs dépeuplés,
Les champs n'aient subi les faucilles,
Allez, allez, ô jeunes filles,
Cueillir des bluets dans les blés!

Victor Hugo.

Le bluet est pareil aux yeux
Où l'azur obstiné des cieux
Rit aux détresses de la vie;
Le rêve et sa douceur ravie
S'y reflètent, silencieux.

Armand Silvestre.

Puisque la Providence est bonne,
Et répand d'une même main
Le bluet qu'on tresse en couronne
Parmi le blé qui fait le pain
. . . .

Henri Murger.

Pour en tresser une couronne,
A pleines mains dans le blé mur
Rose moissonne
A pleines mains les fleurs d'azur.

Henri Murger.

. . . .
Others, their bleue eyes with tears o'erflowing,
Stand like Ruth amid the golden corn.

Longfellow.

Lamm.

Jedes Tier erreicht die Blüte seiner Schönheit in verschiedenem Alter, und dasselbe könnte man von den Pflanzen sagen; denn jede lebende Kreatur vereinigt in dem Kreislaufe von der Wiege bis zum Grabe, wenigstens für unsre Augen, in verschiedenen Perioden alles Typische seiner bestimmten Individualität. Das Pferd, der Löwe, — die Eiche, die Fichte sind am schönsten auf der Mitte ihrer Lebensbahn, während das Lamm und die Katze nur in ihrer Jugend am reizvollsten sind.

Deshalb führe ich auch in diesem bescheidenen Wörterbuch der Ästhetik nicht das Schaf, sondern das Lamm auf. Dieses sanfte, wehrlose, furchtsame Tier, das sich trotz seiner Zähne ohne Verteidigung erwürgen läßt; das nur in seltenen Fällen stößt und fast nur dann, wenn es Hörner trägt; dieses wehrlose Opfer des Wolfes, des Panthers und des Menschen, das stets ein Sinnbild der Sanftmut, Unschuld und Aufopferung war, zeigt als Lämmchen alle seine eigentlich negativen Tugenden. In diesem Lebensalter nimmt die Furchtsamkeit die Form unschuldiger Sorglosigkeit an; der völlige Mangel an Verteidigungs- und Angriffswaffen erweckt eher Mitleid als Geringschätzigkeit, und in diesem graziösen Tierchen finden wir den ästhetischen Wert, daß dies arme Geschöpf seine ganze Verteidigung in unserm Mitleid hat.

Ein Lamm flößt uns fast dieselbe Zärtlichkeit

ein wie ein Kind in der Wiege; sein nacktes, rosiges Mäulchen, sein gelocktes Wollenkleid, seine zarten Pfötchen verdienen unsre Bewunderung. Dann seine großen sanften Augen, die nichts andres ausdrücken können als Furcht, Unschuld, Erstaunen und die Unkenntnis alles Bösen. Jene Augen, die niemals zornig flammen oder Blitze des Hasses und der Grausamkeit schleudern können, betrachten wir wie ein Bild, das uns beruhigt nach den Szenen von Raub und Mord rund um uns her. Jene Augen des Friedens und ewiger Heiterkeit, umrahmt von der weißen, zarten Wolle, sind ganz Sanftmut, ganz Harmlosigkeit, ganz unbewußte Güte. Das erfrischt uns Herz und Lunge und versetzt uns in die arkadischen Regionen der Milch und Erdbeeren.

Auch in dem Blöken des Lammes vernehmen wir eine sanfte Stimme, die unsern Beistand erfleht, und die mit keinem Tone Haß oder Drohung auszudrücken imstande ist.

Das Lamm ist auch in seinen Bewegungen sanft und graziös; es springt nicht, sondern hüpft; es läuft nicht, sondern schreitet ruhig dahin; es bäumt sich nicht auf, sondern froh und munter treibt es zwischen den Wiesenkräutern Spiel und Scherz; es ist ein sanftes, zartes Leben in ihm, welches das Gestern nicht kennt und um das Künftige sich nicht sorgt; eine Unwissenheit, die stupid genannt werden könnte, wenn sie nicht aus Gutmütigkeit entspränge.

Allein wenn das Lamm größer wird und reift, verliert sich die Grazie der Bewegungen; die Wolle

nimmt überhand, das Tier wird plump, und alle Schönheit ist dahin. Wenn aber gar die bizarre Natur auf diesen Wollenknäuel zwei Hörner pflanzt, die, um nicht zu verwunden, spiralförmig gedreht sind, so giebt das eine wahre Karrikatur; man hat die seltsame Zusammenstellung entgegengesetzter Dinge, die uns lächeln macht, aber keine Bewunderung abzwingt.

Man weiß, wie der Ehegatte genannt wird, der friedlich das Joch der ehelichen Untreue trägt; am passendsten aber würde man ihn mit dem eben beschriebenen Geschöpf vergleichen.

So wie die Lämmer kommen aus dem Stalle,
Zu eins, zwei, dreien, und die andern stehn
Furchtsam, den Blick und Kopf gesenkt zur Erde,
Und was das erste thut, thun auch die andern,
Und wenn es still steht, schmiegen sie sich an,
Einfach und ruhig, das Warum nicht kennend.

Dante.

La brebis sur les collines
Ne trouve plus le gazon;
Son agneau laisse aux épines
Les débris de sa toison. Lamartine.

Là, les brebis sur des buissons
Font pendre cent petits flocons
De leur neige luisante;
Les agneaux aussi bondissant
Sur la fleur renaissante
Lui rendent leur culte innocent.

Racine.

Wie, wenn das Licht geschieden von dem Tage,
Ein Lämmchen sich verirrt hat in dem Wald
Und läuft, damit der Hirte seine Klage
Vernehme, rings umher ohn' Aufenthalt,
Sodaß der Wolf es höret aus der Weite
Und macht's, zum Leid des Hirten, sich zur Beute.
Ariosto.

Les agneaux attirés par la fraicheur de l'herbe,
Sans crainte bondissaient . . . .
Mme de Girardin.

Lerche.

Die Lerche besitzt keine lebhaften Farben, noch irgend ein prächtiges Äußere, sondern nur durch die bescheidene Verschmelzung von Grau und Weiß auf ihrem schlanken, eleganten Körperchen ist sie uns lieb und wert; abgesehen von jeder grausamen gastronomischen Erinnerung.

Ihre hauptsächlichste Schönheit liegt in ihrer Leidenschaft für das Licht, die Sonne, den weiten, freien Himmel. Sie verschmäht die Gebüsche und noch mehr die Bäume, welche ihr den hohen Aufflug und den Anblick des Himmels verwehren; deshalb sitzt sie niemals auf den Zweigen, sondern sie führt dort oben in der blauen Höhe ihr Dasein, in die sie höher hinaufsteigt, als unsre stolzen Blicke reichen. Wenn sie das Bedürfnis der Ruhe hat oder Nahrung suchen muß, schießt sie zur Erde herab, wo sie sich zwischen Gras und Kraut verbirgt und eilig auf

Feldern und Wegen umherläuft, gleichsam um uns zu zeigen, daß sie den Boden nur für wenige Augenblicke berührt.

Um die Sonne mit ihrem silbernen, lyrischen Sange zu begrüßen, steigt sie beim ersten Schimmer der Morgenröte empor, und auch beim letzten Abendstrahl sendet sie der scheidenden Sonne Grüße nach. Ist sie zum Olympos aufgestiegen, so weilt sie singend dort oben mit zitterndem Flügel, und es scheint, als genösse sie nur da den Rausch ihrer Begeisterung; dort verstärkt sie den Gesang, wodurch ihre Stimme bis an unser Ohr klingt, auch wenn die Augen sie nicht mehr sehen.

Die Poesie, welche diesen geflügelten Sonnenanbeter umgiebt, haben alle Poeten, ja selbst die Theologen empfunden.

Diese ersannen nämlich eine seltsame Etymologie. Das Wort Lerche leiten sie ab von dem lateinischen **alauda**, d. i. **a laude**; denn sie erhebt sich siebenmal des Tages zum Himmel und singt das Lob des Herrn, **laus Dei**. Ernsthafte Philologen dagegen versichern uns, daß das Wort in Wahrheit aus dem Gallischen stammt, nämlich von **alé-howeder**, was noch heute im Niederbretonischen „Lerche“ bedeutet.

Dichter besangen die Lerche in Vers und Prosa:

L'alouette est la fille du jour, dès qu'il commence; quand l'horizon s'empourpre et que le soleil va paraître, elle part du sillon comme une flèche et porte au ciel l'hymne de joie. **Michelet.**

L'oiseau des chants par excellence, l'oiseau du laboureur, c'est l'alouette, sa compagne assidue.

Michelet.

L'alouette, qui chantait en montant sur les cieux, lui semblait être la voix de son cœur rendant grâce à la providence. G. Sand.

Et toi, jeune alouette, habitante des airs,
Tu meurs en préludant à de tendres concerts.

Delille.

Du siehst, auch ich bin traurig, und ich lebe
Einsam verdrossen; hin ist längst die Zeit,
Wo wie die Lerche, die zur Sonne steigt,
Auch meine Tage froh zum Himmel jauchzten.

Aleardi.

Dans l'air qui s'éclairait, l'alouette légère,
De l'aurore, au printemps, active messagère,
Du milieu des sillons, monte, chante, et sa voix
A donné le signal au peuple ailé des bois.

Boisjolin.

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt.

Goethe.

Les alouettes font leur nid
Dans les blés quand ils sont en herbe,
C'est-à-dire environ le temps
Que tout aime et que tout pullule dans le monde,
Monstres marins au fond de l'onde,
Tigres dans les forêts, alouettes aux champs.

La Fontaine.

Et toi qu'en ta couche inquiète
Jamais l'aube ne vit muette,
Monte, monte, vive alouette,
Vive alouette, monte au ciel!
Victor Hugo.

.... l'oiseau jaloux dont l'amant hait la voix,
L'alouette en chantant s'éleva sur les bois.
Lamartine.

Éveillés aux rayons du plus riant des mois,
A l'hymne étourdissant de la vive alouette,
Qui n'a que joie et cris dans sa voix de poëte.
Lamartine.

Nos deux âmes jumelles,
Ensemble ouvrent les ailes,
Planent dans l'infini,
Comme deux alouettes
Ou comme deux fauvettes
Oublieuses du nid. Gauthier.

L'alouette en mourant se cache dans les blés.
Sainte-Beuve.

Drei französische Dichter des 16. Jahrhunderts versuchten es, den Lerchengesang in ihren Versen nachzuahmen:

Elle, guindée de zéphyre,
Sublime en l'air vive et revire,
Et y décligne un joli cri
Qui rit, guèrit et tire l'ire
Des esprits mieux que je n'écri.
Ronsard.

La gentile alouette avec son tire l'ire
Tire l'ire à l'ire, et tire lirant, tire
Vers la voûte du ciel, puis son vol vers ce lieu
Et vite, vite, vite, adieu, adieu, adieu.
Dubartas.

L'alouette en chantant veut au zéphyre rire,
Lui crie: Vie! Vie! et vient redire à l'ire;
O ire fuy, fuy, quitte ce lieu
Et vite, vite, vite, adieu, adieu, adieu.
Gamon.

Von keinem Dichter aber genoß die Lerche höhere Ehren als von unserm Dante:

Die Lerche, die im Himmelsraum zuerst
Gesang erhebt, und dann zufrieden schweigt,
Gesättigt von dem letzten süßen Ton. Dante.

Leuchtkäfer.

Von dem Kinde, das nicht einmal die Bedeutung des Wortes „Ästhetik" kennt, bis zum Dichter, welcher aus einer einzigen Schönheit eine ganze Schöpfung von schönen Dingen hervorzaubert, hat der Leuchtkäfer die Bewunderung aller gefesselt; durch ein einfaches Ah! oder durch unsterbliche Verse hat diese Bewunderung Ausdruck gefunden.

Und wie sollte man auch nicht dieses Insekt schön finden, das in der dunkeln Nacht wie ein geflügelter Diamant durch die Luft schwirrt. Wenn die Sonne erloschen ist und der Himmel uns durch Wolken

die Pracht der Sterne verbirgt, dann erweckt die unerschöpfliche Natur mit ihrem Zauberstabe aus dem Teppich der Wiesen eine ganze phantastische Welt von flammenden Saphieren, die bunt durcheinander in der Luft wirbeln. Sie nähern sich uns, umschwirren unsern Kopf, unsre Füße, wobei sie ihre diamantenen Feuerchen abwechselnd auslöschen und wieder anzünden.

Auf den feuchten Wiesen der Lombardei, wo sich die miasmenschwangeren Nebel langsam über die Pflanzen senken, finden sich in Sommernächten die Leuchtwürmchen in solchen Massen, daß die Erde wie mit Sternen übersäet ist, daß sie wie ein Ballsaal für schimmernde Diamanten erscheint. Es ist ein schwindelndes Geleuchte, ein Wirbel von Lichtern, Flämmchen, Topasen und Brillanten.

Und in der That sind es Juwelen, aber lebendige Juwelen, die mit ihrem Lichte von Liebe sprechen. Jedes dieser fliegenden Fünkchen ist in dem Körperchen eines lebenden, liebenden Wesens eingeschlossen, das der Genossin seine Wünsche vertraut, und mit seinem Lichte Eifersucht, Leidenschaft, Wollust zum Ausdruck bringt. Was sind alle Juwelenschreine unsrer Juweliere und Königinnen im Vergleich mit diesem auf Wiesen und Feldern entzündeten Sternenhimmel; was ist ein Diamant gegen ein Glühwürmchen, dessen Liebe und Sehnsucht zu schimmerndem Lichte wird, das in dem Kuß zweier Fünkchen die Glut zärtlicher Wünsche verlodert, um so für einen künf-

tigen Sommer den ewigen Lenz neuer Liebe und neuer Funken vorzubereiten.

Im tropischen Amerika giebt es noch weit schönere, weit größere Leuchtkäfer als die unsern; sie werden Tucu-tucu genannt und verbreiten ein solches Licht um sich, daß sie dem im finsteren Walde verirrten Wandrer als Leuchte dienen können. Die Mädchen fangen jene irrenden Flämmchen und schließen sie zwischen den Schleiern ihres Anzuges ein; da zeigen dann diese beweglichen Lichterchen dem begehrlichen Auge den schneeweißen Busen und die leuchtenden Augen: eine glückliche Vereinigung zweier Liebeswünsche, zweier entzückenden Schönheiten.

Wie viele mögen wohl jene in den duftigen Schleiern gefangenen geflügelten Diamanten bewundern, und wieviele Tucu-tucu werden in jenem Liebeskerker vor Neid über die Wonnen sterben, die sie mit ihren saphiernen Flämmchen entzündet hatten!

In dem umschatteten
Taufrischen Thale,
Schwirret der Glühwurm
Beim Mondenstrahle.
Seit er zum erstenmal
Liebe genoß,
Leuchtet von flimmerndem
Lichte sein Schoß.
Doch wenn das Werk nun
Der Liebe beendet,
Er sich zum einsamen
Dunkelt dann wendet;
Denn der Herr wollte, daß
Untrennbar bliebe
Licht und die Liebe. Aleardi.

Ihr Pünktchen glutbelebt,
Die ihr mit Lichtgefunkel
Wohl in der Nächte Dunkel
Durch stille Schatten schwebt;
Die ihr um Gärten irret
Und um die Bäume schwirret:

O Flämmchen, goldentbrannt,
Die ihr mich rund umringet
Und lichte Grüße bringet
Vom trauten Arnostrand:
Ich denk' an die indessen,
Die einst mein Herz besessen.

Manchmal in später Nacht
Beim Zitterschein der Sterne
Seh' ich euch zu so gerne
Auf meiner stillen Wacht,
Ins Düstre mich versenkend
Und an das Schicksal denkend.

Wer weiß, ihr glaubt am End',
Aus diesem Gras zu machen
Ein Reich und drob zu wachen,
Weil gar so stolz ihr brennt,
Mit winzigen Laternen
Wetteifernd mit den Sternen.

Und ich, ihr Lichtchen klein,
Wenn ich bei eurem Flimmer
Durch nächt'gen Dämmrungsschimmer
Vergleich' mein eignes Sein
Und euer Licht, das schwache,
Möcht' weinen, — doch ich lache.

Rapisardi.

Voir au ciel briller les étoiles
Et sous l'herbe les verts luisants.
Victor Hugo.

Saw the fire-fly, Wah-wah-taysee,
Flitting through the dusk of evening,
With the twinkle of its candle
Lighting up the brakes and bushes;
And he sang the song of children,
Sang the song Nokomis taught him:
„Wah-wah-taysee, little fire-fly,
Little, flitting, white-fire insect,
Little, dancing, white-fire creature,
Light me with your little candle,
Ere upon my bed I lay me,
Ere in sleep I close my eyelids!"
Longfellow.

Silent it lay, with a silvery haze upon it, and fire-flies
Gleaming and floating away in mingled and infinite numbers.
Longfellow.

Liguster.

Wenn ein Gärtner auch nicht gerade Blumenzüchter ist, so ist er doch immer ein wenig Künstler, und wenn er über seine Geschöpfe spricht, bedient er sich jenes bildlichen, poetischen Jargons, der allen denen eigen ist, die entweder mit schönen Dingen zusammenleben oder sie hervorbringen oder sie wenigstens verehren.

Einer dieser künstlerischen Gärtner würde den

Liguster vielleicht eine deutliche Pflanze nennen, wenn auch ein Sprachpurist gegen dieses Adjektiv viel einwenden könnte.

Und doch hat dieser Ausdruck seine Berechtigung, denn unter den unbedeutenden Sträuchern, die in Wäldern und an Zäunen spontan aufwachsen, nimmt der Liguster ganz besonders die Aufmerksamkeit des Pflanzenfreundes in Anspruch. Ich zweifle nicht, daß wir ihm in unsern Gärten einen Ehrenplatz einräumen würden, wenn er nur aus Japan oder Amerika zu uns käme.

Er ist mehr ein Bäumchen als ein Strauch, vielverzweigt, schlank, elegant. Niemals zu symmetrisch in der Anordnung der Zweige, sondern launenhaft frei in seinen Bewegungen, weiß er sich den Weg zwischen Dornen und Gestrüpp zu bahnen, die ihn oft gar zu liebevoll umschlingen oder ihn mit zu viel Neid den Augen der Betrachter verbergen.

Er besitzt leuchtende grüne Blätter, honigduftende Blüten von einer so glänzenden Weiße, daß sie an norwegische Sahne erinnern. Sie sind klein, dicht gedrängt, fast ährenförmig, und hübsch und elegant wie die Pflanze, die sie trägt.

Diesen Blumen folgen schwarze Beeren, schwarz und glänzend wie die Augenbrauen gewisser orientalischer Weiber; sie schimmern so lebhaft, daß man sie selbst in der dunkelsten Abenddämmerung noch sehen kann. Zuweilen vermählt ein zweites und letztes Blühen im Herbste das Schwarz der Beeren

mit dem weißen Schimmer der letzten Blumen; dieser Kontrast zweier entgegengesetzter Farben auf einem und demselben Zweige vermehrt noch die Schönheit des reizenden Bäumchens, welches wohl verdiente, von den Dichtern unsrer alten griechischen und römischen Vorväter, wie auch von den modernen Poeten besungen zu werden.

. . . . . Ich lasse unberührt
Nur den Liguster, der umschlang die Harfe
Anakreons. Um seine Blüten schwirrte
Ein Bienchen, und solch holder Ton entklang
Den Saiten, daß Cupido flüchtig küßte
Den guten Alten. Er gab nicht die Harfe
Dem Phöbus, hing sie auf am Grazienaltar.
Und den Liguster haben die Napäen,
Der Bienen Hüterinnen, und Silvanen,
Weshalb sich Echo rührender beklagte,
Verpflanzet nach Italien. Und hier grünt er,
Der wohl die liebste Pflanze ist dem Lämmchen
Der sizilian'schen Hirten. Der Beglückte,
Der durch die Gartenfluren wandelt, hört
Nun der Silvanen Lied und lernt den Sang.

Foscolo.

Lilie.

In den Händen der Heiligen und der jungfräulichen Märtyrerinnen, in den Bannern der Fürsten und den Gesängen der Dichter sieht man die Lilie um Tempel-Altäre und Fürsten-Throne, ja, die noch höheren Throne unsterblicher Gedichte zu schmücken.

Ein Bild der fleckenlosen Reinheit und himmlischen Schönheit, erscheint die Lilie allen als eins der vollkommensten und reinsten ästhetischen Gebilde der Pflanzenwelt. Aus einer kleinen, in weichem, fettem Boden verborgenen Knolle schießt ein Stengel, voll von ganz gleichen, schimmernden Blümchen, hervor. Kaum hat der warme, kräftige Hauch des Juli die letzten Blütenkelche der jüngsten Rose gestreift, so öffnet sich auch auf jenem geraden, unverzweigten Stiele, wie ein alabasterner Becher, die herrliche reine Blüte der Lilie, mit ihrem köstlichen, sinnlich warmen Weiß, während im Grunde dieses duftenden Kelches die goldgelben Staubfäden und der grüne Griffel schimmern. Ohne eine holzige Stütze erhebt sich der silberne Becher von selbst, und im fruchtbaren Sommerwinde sich wiegend, strömt er einen starken, und wie die Sonne dieser goldenen Tage berauschenden Duft aus. Jener Becher ist am schönsten, wenn er sich allein auf einem einzigen Stengel findet, ein treues Bild des einsamen Genius, der nicht aus Hochmut, sondern weil er die gemeine Menge verabscheut, sich in ernster Betrachtung isoliert. Aber nicht minder schön sind die zu einer kleinen Familie ganz gleicher Geschwister vereinigten Lilien, die eine nach der andern die Glorie der Reinheit und des Duftes fortpflanzen.

Die ideale Lilie ist immer weiß; sie ist die von den Dichtern besungene, von den Heiligen vergöttlichte; aber, wenn sie nur die Formen ihres be-

zaubernden Kelches bewahrt, so darf sie auch rot, scharlach oder getigert sein. Indes, von welcher Farbe sie sei, stets ist sie eine majestätische Blume, die nur auf Altären oder Thronen, auf einem einsamen Felsen oder in einer Vase von diamantenem Krystalle sterben kann. Der Busen unsrer Frauen ist ein zu kleines und zu warmes Gefängnis für sie, und unsre Sträuße und Guirlanden sind zu strenge Fesseln für ihre Engelsflügel.

Ich für mein Teil kultiviere die Lilien mit Leidenschaft, aber ich lasse sie auf dem Stengel sterben, der sie genährt hat.

Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

H. Heine.

Les lis leurs ont ouvert leurs calices de miel.

Victor Hugo.

O lys pur, languissant et pâle, où s'est posée
Cette goutte qui tremble et roule comme un pleur,
Je sais bien que cette eau n'est qu'un peu de rosée
Et que nul vrai chagrin n'a causé ta pâleur;
Mais cependant tu vis! et si tu n'as point d'âme,
Quelque ombre d'âme en toi déjà rêve et se pâme,
Avec une ombre aussi de joie et de douleur.

Il ne fait pas sans doute une nuit si complète
Dans ton être vêtu de la candeur du jour,
Que nul rayon n'y filtre et que rien n'y répète
La vague obsession des zéphirs d'alentour.

Sully Prudhomme.

Ne montrant qu'à la nuit sa touchante pâleur
Comme un lis dont la lune épanouit la fleur.
Lamartine.

Et parfumons ses mains divines,
Comme sur un seul jet deux lis qui n'en font qu'un,
Qui n'ont dans le rocher que les mêmes racines,
Et qu'on cueille à la fois sur les mêmes collines,
Tout remplis du même parfum!
Lamartine.

Vierges aux yeux noirs pourquoi baisser la tête
Comme un beau lis courbé par la tempête
Que son doux poids fait incliner sur l'eau?
Lamartine.

Sur votre plus belle rose,
Sur votre lis le plus beau,
Savez-vous ce qui se pose?
C'est l'oubli pour toute chose,
Pour tout homme le tombeau.
Victor Hugo.

Le lis tout éclatant des feux du pur matin.
Michaud.

Tel, entouré de fleurs où le poison se cache,
Sort des marais fangeux un lis pur et sans tache.
Mme De Girardin.

Lis que fait éclore
Le frais arrosoir!
Ambre que Dieu dore!
Souffle de l'aurore
Haleine du soir! Victor Hugo.

.... Bold oxlips and
The crown imperial; lilies of all kinds,
The flower-de-luce being one.
Shakespeare.

Linde.

Die Linde ist einer der schönsten Bäume der gemäßigten Zone; von Berlin bis Florenz bildet sie einen beliebten Schmuck der öffentlichen Gärten und der Straßen der Städte. In den Bergen, welche die Ufer unsrer Berge krönen, wo noch eine Oase vom Pfluge unberührter oder noch nicht zu Wänden und Mauern verarbeiteter Erde übrig geblieben ist, findet man die Linde noch wild wachsend; aber sie erreicht nicht die Würde des Baumes, sondern bleibt stets nur ein eleganter Strauch, der den Blicken und dem Geruch angenehm ist.

Allein, wo sie genügenden Boden für ihre Wurzeln findet, erhebt sie sich grade und majestätisch und entfaltet umfangreich die mächtigen Äste, die Fülle herzförmiger Blätter und ihre unzähligen weißen Blütensträuße, die wie von einem seidenen Bande umwunden sind und einen milden, süßen Honigduft verbreiten.

Die Linde säuselt nicht wie die Pappel, flüstert nicht wie die Birke, weil ihre Blätter fest am Stengel sitzen; aber um sie herum summen und schwirren die Bienen und die andern Insekten, die reiche Honigbeute von ihr hinwegtragen. Die blühende Linde

ist ein reich gedeckter Tisch für Schmetterlinge, Käfer, Mücken und Wespen, kurz, für den ganzen geflügelten Mikrokosmos der Insekten. Und die um jene reichen Äste fliegenden Vögel machen ihrerseits wieder Beute von diesen kleinen Honigessern, während der Mensch, im frischen, duftigen Lindenschatten im Grase liegend, dem Gesumme all dieser Geschöpfe lauscht, die einander wechselweise lieben oder töten, ohne daß ein Schmerzensschrei dieses geschäftige Werk gegenseitigen Mordens unterbricht. Von jenem Duft umfangen, bei blauem Himmel, im Schatten ruhend, während rings umher die Sonne Erde und Pflanzen vergoldet, erscheint uns selbst der Tod jener kleinen Wesen, die, fröhlich des genossenen Nektars, durch die größeren Geschöpfe untergehen, eine ganz natürliche, selbstverständliche Sache. Die große Weltseele, die ebenso die zahllosen kleinen Existenzen des Mikrokosmos in sich aufnimmt, scheint uns zuzuflüstern, daß der Tod nur eine Zwischenpause des Lebens ist, in der wir ausruhen sollen.

. . . . im lieben Dörfchen
Der Linden, — jener holden Bäume, die
Dem Sommerhauch geneigt und keuscher Liebe.

Foscolo.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
Aus den Kühlungen wehn:

Dann umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Klopstock.

Si jamais vous n'avez, le soir, sous les tilleuls,
Tandis qu'au ciel luisaient des étoiles sans ombre,
Aspiré, couple heureux, la volupté de l'ombre,
Cachés et vous parlant tout bas, quoi que tout seuls.

Victor Hugo.

Je vois les tilleuls et les chênes,
Ces géants de cent bras armés,
Ainsi que d'eux-mêmes charmés,
Y myrer leurs têtes hautaines;
Je vois aussi leurs grands rameaux
Si bien tracer dedans les eaux
Leur mobile peinture,
Qu'on ne sait si l'onde, en tremblant
Fait trembler leur verdure
On plutôt l'air même et le vent.

Racine.

Ce soir sous les tilleuls à la sombre ramée
Le rayon du couchant laisse un adieux plus doux.

Alfred de Musset.

The old house by the lindens
Stood silent in the shade,
And on the gravelled pathway
The light and shadow played.

Longfellow.

Lorbeer.

Wenngleich der Lorbeer in vielen andern Ländern gedeiht, so scheint er doch mehr als irgend ein andrer Baum, ein italisch-griechisches Gewächs zu sein, von der Natur zum Preise des Ruhms der großen Mittelmeerkultur erschaffen.

Sei es, daß er zwischen Felsenspalten oder auf fettem Wiesenboden als Strauch oder als Baum gedeiht, stets wächst er nur langsam und zögernd, mit gradeaufstehenden Blättern, Zweigen und Stamm. Ihn kümmert es wenig, dem Pilger Schatten zu spenden, dem Durstigen Trank, dem Hungrigen Speise zu geben. Er wächst auf für sich allein, stets in die Höhe, nie in die Breite strebend. Er verliert niemals sein Laub, und seinen bitteren, durchdringenden Geruch behält er unter dem Reif des Winters wie unter den Sommergluten.

Der Lorbeer ist kein Misanthrop wie die Cypresse, sondern er läßt sich herab, mit andern Genossen zusammen zu leben, vorausgesetzt, daß diese seinem eigenen Geschlecht angehören. Dann bildet der Lorbeer dichte, leuchtende Wälder, die auf dem grauen Untergrund der Oliven und Steineichen im saftigsten, frischesten Grün erschimmern. In einer Landschaft des südlichen Italien oder Griechenland sucht das Auge stets den Lorbeer, der niemals fehlen kann und darf.

Der Lorbeer wächst, wie gesagt, langsam; ihm ist die Ungeduld der Mittelmäßigkeit und Eitelkeit

unbekannt, und seiner eigenen Unsterblichkeit sicher, lächelt er über die andern weichlichen, hochmütigen Bäume, die sich in ihrem Wachstum möglichst beeilen.

Vielleicht grade wegen dieser seiner Mängel und Tugenden zugleich ist der Lorbeer seit Jahrhunderten gewürdigt worden, die Stirnen der Unsterblichen zu krönen. Die Unbedeutenden, deren Stirn der Lorbeer niemals umflechten wird, rächen sich an ihm, indem sie seine Blätter zuweilen in den Kochtopf thun. Er läßt sie gewähren, denn er ist unfähig zu Haß und Rache. Er lebt in der Höhe, vom Licht der Sonne, die ihn liebt und sein dichtes, schimmerndes Laub, seine schwarzbraunen Beeren liebkost, und dort den Duft ihrer langen Küsse zurückläßt.

O Ruhm, die Liebe, die ich trug seit meines Lebens Morgen
Für dich, hab' ich in stolzem Mut im Herzen still verborgen.
Von hohen Stirnen fiel ins Herz, von Marmor kalt und klar,
Wenn sie mit Lorbeer nur bekränzt, ein Strahl von hoher Reine,
Und ich vergaß der Mädchen Tanz im Frühlingssonnenscheine,
Den Schimmer weißer Schultern auch im goldnen Lockenhaar.

Carducci.

Wenn ihn die Liebe schlingt ums Dichterhaupt,
Dann ist der Lorbeer heilig. . . . . .

Enrichetta Usuelli Ruzza.

Der edle Baum, dem treu ich angehangen,
So lang' mir Zorn nicht rauscht' in seinen Zweigen,
Ließ blühen meinen schwachen Geist und steigen
Mein Lied, von seinen Schatten mild umfangen.

Petrarca. (Förster.)

Der Dämmrung süße Hauche
Den Wald der Lorbeern kosen,
Und unterm schattigen Strauche
Lachen die heitern Rosen.

Carducci.

Dich, unfruchtbaren Lorbeer, lieb' ich nicht,
Du lügst und kränkst; dein seltsam Laub prangt eitel
Im grauen Winter, oder es umflicht
Der römischen Cäsaren kahle Scheitel.

Carducci.

Den Lorbeer haß' ich, der, wenn vor dem Neide
Des Wintersturms die Waldesblätter fliehn,
Noch prangend steht in unberührtem Kleide
Und ewig grün.
Ein Stolz der Hügel; aber keine Labe
Beut er, woran das Vöglein sich erquickt,
Das von den Beeren, — eine bittre Gabe —
Nicht eine pflückt.

Zanella.

'T is sung in ancient minstrelsy
That Phœbus wont to wear
The leaves of any pleasant tree
Around his golden hair,
Till Daphne, desperate with pursuit
Of his imperious love,
At her own prayer transformed, took root,
A laurel in the grove.
Then did the Penitent adorn
His brow with laurel green,
And mid his bright locks never shorn,
No meaner leaf was seen;
And poets sage through every age,
About their temples wound
The bay; and conquerors thanked the gods
With laurel chaplets crown'd.

Wordsworth.

Odours of laurel, making her faint and pale,
Round her at times exhale.

Longfellow.

Löwe.

Die Dichter aller Völker und Zeiten haben den Löwen den König der Tiere genannt, und die Kasuisten der Ästhetik stritten oft darüber, wer schöner sei: der Löwe, der Mensch oder das Pferd. Die wilden Völker haben noch heute für den Löwen keinen Namen, sondern sie bezeichnen ihn durch Umschreibungen und Pseudonyme; er ist für sie ein heiliges Geschöpf, dessen Namen man nicht umsonst nennt. Die höchst unwissenden Spanier, die zuerst auf dem amerikanischen Kontinente landeten, wo sie die Pflanzen und Tiere ihres eignen Mutterlandes, ihrer madre tierra, wiederzusehen wähnten, gaben jenem feigen, häßlichen Katzentier, dem Kuguar, den Namen des Löwen. Aber dies schadete dem Löwen nicht; denn, wie die echten Genies, vermag nichts ihn auch nur um Haaresbreite von der hohen Stelle zu entfernen, wohin ihn die Mythologie, die Poesie, das allgemeine Übereinkommen versetzt haben. Weil aber der Mensch nie gerecht ist, weder wenn er etwas erhöht, noch wenn er etwas erniedrigt, hat er auch dem Löwen den Weihrauch der Schmeichelei gestreut. Er wird edel genannt und großmütig, trotzdem er sich von dem zuckenden Fleische nährt, das er zerreißt; gleichviel ob dies von der Gazelle

oder einem Weibe, von einem Kinde oder einer Jungfrau sei.

Allein der Löwe besitzt zuviele ästhetische Vorzüge, als daß er nötig hätte, sich auch noch mit moralischen Tugenden zu schmücken. Er weiß nichts von dem Evangelium und dem Koran; er kennt weder die alte Moral der Theologen, noch die neueste des Evolutionismus. Der Löwe ist schön, ein wahres Wunder von Schönheit, und mir scheint, das dürfte genügen. Er ist das vollendete Urbild der wilden, triumphierenden Tierheit; er ist die von Jehova gesandte Geißel, um die Wüste von schwachen, furchtsamen Kreaturen zu reinigen. Keine andre Katze gleicht ihm an Majestät, an Gewandtheit, an elastischer Leistungskraft der Nerven und Muskeln.

Er hat die Farbe des Sandes der Wüste, die sein Bett und sein Tisch ist; in der gelben Flut seines Kleides sieht man hie und da dunklere, ja selbst ganz schwarze Flecken, wie an einem gewitterschwangeren Himmel da und dort zwischen den grauen Wolken eine dunklere, bedrohlichere Tinte erscheint.

Eine andre Farbe könnte der Löwe gar nicht haben; denn um die Beute zu erhaschen, muß sich seine Farbe mit der des gelben Wüstensandes und der verwitterten Felsen der Berge vermischen. Gefleckt wie der Panther oder gestreift wie der Tiger, wäre er lächerlich und könnte die Rolle des Harlekins oder Clowns spielen. Sein Kolorit ist matt, einfach, fast gleichförmig. Die Bronze wird nicht gefärbt, und aus Bronze ist der Löwe geschaffen.

Da ist keine weiche, schmiegsame Rundheit, die das Fleisch verriete, sondern aus Sehnen und Knochen ist er zusammengefügt von einem Gotte, der, als er ihn schuf, voraus an Michelangelo dachte, den späteren Löwen der Skulptur.

Sein Körper und seine Glieder sind mit einem Fell von seltener Feinheit bedeckt, welches die Haut nackt erscheinen läßt. Auf dem Hals und um den Kopf dagegen wogt die Fülle einer dichten, langen Mähne, die sein Gesicht wie eine Aureole der Majestät umgiebt. Die Sonne hat einen Strahlenkranz, die Heiligen haben einen Nimbus von Licht; das Cyklopenhaupt des Löwen besitzt eine Aureole von wirrem gelben Haar, das dem sturmbewegten Meere gleicht.

Wenn ihr ihn von vorne betrachtet, seht ihr nichts als den Kopf, dessen gewaltige, gebieterische Größe den Torso scheinbar verbergen will. Die mächtige Mähne läßt jenen Kopf noch größer erscheinen, unter dessen Stirn zwei wunderbare Augen, wie goldene Sterne, wie glühende Vulkane flammen, mit dem Ausdruck schrecklicher Macht.

Jede einzelne seiner Bewegungen führt der Löwe mit Majestät aus, und wenn er still steht, um zu spähen oder zu sinnen, wenn er die Mähne schüttelt und es ihn wie ein elektrischer Schauer überläuft, scheint es uns, als ob der Gewaltige Funken sprühen oder Blitze schleudern wolle.

Der Mensch ist auf seinen Monumenten nie würdiger abgebildet als in Gesellschaft eines Pferdes,

Adlers oder Löwen: dieser drei Tiere von so ganz verschiedener Schönheit, die sozusagen die göttliche Dreieinigkeit der Tierwelt darstellen.

So kann ein Leu, der erst die rauhen Mähnen
Mit lautem Brüllen schüttelt, stolz und wild,
Wenn er den Herrn erblickt, der durch Gewöhnen
Die angeborne Wildheit ihm gestillt,
In Demut jetzt dem niedern Joche fröhnen,
Von Furcht vor Dräun und strenger Macht erfüllt;
Und nicht das Haar, nicht Zähn' und Klau'n vermögen,
Wie stark sie sind, den alten Stolz zu regen.

Tasso (G.).

So führt die Löwin früh an ihrer Seite
Die Jungen, die noch keine Mähn' umhüllt,
Die noch die Klauen nicht geübt im Streite,
Und denen noch kein Zahn den Rachen füllt:
Sie führt sie auf Gefahren aus, auf Beute,
Macht durch ihr Beispiel grausam sie und wild,
Furchtbar dem Jäger, der sie im Reviere
Der Heimat stört, vertreibt die schwächern Tiere.

Tasso (G.).

So wie die Löwin, die zurückgelassen
Im steinigen Höhlenlager ihre Jungen,
Eilig zurückkehrt, wenn des Panthers Brüllen
Von ferne ihr erschrecktes Ohr erreicht,
Sich vor der Höhle aufstellt, kampfbereit,
Unüberwindlich in des Herzens Treue,
Und den schon nahen Feind voll Grimm erwartet:
So . . . . . Monti.

Glühend war
Die Wüste dort, wo sich die Herrschaft teilten
Zwei grausam große Herren ganz allein:
Die Sonn' im Äther, — im Gefild der Löwe.

Aleardi.

In dem Bereich der hochzeitlichen Höhle
War noch die stolze Löwin nicht erschienen,
Den Wald mit ihrem Brüllen zu begrüßen
Als Königin. Aleardi.

Maiglöckchen.

Die Poeten haben dieses hübsche, liebliche Waldblümchen zu sehr vernachlässigt, vielleicht weil es zu bescheiden und zu gleicher Zeit zu stolz ist, um sich den Launen der Menschen und den Torturen des Gärtners zu beugen. Einige Abarten von Doppelblüten abgerechnet, bleibt das in unsern Gärten gezogene Maiblümchen dieselbe reine, weiße Blume, die unsere kastanienschattigen Thäler durchduftet. Die künstlichste Gartenkultur hat nicht vermocht, seine Blütenkrone zu vergrößern, seine Form zu veredeln. Zufrieden mit sich selbst, ist es durch keine Tyrannei zu beeinflussen, noch auch der Verfeinerung durch Erziehung zugänglich.

Und es hat recht; wenn es sich veränderte, so könnte das nur zu seinem Nachteil ausschlagen, weil es dadurch an Reinheit, an einfacher Eleganz einbüßen würde. Zwischen zwei Blättchen vom zartesten Grün und feinstem Geäder tritt wie aus einer Muschelschale der Stengel mit den fein gezackten und am Rande umgebogenen Glöckchen hervor. Diese Glöckchen klingen nicht, wenn sie der Wind bewegt, aber sie strömen dafür einen so süßen, zarten,

so eigenartigen Duft aus, daß wir ihn so zu sagen schmecken können. Wenn die Milch einen Duft besäße, so müßte es der des Maiblümchens sein, das ja auch die makellose Weiße der Milch besitzt, ganz verschieden von der der Lilie, der Kamelie und der Wasserrose.

Das Maiglöckchen entsprießt wenig früher als die Mairose und läutet gleichsam den Frühling ein, gleichwie in den alten Prozessionen die als Engel gekleideten Jungfrauen der Erscheinung der Madonna vorangingen. Auch die Natur hat in ihrem feierlichen Gefolge Vorboten, welche die himmlische Schönheit verkünden. Im Frühling ist das Veilchen der zur Erde herabgekommene und in eine Blume verwandelte Himmel; so wie in jenem andern Frühling eines jungfräulichen Mädchens die hold errötende Scham von ferne die Morgenröte der Liebe verkündet.

Auf die Veilchen folgen die Maiglöckchen, gleich wie im Leben des Weibes auf die Sittsamkeit die ersten reinen, unbewußten Entzückungen der Wollust folgen.

Und nach den Maiglöckchen, die den Triumph der Sonne begrüßen, kommen die Rosen, ganz wie im Leben des Mädchens auf die keusch-duftige Dämmerung der wie die Veilchen verborgenen Wünsche der strahlende Sonnenglanz der Liebe folgt, der alles durchdringt, erwärmt und berauschend verzehrt.

> Wie zart, wie weiß, wie fein!
> Der Lilienhals! Und zwischen Maienglöckchen
> Erscheint ihr kleines Mündchen nelkengleich.
>
> Carducci.

Und ich in Einsamkeit
Betrachte und bewundre
Den herrlich blauen Himmel
Und Maienglöckchen zart.

De Amicis.

Ce sol sans luxe vain, mais non pas sans parure;
Au doux trésor des fruits mêle l'éclat des fleurs,
Là croit l'œillet si fier de ses mille couleurs;
Là naissent au hasard le muguet, la jonquille,
Et des roses de mai la brillante famille.

Michaud.

Le muguet tout joyeux agite ses grelots.

Gauthier.

Là point de marguerite au cœur étoilé d'or,
Point de muguet prodigue égrenant son trésor.

Gauthier.

Le muguet fleurit dans ce coin,
Et plus loin
La giroflée est par brassées.

J. Soulary.

Un ciron va d'une fougère
Sur une branche de muguet.

Amédée Pigeon.

Mandelbaum.

Der Mandelbaum kündet unsern Frühling an nach den langen, kalten und grauen Nebeln des Winters erquickt sich das Auge mit reiner Freude an seinen Zweigen, wenn sie beim ersten Sonnen-

lächeln sich mit weißen Blüten bedecken. Entblößt von grünen Blättern, von einer Weiße, die man noch kalt von den letzten Winterstürmen nennen könnte, sind jene Blüten doch die Vorboten der Veilchen und Rosen, und zwischen dem Graugrün der Oliven und dem Düster der Cypressen, in der ganzen Öde all der Zweige, die noch den Schmuck des Laubes erwarten, gewährt dieser Blütenregen ein reines Entzücken. Es ist noch nicht der Frühling selbst, aber doch die Versicherung, daß er bald kommen wird, uns zu grüßen; es ist noch nicht die volle Jugend, aber die erste verheißungsvolle Blüte; es ist noch nicht die Freude, aber die Hoffnung, die wohl fast noch schöner ist als die Freude selbst.

Nicht der Mensch allein findet den Mandelbaum schön, der den langen Blumenzug des Sommers eröffnet, auch die Insekten suchen ihn auf, begierig nach Nektar; die ersten Bienen umschwirren ihn und die ersten Schmetterlinge, weiß, wie jene Blüten, lassen sich auf ihnen nieder und vermischen mit jener frischen Weiße die wärmere Reinheit ihrer Flügel.

Zuweilen kommen die ersten Mandelblüten so bald nach den letzten Schneeflocken, daß die einen mit den andern zu wechseln scheinen, so wie die ersten reinen Wonnen der Jugend sich mit den letzten Freuden der Kindheit vermischen. In dem ewigen Kreislauf der Natur umstürmen Märzschauer die weichen Mandelblüten und schütteln von ihnen den letzten Schnee in die Felsenschluchten hinab, sodaß

sich die Extreme des Geborenwerdens und des Sterbens berühren.

. . . . die Mandel blüht
In warmer Märzensonne.

Panzacchi.

Au rayon d'automne
Trop prompt à fleurir,
L'amandier couronne
Son front pour mourir.
Tu fus, ô mon rêve
Ce printemps d'un jour:
Mon cœur, c'est la sève
La fleur, mon amour!

Lamartine.

De l'amandier tige fleurie,
Symbole, hélas! de la beauté,
Comme toi la fleur de la vie
Fleurit et tombe avant l'été.

Lamartine.

Si jamais la tête qui penche
Devient blanche,
Ce sera comme l'amandier,
Cher Nodier.

Ce qui le blanchit n'est pas l'âge,
Ni l'orage;
C'est la fraîche rosée en pleurs
Dans les fleurs.

Alfred de Musset.

The hope in dreams of a happier hour,
That alights on Misery's brow,
Springs out of the silvery almond flower,
That blooms on a leafless bough.

Moore.

Meer.

Gleichwie bei der „Blume“ verweise ich auch hier den Leser auf meine „Ekstasen des Menschen,“ woselbst ich die ästhetischen Empfindungen, die der Anblick des Meeres in uns erweckt, behandelt habe. Hier muß ich mich darauf beschränken, in großen Zügen die anatomischen Elemente jener Empfindungen anzugeben, die so stark, mannigfaltig, unendlich sind, wie das Meer selbst, welches sie hervorruft.

Außer all der Poesie, all der Atavismen, welche das Meer auch in dem apathischsten Menschen erweckt, verdankt es seine Schönheit den Bewegungen, der Färbung, der ungemessenen Größe, den bewundernswerten Kontrasten mit dem Himmel, der es ab eterno betrachtet, und mit der Erde, die seine Tochter ist.

Keine der großen Naturscenen ist beweglicher als das Meer. Von dem sanftesten und langsamsten Wogen, das wie der Herzschlag unsers Planeten erscheint, bis zu den heftigsten Wirbeln der Wasserberge, die es aufregt; von der leichten Kräuselung, die dem Schauern der menschlichen Haut zu vergleichen ist, bis zu den Thälern und Abgründen, welche sie in ihrem Busen öffnet: ist das Meer ein ganzes Gedicht von Bewegungen, Stillen, Oscillationen, von Liebkosungen, Küssen und Konvulsionen, die das ewige Leben dieses Länderschöpfers, dieses Zerstörers von Kontinenten und Inseln begleiten.

Ferner ist das Meer reich an Farben, reicher

als der Himmel und die Erde. — Blau oder noch tiefer gefärbt als jener, grün wie der Wald, weiß wie der Gießbach, schäumend wie der Wasserfall; es erscheint gelb wie ein Sterbender oder rot wie der Rubin; violett wie der Amethyst oder von der Farbe des Saphirs, des Katzenauges, des Diamanten und der Perle. Es hat die ganze Durchsichtigkeit der Gemmen und des Glases, alle Nuancen des Himmels, all den Wechsel des Friedens und des Krieges wie die Menschen, alle die tiefen Bewegungen eines belebten Innern.

Und wenn die Anmut und der Glanz seines Funkelns in Sonne und Mondschein das schönheitstrunkene Auge gesättigt hat, lassen wir den Blick zu den fernen Grenzen seines mächtigen Horizontes schweifen, indem wir in langen Zügen die Betrachtung des Unendlichen genießen.

Aus dem Ozean hat noch niemand so viel Wasser schöpfen können, um seinen Spiegel auch nur um einen Millimeter zu erniedrigen, und seinem reichen Busen werden Dichter und Maler, so lange der Mensch auf dieser Erde lebt, immer wieder ästhetische Schätze entnehmen, ohne jemals die unendliche Quelle versiegen zu machen.

Gegrüßt, geliebtes Meer! Des Feigen Schrecken,
Des Tapfern Wonne und des Kranken Heilung,
Unendliches Geheimnis, ew'ge Jugend,
Du schreckliche zugleich und sanfte Schönheit!

De Amicis.

O, brause, wildes Meer! — Die Seele flieht
Der Last, die sie hienieden hält gefangen.
Dein mächt'ges Rauschen wie ein Echo zieht
Durch mein Gemüt, vom Donnerton befangen.
Gleichwie von deiner Woge, also sprüht
Der Schaum von meiner Brust in Weh und Bangen;
Drum kehr' ich zu den Leiden frührer Zeiten,
Der ich entrann des Meeres Fährlichkeiten.

Der Mensch vergeht! Doch du in deiner Stärke
Gebietest; jeder beugt sich deiner Macht.
Die Szepter, Schwerter, alle Menschenwerke
Verschlingest du in deiner grimmen Nacht.
Natur verstummt; es ist, als ob sie merke:
Nur Götterhand hat diesen Zorn entfacht;
Denn mächtig schreibt in Donnerfluten hin
Die rechte Hand des Ewigen: „Ich bin!“ —
Emanuele Celesia.

La mer! partout la mer! des flots, des flots encor!
L'oiseau fatigue en vain son inégal essor,
Ici les flots, là-bas les ondes;
Toujours des flots sans fin par des flots repoussés:
L'œil ne voit que des flots dans l'abîme entassés
Rouler sous les vagues profondes
Victor Hugo.

Homme libre, toujours tu chériras la mer,
La mer est ton miroir; tu contemples ton âme
Dans le déroulement infini de sa lame,
Et ton esprit n'est pas un gouffre moins amer.

Tu te plais à plonger au sein de ton image;
Tu l'embrasses des yeux et des bras, et ton cœur
Se distrait quelquefois de sa propre rumeur
Au bruit de cette plainte indomptable et sauvage.

Vous êtes tous les deux ténébreux et discrets:
Homme, nul n'a sondé le fond de tes abîmes,
O mer nul ne connaît tes richesses intimes,
Tant vous êtes jaloux de garder vos secrets!

Et cependant voilà des siècles innombrables
Que vous vous combattez sans pitié ni remord,
Tellement vous aimez le carnage et la mort,
O lutteurs éternels, ô frères implacables!

Baudelaire.

Et l'immense océan, où la voile s'incline,
Où le soleil descend,
L'océan qui respire ainsi qu'une poitrine
S'enflant et s'abaissant.

Victor Hugo.

J'ai sous mes pieds la sainte inspiratrice
Dont l'âpre haleine a pénétré ma chair,
La grand mer, la mer consolatrice,
La mer aux flots tumultueux, la mer!

Théodore de Banville.

Ainsi de l'Océan l'onde amère et sauvage;
Remuée en tous sens par le fouet de l'orage,
Elle écume, bouillonne et n'expire au rivage
Qu'en flots plaintifs et tourmentés.

O mer! que sur ta sombre face
Les feux purs du soleil nous luisent rarement!
Même quand sous les cieux éclaircis, la bonace
De l'orage efface la trace
Et permet à la noire masse
De refléter l'azur, ah! ce n'est qu'un moment;
Le vent du sort mauvais bientôt avec furie
Se relève, et des coups de son aile ennemie
Pousse sur un écueil l'esquif de notre vie
Et l'y fracasse horriblement.

Auguste Barbier.

O Méditerranée, ô mer tiède, ô mer calme,
Grand lac que sans effroi traversent les oiseaux,
Les aiguilles des pins d'Italie et la palme
Vibrent dans la clarté limpide de tes eaux.

Tes golfes dentelés ont de divins caprices,
Ton éclatant rivage a des cailloux d'argent,
Et la voile latine erre sur tes flots lisses,
Charmante comme un cygne immobile en nageant.

Amphitrite lascive à longue tresse blonde,
Ta tunique flottante entr'ouvre quand tu dors,
Ses plis blancs, et trahit sous l'éclat pur de l'onde
Des frissons bleus qui sont les veines de ton corps.

Tu t'étends paresseuse, et le ciel tremblant semble
Descendre de là-haut pour dormir avec toi;
Et, pendant que ton lit parfumé vous ressemble
Tu chantes comme en rêve et sans savoir pourquoi!

Jean Aicard.

Am linken Strand Tyrrhener-Meeres drüben,
Dort wo die Flut erseufzt, im Wind zerstoben,
Sah plötzlich jenen Baum ich hoch erhoben,
Von dem mit Recht manch Blatt ich vollgeschrieben.

Petrarca (F.).

L'eau berce, le mat secoue
La tente des matelots;
L'air siffle, le ciel se joue
Dans la crinière des flots;
Partout l'écume brillante
D'une frange étincelante
Ceint le bord des flots amers.
Tout est bruit, lumière et joie;
C'est l'astre que Dieu renvoie
C'est l'aurore sur les mers.

Lamartine.

Comme un leger sillon qui se creuse et frissonne
Dans un champ où la brise a balancé l'épi,
Un flot naît d'une ride, il murmure, il sillonne
L'azur muet encor de l'abîme assoupi;
Il roule sur lui-même, il s'allonge, il s'abîme;
    Le regard le perd un moment:
Où va-t-il? Il revient revomi par l'abîme;
Il dresse en mugissant sa bouillonante cime;
Le jour semble rouler sur son dos écumant,
Il entraîne en passant les vagues qu'il écrase,
S'enfle de leurs débris et bondit sur sa base;
Puis enfin, chancelant comme une vaste tour,
Ou comme un char fumant brisé dans la carrière
    Il croule, et sa poussière
    En flocons de lumière
Roule et disperse au loin tous ces fragments du jour.

Lamartine.

....le gazon de la rive
Comprend le murmure des flots.

Lamartine.

La brise, recueillant les trésors de la plage,
Lui porte des parfums confondus en nuage
    Avec des bruits charmants.

Sainte-Beuve.

Que dire et que chanter quand la place est déserte,
Quand les flots de jours pleins sont déjà retirés,
Quand l'écume flétrie et partout l'algue verte
Couvrent au loin les bords au matin si sacrés?

Alfred de Musset.

L'Océan, amoureux de ces rives tranquilles,
Calme, en voyant leurs pieds, ses orageux transports,
Et, pressant dans ses bras ces golfes et ces îles,
De son humide haleine en rafraîchit les bords.

Du flot qui tour à tour s'avance et se retire
L'œil aime à suivre le flexible contour:
On dirait un amant qui presse en son délire
La vierge qui résiste et cède tour à tour.
Lamartine.

Leurs regards fascinés suivaient cette eau sans fin,
Que de longs flots ridés des brises de l'aurore
Pour leurs pieds fatigués ammollissaient encore!
Ces palpitations de la mer dans son lit,
Ce mouvement sans fin d'un élément qui vit,
Des bords peints dans les eaux ces flottantes images,
Ces grands gémissements accentuant ces plages,
Ces mystères du fond que l'œil peut traverser,
Avec leurs sens ravis, tout semblant converser;
Et le cœur plein d'accords que leur oreille écoute,
Ils marchaient sur ses bords en oubliant la route,
Les bonds désordonnés de l'abîme mouvant,
Les grands chocs de la mer sous les fougues du vent,
Entre les velours d'herbe et les vagues limpides
N'étendaient pas encor ces lisières arides;
Mais la vague endormie et le feuillage épais
Se touchaient sur la grève et se baisaient en paix.
L'arbre trempait ses pieds dans l'écume des plages,
Et les flots attiedis s'obscurcissaient d'ómbrages.
Lamartine.

Et nos yeux descendaient d'étages en étages,
Des rochers aux forêts, des forêts aux rivages,
Du rivage à la mer, dont l'écume d'abord
D'une frange ondoyante y dessinait le bord,
Puis, étendant sans fin son bleu semé des voiles,
Semblait un second ciel tout blanchissant d'etoiles:
Et les vaisseaux allaient et venaient sur les eaux,
Rasant le flot de l'aile ainsi que des oiseaux,
Et quelques-uns, glissant le long des hautes plages
Mêlaient leurs mâts tremblants aux arbres des rivages.
Lamartine.

La vague est là qui me berce et m'attire.
T. De Banville.

Mensch.

Mann — Weib.

Eitel und müßig sind alle Erörterungen der ästhetischen Kasuisten über die Schönheit des Menschen im Vergleich mit der der Tiere. Man kann nur vergleichbare Dinge einander gegenüberstellen, und wer darüber streitet, ob der Löwe, das Pferd oder der Mensch am schönsten sei, verliert seine Zeit mit unfruchtbaren Untersuchungen.

Über die Ästhetik der verschiedenen Tiere, die unsern Planeten bevölkern, könnte nur ein höheres Wesen urteilen, das von der Venus oder dem Mars zur Erde herabstiege und die nackten und gefiederten Zweifüßler, die Vierfüßler, die Fische und Insekten Revue passieren ließe. Dieser himmlische Richter würde höchstwahrscheinlich dem Menschen den Preis zuerteilen, weil er — außer den Flügeln — fast alle Vorzüge und Fähigkeiten der Tierwelt in sich vereinigt. In der Gewandtheit der zum Lauf, zum Sprunge, zu jeder Art akrobatischer Gymnastik eingerichteten Gliedmaßen übertrifft er das Eichhörnchen und den Affen, gleicht er dem Pferde und dem Hirsch. Mit verhältnismäßig kleiner Sohle berührt er den Boden; Arme und Hände haben einen großen Wirkungskreis; jeden Augenblick kann er seine Körper-

stellung verändern; zu den höchsten Künsten und den niedersten Verrichtungen ist er geschickt. Sein Antlitz vereinigt in symmetrischer Harmonie die fünf Sinne, und es besitzt eine Ausdrucksfähigkeit, wie kein Tier sie erreichen kann. Wie von einem hohen Leuchtturm kann er das Licht des Gedankens und das Feuer der Leidenschaft um sich sprühen.

Doch damit noch nicht genug: all die andern behaarten, nackthäutigen, gefiederten, geschuppten Tiere besitzen nur ein Kleid oder höchstens zwei: das des Larven- und das des ausgebildeten Zustandes, das für die Zeit der Liebe und das für die übrige Lebensperiode bestimmte. Dagegen der selbst im nackten Zustande schöne Mensch kann sich auf tausendfache Arten kleiden. Mit Zierraten aus dem Tier- und Pflanzenreich, mit Metallen und Juwelen, die er dem Innern der Erde entnimmt, kann er seine eigne Schönheit auf die mannigfachste Weise ausschmücken, so zwar, daß allein eine Ästhetik seines Schmuckes und seiner Kleidung ein ganzes großes Buch füllen würde, wollte man auch nur die ersten Elemente davon darlegen.

Ich füge hinzu, daß nur der Mensch allein wirkliches Haupthaar besitzt, das wie ein heiliger Wald dem Tempel des Gedankens zum Schmucke wie zum Schutze dient; kraus oder glatt, lang oder kurz, eine wahre Aureole von Schönheit, im Winde wehend oder flatternd im Sturme der Leidenschaften, verleiht es, je nach der Behandlung und Pflege, der Physiognomie ihren charakteristischen Ausdruck.

* * *

In jedem Buche über Anthropologie oder Malerei und Skulptur ist der Kanon der menschlichen Schönheit zu finden; hier sei mir erlaubt, einige allgemeine ästhetische Grundzüge darzulegen; denn wenn ich auf alle Einzelheiten eingehen wollte, bedürfte ich vieler Bände.

* * *

Die menschliche Schönheit ist in der allgemeinen Ästhetik der Lebewesen einbegriffen und nimmt darin die erste Stelle ein; sie besitzt ihr allein angehörende, sowie mit allen Tieren gemeinsame Charakterzüge.

* * *

Die Schönheit des Menschen begreift verschiedene ästhetische Typen in sich, wie die Schönheit des Alters und die des Geschlechts.

* * *

Kind, Jüngling, Mann und Greis, das Männliche und das Weibliche, jedes besitzt einen ausgesprochenen, von andern verschiedenen ästhetischen Charakter für sich.

* * *

Wenn eine dieser Typen über eine andre Vorherrschaft gewinnt und sich mit ihr vermischt, dann ist die ästhetische Harmonie gestört, und die Schönheit erleidet je nach dem Grade der Vermengung Einbuße.

* * *

Im Kinde ist die geschlechtliche Schönheit noch nicht sichtbar, und das Alter beherrscht noch ganz oder fast ganz das sexuelle Element.

* * *

Im Jünglings- und Mannesalter ist das Geschlecht voll ausgesprochen, und die Schönheiten des Einzelnen divergieren hier am meisten; daher herrscht das ästhetische Element um so mehr vor, je ausgesprochener der geschlechtliche Charakter in die Erscheinung tritt.

* * *

Den Mensch kann in jedem Lebensalter schön sein, aber am schönsten ist er in der Jugend.

* * *

Jede Rasse besitzt ihren eigenen ästhetischen Typus, am schönsten, mannigfaltigsten aber ist er bei den höheren Rassen.

* * *

Der schöne männliche Mensch ist bei jeder Rasse größer als Mittelstatur; er hat dichtes, blondes oder dunkles Haar, volle, gewölbte Brust, breite, nach den Armen zu sanft abfallende Schultern, nervige Arme und Beine, nicht zu vollen und muskulösen Leib. Der Bart ist dicht, glatt oder gekräuselt, aber nicht struppig. Seine Bewegungen sind schnell, stark und gewandt. Jede Energie des Denkens und Fühlens ist bereit, sich auf einen Wink des Willens auszulösen. Die Haut ist fleckenlos, der Knochenbau ohne eckige Vorsprünge; keine Verhärtung, keine Geschwulst, keine

Verfettung zeigt sich. Er ist weder ein Herkules, noch ein Apollo von Belvedere, sondern eine homogene Verschmelzung dieser beiden extremen Typen der alten klassischen Schönheit.

* * *

In meinem Buche „Physiognomie und Mimik“ wird der Leser viele Bemerkungen bezüglich der anatomischen und mimischen Ästhetik des Menschen finden.

O, Mensch, du Meisterwerk von Götterhänden,
Kunstreiche Fessel für des Geistes Ringen,
Um doch als Staub und Asche einst zu enden!

Wer könnte deine Schönheit ganz besingen?
Der Atem fehlt mir, meinem Lied die Macht,
Zu des Gedankens Höhe sich zu schwingen:

Die Stirn, die sich erhebt zur Himmelspracht,
Das Haar, das sich um weiße Schultern schmiegt,
Braun oder blond, zum Schmuck und Schutz gemacht;

Das Aug', in dem die ganze Seele liegt,
Durch welches Amor mit dem Pfeil und Bogen
Und mit dem glüh'nden Blick das Herz besiegt;

Der Mund, der hold von Lächeln oft umzogen,
Der Stimme Klang, jetzt schmeichelnd süß bewegt,
Jetzt streng, erschüttert von des Zornes Wogen;

Die Hand sodann, die sich geschäftig regt,
Die Künste übt und Nützliches bereitet,
Die Städte baut und Berge niederlegt;

Der Fuß, der überall den Menschen leitet,
Womit er ebne Wiesen leicht und sacht
Und wildes Hochgebirge überschreitet;

Und dieses Ganze füllt mit Wundermacht
Mein tiefstes Herz und giebt mir edle Kunde
Von jener höchsten Weisheit, die's erdacht. Monti.

Flüchtig durch tiefer Wälder Busch und Dorn,
Beim Bäumeflüstern in den Schattengründen,
Sowie im Sturm, wenn Donner laut verkünden
Des Ewigen Zorn;
Durch Frost und Glut, mit Waffen wild und groß,
Mit dem Getier in steter Kampfbeschwerde,
Durchmaß der künft'ge König diese Erde
Ganz nackt und bloß.
Als nicht mehr wandelte die Flur entlang
Das Mastodon von ungeheurer Größe,
Da der Natur allein in seiner Blöße
Der Mensch entsprang.
Nackt, doch ein Geist. Der Löwe hat sogar
Nicht gleiche Waffen; durch den Raum zu dringen,
Bot wohl ein Vogel kaum vollkommnere Schwingen
Dem Winde dar,
Als die, die sich der Menschengeist ersann
Mit Purpurglanz. Die wollig weiche Decke
Nahm er der Heerde und die Muschelschnecke
Dem Ozean. Zanella.

L'homme est petit: il a beau faire,
Tendre les reins, lever les bras,
Son corps entier ne couvre pas,
Mort ou vivant, six pieds de terre.

L'homme est chétif: il vit un jour
Dans ce monde riche en torture;
Son cœur avide a pour pâture
Un peu d'espoir, un peu d'amour.

L'homme est vaillant: d'un regard ferme
Il ose interroger les cieux.
Quel est le but? quel est le terme?

L'homme est vaincu! Les sombres dieux
Le frappent jusqu'à ce qu'il tombe,
Et pour réponse ouvrent la tombe.

Léon Valade.

J'aime le souvenir de ces époques nues,
Dont Phœbus se plaisait à dorer les statues.
Alors l'homme et la femme en leur agilité
Jouissaient sans mensonge et sans anxiété,
Et, le ciel amoureux leur caressant l'échine,
Exerçaient la santé de leur noble machine.
. . . .
. . . .
L'homme, élégant, robuste et fort, avait le droit
D'être fier des beautés qui le nominaient leur roi;
Fruits purs de tout outrage et vierges de gerçures,
Dont la chair lisse et ferme appelait les morsures!
Baudelaire.

....a mighty man is he,
With large and sinewy hands;
And the muscles of his browny arms
Are strong as iron bands.

His hair is crisp, and black, and long,
His face is like the tan;
His brow is wet with onest sweat;
He earns whate'er he can,
And looks the whole world in the face,
For he howes not any man.
Longfellow.

Mond.

Warum ist der Mond schön? Warum haben die Dichter und die Verliebten ihm zu allen Zeiten so reichen Tribut an Versen und Seufzern gezahlt? Weil nach der Sonne, die sich nicht in's Gesicht sehen läßt, der Mond für unsere Augen der größte

Stern am Himmel ist; weil er in der frischen, stillen Nacht uns einen zweiten geheimnisvollen Tag erschafft, der von einem gleichsam durch Alabaster filtrierten Lichte erleuchtet wird, von einem sanften, milden Leuchten, welches allen Dingen ein neues, fast phantastisches Ansehen verleiht, während es auf Flüsse, Seen und Meere die Fülle lichten Silbers streut, ja, das selbst in den Tautropfen wie in den Thränen der Menschen schimmert.

Jede Phase des Mondes bietet eine besondere Schönheit dar, mit dem schmalen Bogen beginnend, der einem zarten silbernen Halsbande gleicht, bis zu der Sichel, die sich täglich vom Aufgang bis zum Untergang über die dunkle Fläche des Satelliten ausbreitet, entwickelt sich der Mond endlich zu der strahlenden Scheibe von ätherischem Perlmutterglanz; diese Glorie eines sanften, melancholischen Lichtes gießt über die Wasser einen Silberregen aus und streut in die Seele des Menschen die Perlen wehmütiger Erinnerungen.

In Ober-Peru, wo der Himmel so durchsichtig ist, daß man die Venus und andre Sterne am hellen Tage sehen kann, besitzt der Mond einen solchen Glanz, daß man in der That einen zweiten Tag zu sehen meint; ich erinnere mich, beim Schein des erst im zweiten Viertel stehenden Mondes ohne die geringste Augenanstrengung in der Bibel des Deodatus gelesen zu haben.

Bei uns dagegen hat der Stern der Nacht einen sanfteren, lieblicheren Glanz, weil er über Berge,

über Wiesen, über Bäume und Menschen weichere Schatten und Halbschatten verbreitet, alle Dinge mit einem Hauch geheimnisvoller, dämmernder, sammetweicher Wollust umhüllend. Die Sterne lassen ihre Feuer nur bescheiden flimmern, um den Mond nicht in Schatten zu stellen, der in wenigen Tagen zum alleinigen Souverän des Himmels wird. Dieser scheint sich zu vertiefen, die Schatten der Nacht mit einem durchsichtigen Blau zu färben, so weich, wie alle die Dinge, die sich im stillen Mondenstrahle baden. Wenn die Nacht so ruhig in diesem Schimmer schläft, dann kommt es mir immer in den Sinn, daß, wenn wir den Silber- und Saphirglanz des Meerwassers sammeln und in dieses Bad Luft und Erde tauchen könnten, alle Dinge erscheinen würden, wie der Mond sie uns so wundervoll malt.

Das glühende Sonnenlicht erwärmt unsre Haut und treibt uns zur Arbeit des Tags; das kühlere Mondlicht beruhigt Nerven und Muskeln und lullt uns in eine träumerische Weltbetrachtung, in die feierliche Ruhe eines phantastischen, schwermütigen Halbschlummers ein. Und wie in jenem Lichte alle Kanten, Winkel und Härten der Dinge sich verlieren, so lösen sich auch unsre Gedanken in diesem Himmelslicht, das in das Innere aller Dinge dringt.

Zur vollkommenen Schönheit einer Mondnacht gehört es, daß das Mondlicht sich im Wasser spiegle; dann harmonieren die Wellen des Sees oder Meeres auf das Schönste mit dem silbernen Lichte des

Himmels, und es scheint, als schimmere das Wasser vor Wonne bei dem verliebten Kuß der Luna.

Zu jeder Stunde des Tages haben Menschen ihre Geliebte geküßt, aber kein Kuß ist göttlicher als der, den sich vier verliebte Lippen geben, wenn das Auge sich in das wellenküssende Mondlicht verliert, und wenn es die Wellen betrachtet, die wiederum das Ufer küssen; dann fühlen zwei Seelen das Bedürfnis, auch unter sich die Liebkosungen auszutauschen, die der Himmel der Erde in jener Stunde des Friedens und des Schweigens spendet.

O, lieber Mond, bei dessen sanftem Strahle
Die Hasen in den Wäldern hüpfen; morgens
Zürnt dir der Jäger, den du da entdeckst
Auf falschen wirren Spuren; von den Höhlen
Lenkt ihn der Irrtum ab; gegrüßt, o gute
Kön'gin der Nacht . . . .
. . . . Auch ich wohl pflegte einst,
So schuldlos wie ich war, dein schönes Licht
An den bewohnten Stätten anzuklagen,
Wenn es dem Blick der Menschen mich verriet,
Und das Gesicht der Anderen mir zeigte.
Jetzt tönt dir stets mein Lob, ob ich dich sehe
Im Wolkenschleier oder klar und rein
Als Herrscherin des himmlischen Gefildes,
Wenn du herabblickst auf der Menschen Stätten.
Mich wirst du oftmals wiedersehen, still,
Allein durch Wälder und am Ufer irrend,
Und sitzend auf dem Rasen, voll zufrieden,
Wenn du begegnest meines Busens Seufzern.

Leopardi.

Der Mond steigt langsam durch die kühlen Lüfte,
Rings hellt der Himmel sich, und stille Hügel
Und nackte Ebnen kleiden sich in Silber.

Carducci.

Nie war ich je begrüßt von stillern Nächten,
Niemals von reineren und schönern Sternen,
Am Ufer jener silberhellen Wogen;
Es zitterte im tauerfrischten Rasen
Durch Schatten, die sich senkten von den Hügeln,
Der einsam alte wechselvolle Mond.

O, reiner, wahrer, streng erhabner Mond:
Welch warme Düfte stiegen in den Nächten
Hinauf zu dir von den begrünten Hügeln!
Es schien, als wachten mit den reinen Sternen
Die Nymphen auf im tauerfrischten Rasen,
Und leise murmelnd glitten hin die Wogen.

Carducci.

O, mystischer Mond, zur heiligen Stunde
Erweckte mir tief in des Herzens Grunde
Ein süßes Entzücken dein silberner Flor,
Und wenn von den schlaflosen Augen mir nieder
Der Thränentau perlt, auf Flügeln der Lieder
Dir send' ich die Seufzer der Liebe empor.

Dir folgen bewundernd der Sehnsucht Träume,
Wenn du wandelst dahin durch die ewigen Räume.
So lieb ist der Glutstern des Tages mir nicht,
Du stiller Pilger auf nächtigem Pfade,
Wenn du weckest mit sanftem Kuß das Gestade
Zu neuem Leben im silbernen Licht.

Der Menge erscheinst du von wechselnden Formen,
Doch giebst du der Zeit die beständigen Normen
Und wachst ob der Zukunft von schimmernder Bahn.
Und die Erde, belastet mit Thränen und Wunden,
Vertrauet Dir gern, wenn die Sonne geschwunden,
Des ewigen Leidens Geheimnisse an. Regaldi.

J'aime une lune ardente et rouge comme l'or.
Se levant dans la brume épaisse, ou bien encor
Blanche au bord d'un nuage sombre.
Victor Hugo.

Et toi, lune limpide et claire, où je crois voir
Ces monts se répéter comme dans un miroir,
Pour que deux univers, l'un brillant, l'autre sombre,
Du Dieu qui les créa m'entretinssent dans l'ombre
Et vous, vents palpitants la nuit sur ces hauts lieux,
Qui caressez la terre et parfumez les cieux.
Lamartine.

Voyez: la lune monte à travers ces ombrages.
Ton regard tremble encor, belle reine des nuits;
Mais du sombre horizon déjà tu te dégages
Et tu t'épanouis.

Ainsi de cette terre, humide encor de pluie,
Sortent, sous tes rayons, tous les parfums du jour;
Aussi calme, aussi pur, de mon âme attendrie
Sort mon ancien amour.
Alfred de Musset.

Astre aux rayons muets, que ta splendeur est douce,
Quand tu cours sur les monts, quand tu dors sur la mousse,
Que tu trembles sur l'herbe our sur les blancs rameaux,
Ou qu'avec l'alcyon tu flottes sur les eaux!
Mais pourquoi t'éveiller quand tout dort sur la terre?
Astre inutile à l'homme, en toi tout est mystère.
Lamartine.

Il est nuit; sur ta lame on voit nager la lune:
Elle fait ruisseler sur son sentier changeant
Les mailles de cristal de son filet d'argent,
Et regarde, à l'écart des bords d'un autre monde,
Les étoiles ses sœurs se baigner dans ton onde,
Son disque, épanoui de noyer en noyer,
De l'ondoiement des flots, pour nous, semble ondoyer;
Chaque arbre tour à tour la dévoile ou la cache.

Lamartine.

Écrivez ce que dit, le soir en se levant
La lune, dont l'image à la mer brille et tremble,
Reflet qu'on aime à suivre à la plage en rêvant,
Lorsqu'on va deux ensemble.

J. Autran.

.... Les nuées
Par un vent frais remuées
S'éparpillent dans les airs,
Sous leur brume pâle et fine
La lune en manteau d'hermine
Plane sur les quais déserts.

André Theuriet.

Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephir meldet ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süß'ten Weihrauch auf.

Goethe.

Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

Goethe.

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht. Goethe.

And the midnight moon is weaving
Her bright chain o'er the deep,
Whose breast is gently heaving,
As an infant's asleep. Byron.

The Moonbeam's Smile.

See how, beneath the moonbeam's smile,
Yon little billow heaves its breast,
And foams and sparkles for a while,
And murmuring then subsides to rest.

Thus man, the sport of bliss and care,
Rises on Time's eventful sea,
And, having swell'd a moment there,
Thus melts into eternity!
Thomas Moore.

Sun of the sleepless! melancholy star!
Whose tearful beam glows tremulously far,
That show'st the darkness thou canst not dispel,
How like art thou to joy remember'd well!
So gleams the past, the light of other days,
Which shines but warms not with its powerless rays,
A night-beam Sorrow watcheth to behold,
Distinct, but distant-clear, but oh, how cold!
Byron.

Beautiful was the night. Behind the black wall of the forest,
Tipping its summit with silver, arose the moon. On the river
Fell here and there through the branches a tremulous gleam of the moonlight,
Like the sweet thoughts of love on a darkened and devious spirit. Longfellow.

Moos.

Im Pflanzenreich stehen die Moose auf ziemlich tiefer Stufe, aber im Buche der Ästhetik nehmen sie eine hohe Stelle ein. Wenn sie gleich äußerst kleine Geschöpfe sind, so sind sie doch von großer Schönheit, und in der Welt der kleinen Dinge gehören sie zu dem Zierlichsten und Elegantesten.

Auf den Baumwurzeln oder im feuchten Waldboden, auf dem von Bächen benetzten Felsgestein oder auf den Rinden der Bäume bilden sie sammetne Teppiche; überall breiten sie ihre weichen Kissen aus, geschmückt mit Steinbrech, Veilchen und allen möglichen grünen Kräuterchen. Zuweilen erheben sie sich wie ganz kleine Bäume von der Erde, wahre Miniaturwälderchen von Koniferen bildend, die für die Zwerge der Tierwelt bestimmt sind. Ein andres Mal ziehen sie sich mit eleganter Elastizität in die Länge, schlängeln sich über die Wiesen oder lassen ihr grünes Haar über den Rand des Abgrundes hängen. Es giebt kein weicheres Pelzwerk als das gewisser Moose: jedes Härchen ist ein Wunder von feiner Anatomie und zartestem Gewebe, und unsere Hand kann es streicheln wie Frauenhaar. Um all ihre Schönheit auszubreiten, bedürfen die Moose der Feuchtigkeit des Taues, der Bäder des Regens, der Bewässerung von Bächen und Strömen; dann breiten sie ihre grünen Teppiche über das rauheste Gestein und stellen zwischen den Baumstämmen, die sie mit einem weichen Gewande schmücken, kleine Wiesen her.

Jedes Fädchen jener Gewebe ist ein Wunder feinster Architektur; die Blätter des Mooses sind keine eigentlichen Blätter mehr, sondern eine Wucherung von zarten Spitzen. Die in dieses Gewebe eingewundenen Flechten erscheinen wie von prachtvollen Stoffen eingefaßte Juwelen.

Längs der silbernen Bäche, jener Äderchen unsers Planeten, bilden die Moose einen weichen Flaum, frisch und duftend von all dem Aroma der feuchten Erde; man möchte sich bei diesem Anblick in Ameisen, in Würmchen verwandeln, um durch diese Wälderchen zu schlüpfen und sich von diesem weichen, duftigen Grün streicheln zu lassen.

Die kostbarsten Edelsteine werden in goldenen oder silbernen Schreinen aufbewahrt; aber ich habe, als ich die Veilchen des Himalaya zwischen den Moosen von Sikkim pflückte, gefunden, daß die Natur für diese Juwelen weit schönere Schreine als die unsern zu bereiten wußte.

> . . . le ruissellement des eaux autour des mousses
> Avait des bruits de luth, de baisers, de voix douces.
>
> Mme Auguste Penozuer.

> Im Walde, wo der Sonnenschein
> Durch Wipfel bebt,
> Im moosigen Grund, wo zart und fein
> Die Blume lebt,
> Dort ruhen meine Träume . . . . . .
>
> Carducci.

Es wird geboren, liebt und stirbt
Zwischen den goldigen Wäldchen zarter Moose
Eine Welt lebend'ger Atome,
Denen ein Tautropfen ein See erscheint,
Und denen beim Umwandeln
Des Kelches einer Blume
Das Leben verrinnt. Aleardi.

's war deine Lust, beim Glanz der Morgenröte
Auf's Feld zu gehn, geheimnisvolle Schrift
Zu lesen in dem Moos ..... Zanella.

Les humides tapis de mousse
Verdissent tes pieds de satin.
Victor Hugo.

Là pour marquer la place où vous m'allez coucher,
Roulez moi quelque montagne un fragment du rocher;
Que nul ciseau surtout ne le taille et n'efface
La mousse des vieux jours qui brunit sa surface
Et d'hiver en hiver incrustée à ses flancs
Donne en lettre vivante une date à ses ans!
Point de siècle et de nom sur cette agreste page!
Lamartine.

Et les yeux fixés sur la mousse,
Spectacle charmant et profond,
Je regarde l'herbe qui pousse
Ainsi qu'un abîme sans fond.
Amedée Pigeon.

Tout dort sous les grands bois accablés de soleil,
Où le feuillage épais tamise un jour pareil
Au velours sombre et doux des mousses d'émeraude.
José Maria de Heredia.

Aimez-vous, disait-il; c'est pour rendre plus douce
La route où vous marchez que j'ai fait sous vos pas
Dérouler en tapis le velours de la mousse
Henri Murger.

.... and trailing mosses in mid air
Waved like banners that hang on the walls of
ancient cathedrals. Longfellow.

Morgen- u. Abendröte. — Dämmerung.

In dem beständigen Wechsel zwischen Tag und Nacht, der den Pulsschlag unsers Lebens bezeichnet, bilden Morgen- und Abenddämmerung zwei Momente von unerschöpflicher Poesie und Schönheit. Die Sonne wird — sehr verschieden von uns Menschen — mit rosigem Lächeln geboren und stirbt in einer Flamme von Purpur und Gold. Wir dagegen, die wir mit dreistem und knabenhaftem Hochmut uns für Kinder Gottes halten, kommen unter konvulsivischen Bewegungen des Leibesinnern zur Welt und sterben unter den Seufzern der Agonie. Die Wiege der Sonne aber heißt Morgenröte und ihre Bahre Abenddämmerung.

Morgen- und Abenddämmerung sind Lichteffekte, an denen Himmel, Erde und Meer teilnehmen; jeden Tag zeigen sie neue Schönheiten, und unter jedem Himmelsstrich unsers Planeten bieten sie die verschiedensten Szenen dar. Außer den Tropen, wo der Übergang vom Tage zur Nacht plötzlich statt-

findet, vielleicht, weil die Nacht die Orgie ihrer gigantischen Wonnen kaum erwarten kann und um uns bald in der Hülle der Schatten ausruhen zu lassen, — besitzen alle andern Gegenden verschiedene Dämmerungen, wo Rot, Amethyst- und Opalfarbe, Gold, Silber und Purpur in tausendfacher Weise sich vermischen und uns fast jeden Tag ein Bild von neuer Schönheit bieten. In ein und demselben Lande genügt eine Wolke, ein Windhauch, eine dichtere oder dünnere Luftbeschaffenheit, um die Szene jeden Augenblick wechseln zu lassen. Alle Maler, die gelebt haben und leben werden, können niemals den Zauber des Sonnenauf- und Untergangs wiedergeben. Sie haben nur ihre arme Palette, die Natur aber hat den Himmel und die Erde, das Meer und die Wolken zur Verfügung.

Ich habe auf meinen weiten Reisen Hunderte von Sonnenauf- und -Untergängen in den entferntesten Zonen gesehen. Unter allen erinnere ich mich als eines der farbenprächtigsten, glänzendsten und flammendsten des Sonnenuntergangs an der arabischen Küste und eines solchen an der Mündung des Rio de la Plata. Auch gedenke ich der bezaubernden, unbeschreiblichen Sonnenuntergänge der Polarzone, wenn sie sich mit dem Dämmer der gleichzeitig heraufziehenden Morgenröte vermischen.*)

Entzückendere Naturbilder als diese kann es gar nicht geben, weil es lebendige Szenen, Phänomene

---

*) Mantegazza, Reise in Lappland.

in Aktion, sind; wir haben bereits im ersten Teile dieses Werkes (Epikur I) zu wiederholten Malen gesehen, wie das Werden der schönen Dinge ihren ästhetischen Reichtum vergrößert.

Von dem ersten Schimmer, der die Schatten der Nacht durchbricht und die Sterne verschwinden läßt, bis zum vollen Jubel der sonnenüberfluteten Erde, die strahlend und entzückt auszurufen scheint: „Ecce Deus!“ wechseln am Himmel alle Lichter, Tinten und Flammen, sodaß unsre Bewunderung sich nicht genug thun kann und das gegenwärtige Entzücken immer wieder von der Aussicht auf neue, verschiedene überraschende Reize abgelöst wird.

Während die Schatten des Himmels ins Dunkelblaue spielen, und nur die hellsten Sterne noch ihren Glanz bewahren, um die Sonne zu grüßen, empfangen zuerst die hohen Berge, dann die Hügel, dann die Ebenen die Segnung der großen Lichtgöttin; sie entkleiden sich der nächtlichen Schleier, um nackt vor ihr zu erscheinen und ihren Tagesgruß zu erwidern. Auch die Wolken verlieren ihre Düsterheit und kleiden sich in Rot oder verbreiten sich wie Blumen über den Himmel oder flattern durch die Luft wie Stücke eines Stoffes von gleicher Farbe. Und all das ist in eine Flut von Silber und Gold getaucht, die höher und höher am Himmel emporsteigt, um allen Kreaturen der Erde das Leben und die Liebe wiederzugeben. Das ist sozusagen zugleich ein lyrisches und musikalisches Crescendo, das zuerst mit wenigen Noten, dann mit immer mehr, mit

einem Überfluß von Akkorden, Harmonien und Melodien überall hinflutet, wo sich nur ein Auge findet, all diese Pracht in sich aufzunehmen, wo ein Tautropfen perlt, der sich beim Kuß der Sonne in einen Diamanten verwandelt.

Den letzten mächtigen Tönen dieses Naturorchesters antwortet der Jubel der irdischen Geschöpfe, der Enthusiasmus alles Lebendigen, und der Gesang der Vögel, die Stimmen der Menschen, das Rauschen der Blätter, das Brausen der Meereswogen und der Ströme, alles jubelt im Chor: „Fiat lux et lux facta est!“

* * *

Wenn dann die Göttin Sonne der Erde die Jugend des Morgens, die Reife des Mittags und die sinnige Ruhe des Nachmittags wiedergegeben, verbirgt sie sich, müde von allem, was sie geschaut, und hüllt sich sterbend in einen Mantel von Gold und Purpur, um zu zeigen, daß bei vollendeten Wesen selbst der Tod schön ist; denn er ist nur eine zweite Dämmerung: die des Auferstehens.

In dem Reichtum der Tinten, in goldiger und purpurner Pracht, in der unerschöpflichen Verschwendung von Weiß und Silber ist der Abendhimmel vielleicht noch schöner als der des Morgens; gigantische Wolken oder flockige oder zerstäubte Wölkchen brennen und flammen in den letzten Tönen des endenden Festes, um am folgenden Tage ein neues Fest von Licht und Farben zu beginnen.

Die Ästhetik der Morgen- und Abendröte lehrt den Menschen, daß die höchsten Reichtümer nicht in festverschlossenen Schreinen ruhen, sondern sich frei und offen jedem darbieten, und daß das vollkommene Leben mit einem Freudenjubel, mit einem ewigen Hosianna der Natur beginnt und endet.

Das Morgenrot besiegt die Dämmerung.
Sie floh hinweg, daß ich von fern erkannte
Des Meeres Zittern.
Dante.

Die Sonne hatte kaum das goldne Haar
Erhoben aus dem Schoß der alten Amme;
Es floh der Alpen düstre Schattenschar,
Der Gipfel strahlte in des Morgens Flamme.
Ariosto.

Es war zur Zeit, da Phöbus seine nassen
Betauten Ross' entführt dem Ozean;
Aurora schon mit roten und mit blassen
Lichtblumen überstreut des Himmels Bahn,
Und die Gestirne, die den Tanz verlassen,
Den Schleier schon zum Weggehn umgethan.
Ariosto (G.).

Schon hob sich Tithons Buhlerin, entgleitend
Dem Arm des süßen Freunds und einen Kranz
Von weißem Licht im Orient verbreitend,
Geschmückt die Stirn mit der Demanten Glanz.
Dante (Str.).

Schon war erwacht die Botin, jene holde,
Aurora zu verkünden, und sie schmückt
Indes ihr Haar von wunderbarem Golde
Mit Rosen, die im Paradies gepflückt.
Tasso.

Du erscheinest, o Göttin, und küssest mit rosigem Hauche
Wolken und marmorner Tempel hochragende düstere Zinnen.
Dich auch fühlet der Wald und erwacht im Schauer der Frühe,
Und es schwingt sich empor der Falke, begierig der Beute,
Während im feuchten Laub aus den Nestern Gezwitscher ertönet,
Und übers bläuliche Meer hinstreicht die kreischende Möve.
Du ermunterst zuerst auf der schläfrigen Erde die Flüsse,
Die durch die flüsternden Pappeln mit leuchtenden Fluten erzittern.
Flink zur Weide eilt das braune muntere Füllen,
Hoch den bemähnten Kopf und freudig wiehernd im Winde.
Wachsam des Bauerngehöfts antworten mit Bellen die Hunde,
Und durch das ganze Thal erschallen fröhliche Stimmen.

Carducci.

Enfant, vous êtes l'aube et mon âme est la plaine
Qui des plus douces fleurs embaume son haleine,
Quand vous respirez. Victor Hugo.

Contemplez du matin la pureté divine,
Quand la brume en flocons inonde la ravine,
Quand le soleil, que cache à demi la forêt,
Montrant sur l'horizon sa rondeur échancrée,
Grandit comme ferait la coupole dorée
D'un palais d'Orient dont on approcherait!

Victor Hugo.

Es war ein Sommerabend golden rosig,
Der, von des Meeres kühlem Hauch erfrischt,
Zur Küste ging bei dem Olivenwald
Von Manfredonia.
O, du mächt'ge Schönheit
Der Abendsonne von Italien! Wahrlich,
Der hat kein Herz, der sich bei diesem Glanz
Nicht tief gerührt fühlt und gedenken muß
Verschollnen Ruhmes und versprühter Liebe,
O, Abendsonne von Italien! Prati.

L'aube naît et la porte est close!
Ma belle, pourquoi sommeiller?
A l'heure où s'éveille la rose,
Ne vas-tu pas la réveiller?
. . . .
Tout frappe à la porte bénie;
L'aurore dit: Je suis le jour!
L'oiseau dit: Je suis l'harmonie!
Et mon cœur dit: Je suis l'amour!
Victor Hugo.

L'aurore s'allume
L'ombre épaisse fuit;
Le rêve et la brume
Vont où va la nuit;
Paupières et roses
S'ouvrent demi-closes;
Du réveil des choses
On entend le bruit. Victor Hugo.

Et nous étions assis à l'heure du réveil,
Elle et moi, seuls devant la mer et le soleil,
Sur les pieds tourtueux des châtaigniers sauvages,
Qui couronnent l'Etna de leurs derniers feuillages;
Et le jour se levait aussi dans notre cœur,
Long, serein, rayonnant, tout lumière et chaleur;
Les brises qui du pin touchaient de larges faîtes
Y prenaient une voix et chantaient sur nos têtes;
Par l'aurore attiédis, les purs souffles des airs
En vagues de parfum montaient du lit des mers,
Et jusqu'à ces hauteurs apportaient par bouffées
Des flots sur les rochers les clameurs étouffés,
Des chants confus d'oiseaux, et des roucoulements
Mille bruits dont la solitude est pleine,
Que l'oreille retrouve et perd à chaque haleine,
Témoignages de vie et de félicité,
Qui disaient: "Tout est vie, amour et volupté!".
Lamartine.

Fauve, avec des tons d'écarlate,
Une aurore de fin d'été
Tempêtueusement éclate
A l'horizon ensanglanté.
La nuit rêveuse, bleue et bonne
Pâlit, scintille et fond en l'air,
Et l'ouest, dans l'ombre qui frissonne,
Se teint au bord de rose clair.

Paul Verlaine.

Von jener Farbe, wie der Himmel ist,
Wenn regungslose rote Wolken abends
Des Tages Scheiden zu betrauern scheinen.

Monti.

. . . . bis zu der Stunde,
Die auf die Welt den dunkeln Mantel breitet,
Entfärbend alle Schönheit. Ariosto.

Zur Stunde, wo die Welt zu ruhen scheint,
Geteilet zwischen Tag und Nacht. Tasso.

O, du größte Dien'rin der Schöpfung,
Du besiegest der Nebel Mächte;
Still sterbend wie der Gerechte
Sinkt dein Haupt in die Wogen so klar.

Und ich rühr' die italische Leier
Und sende dir Lieder voll Schauer,
Ein Levit zur Stunde der Trauer,
Der gesunken vor den Altar. Regaldi.

Le crépuscule, ouvrant la nuit qui le recèle,
Fait jaillir chaque étoile en ardente étincelle;
L'occident amincit sa frange de carmin;
La nuit de l'eau dans l'ombre argente la surface:
Sillons, sentiers, buissons, tout se mêle et s'efface;
Le passant inquiet doute de son chemin.

Victor Hugo.

O Dieu, vois sur la terre! Un pâle crépuscule
Teint son voile flottant par la brise essuyé;
Sur les pas de la nuit l'aube pose son pied;
L'ombre des monts lointains se déroule et recule
Comme un vêtement replié.

Ses lambeaux déchirés par l'aile de l'aurore
Flottent livrés aux vents dans l'orient vermeil;
La pourpre les enflamme et l'iris le colore;
Ils pendent en désordre aux tentes du soleil,
Comme des pavillons quand une flotte arbore
Les couleurs de son roi dans les jours d'appareil.
Lamartine.

Voici des soirs pourprés l'heure calme et sereine.
Au sein des mers, lassé d'un radieux essor,
L'astre du jour s'abaisse, et lentement ramène
Sa paupière d'azur sur sa prunelle d'or.

Voici l'heure où, semant dans l'air ses violettes,
Le crépuscule passe au front des pics altiers.
Le chasseur des grands bois, le pêcheur des îlettes,
De leur chaume à pas lents reprennent les sentiers.
Lacaussade.

C'est le soir, le couchant allumant ses fournaises
Semble un fondeur penché qui ravine des braises;
Comme un bouclier d'or à la forge rougi
Par un brouillard sanglant le soleil élargi
Plonge dans un amas de nuages étranges
Qui font traîner sur l'eau le pourpre de leurs franges.
Gauthier.

Muschel.

Die Muscheln allein würden genügen, um die Darwin'sche Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl

zu widerlegen. Die Luxusschönheiten vieler Tiere stehen in gar keiner Beziehung zu ihrem Geschlechtsleben, und für ihr Vorhandensein ist uns noch kein Grund bekannt.

Die Muscheln leben im Meere verborgen, oft in großer Tiefe, und haben nicht nötig, Verführungskünste anzuwenden; denn sie pflanzen sich entweder durch Selbstbefruchtung fort, oder die Meereswoge vermittelt ihre Befruchtung.

Und doch sind sie schön, einige sogar von großer Schönheit; es scheint, als habe die Natur lange darüber nachgesonnen, ihren Schalen malerische Formen, glänzende Farben und die zierlichsten Schattierungen zu verleihen. Das von dieser Schale umschlossene Tier interessiert nur den Malakologen oder den Gastronomen; das Gehäuse aber dauert ewig wie der Marmor oder die Bronze.

Die Muscheln sind geformt wie Becher oder Spiralen, sie sind dem weiblichen Busen ähnlich gebildet oder röhrenförmig, turm- und pyramidenartig, ja, sie bieten selbst obscöne Sinnbilder dar. Sie würden den Zeichenstift und die Einbildungskraft des größten Künstlers ermüden. Von den kleinsten und niedlichsten, die wie kostbare Juwelen sind, finden sie sich bis zu der Größe eines wahren Beckens, in dem ein Kind baden könnte.

Fast alle Muscheln besitzen eine so bewundernswerte Konsistenz und Leuchtkraft, daß sie uns oft wie Jaspis und Achat oder wie Porzellan und Krystall erscheinen. Fast oder ganz durchsichtig,

farblos oder regenbogenfarbig, bleibt uns stets ihr Schimmer teuer, weil sie niemals verderben oder trübe werden.

Und auf diese achatne Materie hat die Natur die schönsten Farben ihrer Palette verwendet: vom zarten, lichten Rot des Rosenblattes bis zur Fleckung des Panthers, vom Himmelblau bis zum Violett des Amethysts, von dem lebhaften Korallenrot bis zum Weiß der Gardenie.

Nicht umsonst reihte der paläolytische Mensch die Muscheln seines Meeres auf den Faden, um seinem Weibe das erste Halsband zu verehren, und noch heute finden die Fürsten keinen schöneren Schmuck für den Busen der Fürstin als die Perlen, die nichts anderes als Auswüchse der Muschelschnecke sind.

. . . . im Wüten
Des Sturmes muß der Ozean befruchten
Der Muschel Perle; so im Dunkel auch
All seiner innern Kämpfe reift das Herz
Die Perle seiner Thränen. Aleardi.

Der Wog' enttauchte endlich eine Muschel,
Zu atmen Luft des Tages rein und klar,
Und öffnend sich im Schaume des Gestades,
Wohl eine Perle da ihr Schoß gebar.
. . . .
Im sanften Dämmerlicht der Tagesfrühe
So wundervollen Glanz die Perle gab,
Daß es fast schien, als ob ein Stern gefallen
Ins öde Reich des Ozeans herab.
Niccola Sole.

Auf geschlossenen Büchern
 Berühmter Poeten,
 Vom Schoße der Mutter
 Mußt ruhen du ferne,
 Mußt ruhen auf Marmor,
 Du Tochter der Woge,
 Gewundene Muschel.

Verborgen im Grunde
 Der Grotte des Meeres,
 Da sahst du den Morgen,
 Die Jugend der Schöpfung:
 Gefährtin des Nautilus,
 Der Schnecke des Purpurs,
 Da der Mensch noch nicht lebte.

Durch wieviele Wechsel
 Von endlosen Jahren
 Schrieb dir auf den Rücken
 Die geheime Legende
 Unmenschlicher Kämpfe
 Mit flüchtigen Zeichen
 Der Lauf der Äonen.

Bevor noch erwecket
 Zu fruchtbaren Lüften,
 Italien erhoben
 Das Haupt aus den Wellen,
 Da weidetest du schon
 Bei roten Korallen
 Die Thäler der Tiefe.

Zanella.

— Ainsi le coquillage au sortir de la mer
Du flot redit longtemps encor le chant amer. —

Armand Silvestre.

Quand tes beaux pieds distraits errent, ô jeune fille,
Sur ce sable mouillé, frange d'or de la mer,
Baisse-toi, mon amour, vers la blonde coquille
Que Vénus fait, dit-on, polir au flot amer.
L'écrin de l'Océan n'en a point de pareille;
Les roses de ta joue ont peine à l'égaler;
Et quand de sa volute on approche l'oreille,
On entend mille voix qu'on ne peut démêler.
Tantôt c'est la tempête avec ses lourdes vagues
Qui viennent en tournant se briser sur tes pas;
Tantôt c'est la forêt avec ses frissons vagues;
Tantôt ce sont des voix qui chuchotent tout bas.

Lamartine.

Myrthe.

Dieser bescheidene Strauch ist zu hohen Ehren aufgenommen, weil er der Venus geweiht ist, weil er in sonnengesegneten Ländern wächst und weil er verschiedene ästhetische Tugenden besitzt.

Er ist ein vielverzweigtes Pflänzchen, welches meistens in dichten Gebüschen auftritt, das aber auch, wenn Erde und Himmel ihm günstig sind, sich zur Würde eines wirklichen Baumes erheben kann. Reich an immergrünen, lanzettlichen, glänzenden Blättern, lebt die Myrthe in Gesellschaft schöner und poetischer Pflanzen: der Agave, der Waldrebe, der Olive und des Lorbeers.

An den heißesten Küsten des Mittelmeers, zwischen den unfruchtbarsten Felsen, zwischen Gestein, das wie von der Sonne verkalkt erscheint, gedeiht die

Myrthe, hie und da anmutige Flecken dunkeln Grüns bildend. Wenn die Sonne am heißesten brennt, und Gras und Laub unter ihren gar zu heißen Liebkosungen ermatten, bleibt die Myrthe allein mit Blättern und Blüten aufrecht und haucht einen Duft wie orientalisches Sandelholz aus. Grade in den glühendsten Hundstagen bedeckt sie sich mit Blüten, die fein und weich wie Flaumfedern, wie Flocken eines wunderbaren Schnees sind, der um so weißer wird, je glühender der Sonnenstrahl brennt. Ein blühender Myrthenzweig mit runden Knospen und der ganzen Glorie seiner duftenden Federchen ist eine Wonne für Gesicht und Geruch und verdient wohl, das Symbol der Liebe zu sein.

Im Winter verliert die Myrthe ihren duftenden Schnee, und ihre Schönheit nimmt strengere Formen an; sie trägt tief violette, fast schwarze Beeren: eine bittre, aber heilsame Frucht, wie eine andre ihrer Genossinnen, die in den Gärten der Venus wächst.

Die Wollust ruhte aus im Schatten
Der Myrthen, die geweiht der holden Venus,
Im hohen Grase, und die Nachtigall
Sang von dem Zweig zu Häupten der Beglückten,
Ohn' es zu wissen, weiche Hochzeitslieder.

Aleardi.

. . . Wunder von Inseln, die geschmückt
Mit dem Smaragd der immergrünen Myrthen.

Aleardi.

Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.

Goethe.

Que n'es-tu né sur les rivages
Des Abbas et des Cosroës,
Aux rayons d'un ciel sans nuages
Parmi le myrte et l'aloës!

Victor Hugo.

Nase.

Die Nase, die wie eine unbewegliche Schildwache mitten in's Gesicht gepflanzt ist, hat das traurige Privilegium, für sich allein kein Gesicht schön machen zu können, auch wenn sie selbst von vollendeter Schönheit wäre, während sie, wenn häßlich, das ganze Gesicht total verderben kann.

Voltaire hatte daher Recht, als er scharfsinnig sagte: Wäre die Nase der Kleopatra ein wenig größer gewesen, so würde die ganze politische Geographie unsers Planeten eine andre sein. Auch Professor Kollmann hatte Recht zu behaupten, daß der teilweise oder ganze Verlust der Nase unser Gesicht mehr entstellt als viele andre Mängel.

Unsre Schönheit wird sowohl durch eine zu große als eine zu kleine Nase beeinträchtigt; vielleicht weil sie für das Menschliche in unserm Antlitz am typischsten ist. Bei der Frau muß sie möglichst klein sein, doch wirkt auch bei ihr eine etwas zu große Nase nicht grade immer entstellend; denn was sie an Grazie verliert, gewinnt sie an Adel.

Wir Weiße von kaukasischer Rasse finden weder

eine zu stumpfe Nase schön, noch die vom Neger-, vom australischen oder mongolischen Typus, ebenso wenn ihr Sektor verborgen ist oder die Nasenflügel zu breit sind.

Dagegen kann ihre Schönheit verschiedene Typen haben, unter denen die folgenden die hervortretendsten sind:

Die griechische oder klassische Nase: gerade, lang, ohne Biegung, bildet sie mit der Stirn einen kaum sichtbaren Winkel; sie hat elliptische nach außen zu etwas offnere Nasenlöcher.

Die Adlernase: leicht gebogen, lang, mit engen, nach außen nicht geöffneten Nasenlöchern.

Die Stumpfnase: rund zulaufend, ohne Winkel, mit leicht nach oben gebogener Spitze. Sie gefällt hauptsächlich bei Frauen, denen sie einen launigen, impertinenten oder sinnlichen Ausdruck verleiht.

Die sinnliche Nase: weich gebogen, nicht winkelig, mit runder Spitze, mit Nasenlöchern von mehr als gewöhnlicher Weite und beweglichen Nasenflügeln.

Von welcher Form sie auch sei, — um schön zu sein, muß die Nase eine glatte, rosige, nicht zu bleiche, aber vor allem auch nicht zu rote Haut besitzen. Eine Purpurnase genügt, um ein Gesicht lächerlich zu machen, indem sie ihm den jugendlichen Charakter benimmt. Die Nasenflügel müssen leicht durchsichtig sein, und wenn die Sonne darauf scheint, müssen sie

jene rosigen Reflexe zeigen, wie sie so viele schöne Muscheln uns darbieten.*)

Nest.

Ohne zu besonderen Künsten oder Inspirationen seine Zuflucht zu nehmen, versteht der Mensch Nester zu konstruieren, die denen gleichen oder diejenigen noch übertreffen, welche die Vögel auf den Baumzweigen, in Gebüschen, zwischen den Furchen des Ackers oder in Felslöchern bauen. Unsre Konstruktionen aber würden wenig Bewunderung erregen, während man dagegen kein natürliches Nest zu entdecken vermag, ohne mit geheimer Bewegung auszurufen: „O, wie ist das niedlich, wie ist das schön!“

Und doch sind es mehr moralische als ästhetische Schönheiten, weil im Neste ein Haus ist und in dem Hause eine Familie: das Bild dessen, was am tiefsten unser Gemüt bewegt und was wir auf das freie Gefilde der Natur in eine kleine ferne Welt übertragen finden, die nicht die unsre ist.

Unser natürlicher Stolz, mit dem wir uns so verschieden von allen Tieren, so hoch erhaben über sie glauben, dieser zumal von den Religionen großgezogene Stolz läßt es uns sonderbar und verwun-

---

*) Mein gelehrter Freund Advokat Bianchi versichert mich, daß in Lucca, Pisa und Livorno die langen Nasen beliebt sind, weil sie dort am häufigsten vorkommen; im übrigen Toscana besteht diese Vorliebe dagegen nicht.

derlich erscheinen, daß ein Vögelchen mit seinen bescheidenen Verstandeskräften imstande ist, aus Strohhälmchen und Moos, aus Wollflocken und Pferdehaaren sich ein Nest zurecht zu machen, seine Eier hineinzulegen und die Jungen zu erziehen.

Vernunftlose Tierchen, die nur zum Fressen und Singen geboren scheinen, suchen mit wohlüberlegter Kunst den verstecktesten Ort des Waldes aus und bauen sich zwischen den Ästen und Zweigen ein weiches, wohliges Asyl für die Nachkommenschaft. Männchen und Weibchen, die aus freier Wahl, ohne Weihwasser des Priesters und ohne das dreifarbige Band des Syndikus Mann und Frau geworden sind, brüten abwechselnd auf den Eierchen, und wenn die Jungen ausgekrochen sind, gehen sie vom Morgen bis zum Abend auf die Insektenjagd, bringen den Hungrigen Speise und bedecken die junge Brut in den kalten und feuchten Nachtstunden mit ihren Flügeln. All das rührt unser Gemüt und erinnert uns mit Scham daran, daß viele menschliche Familien kein solches Nest bauen; daß viele Mütter in fremden Nestern brüten, daß viele Väter Mutter und Kinder verleugnen.

Aus all diesen Gründen und noch vielen andern mehr kann man ein Vogelnest nicht ohne Rührung betrachten, welches unser Mitgefühl und unsern Schutz fordert und eine Welt von wohlwollenden, liebenden, zärtlichen Gedanken in uns rege macht. Und wenn wir unsrer Genossin und uns selbst ein ideales Haus, gewebt aus den Goldfäden der Liebe,

versprechen, wissen wir nichts Besseres zu wünschen als ein Nest; selbst ein Palast erscheint uns als ein zu kaltes Haus im Vergleich mit jenem. In der That, wenn wir ein Nest Haus nennen, erniedrigen wir es; wenn wir dagegen einem Hause den Namen Nest geben, verleihen wir selbst seinen Wänden Leben, und Mauern, Dach, Kalk und Ziegel verwandeln sich wie durch Zauber in weiche Federn, in seidene Fäden, in Wollflocken, die uns umhüllen und mit weichem Gewande die Blöße unsrer Haut und unsers Herzens bedecken. Aber die Vögel allein verstehen es, ein Nest zu flechten; wir versuchen es auch, doch es gelingt uns selten.

So wie die Schalen der Muschelschnecken oft der schönste Teil der sie bewohnenden Mollusken sind, so ist auch das Nest oft schöner als seine Bewohner. Die hängenden Nester der Kolibri, der Goldammer, des indischen Sirkah sind luftige Bauten von eigentümlicher Schönheit. Einige Nester bilden wahre Dörfer, andre aus Thon und Schlamm wahre Häuser von staunenswerter Architektur. Aber alle diese Schönheiten sind klein und würden unsrer Aufmerksamkeit entgehen, wenn das Nest nicht die große Ästhetik des moralischen Wertes besäße.

Ist dies das Nest, dem Phönix auserſehen,
Drein er die goldnen Purpurfedern legte,
Der einst mein Herz in seinen Flügeln hegte
Und draus noch Wort und Seufzer läßt erstehen?

Petrarca (F.).

In Nestern zwischen Grün ist uns geschrieben:
Die Zeit kommt: laßt uns lieben, lieben, lieben! —
Und Gräber seufzen, neu von Blumen reich:
Die Zeit geht: liebet, liebet, liebet euch!

Carducci.

Tout chante et murmure,
Tout parle à la fois,
Fumée et verdure,
Les nids et les toits;
Le vent parle aux chênes,
L'eau parle aux fontaines;
Toutes les haleines
Deviennent des voix.

Victor Hugo.

Votre vie, où les pleurs se mêlent quelquefois,
Secrète comme un nid qui gémit dans les bois,
Comme un flot lent et sourd qui coule sur des mousses
Est un concert charmant des choses les plus douces,
Beauté, vertu, beauté, frais sourire, œil de feu,
Toute votre nature est un hymne vers Dieu.

Victor Hugo.

O nid dans la montagne où mon âme s'abrite!
Me voici donc rentré pour jamais dans mon gîte,
Comme le passereau sans ailes pour courir
Qui dans un trou du mur s'abrite pour mourir.

Lamartine.

Le soir au coin du feu j'ai pensé bien de fois
A la mort d'un oiseau quelque part, dans les bois,
Pendant les tristes jours de l'hiver monotone,
Les pauvres nids déserts, les nids qu'on abandonne,
Se balancent au vent sur le ciel gris de fer.
Oh! comme les oiseaux doivent mourir l'hiver.

F. Coppée.

C'est sous ces épaisses feuillées
Que l'on voit les petits oiseaux,
Ces chantres si doux et si beaux
Errer en troupes émaillées;
. . . .
. . . .
Là, d'une admirable structure,
On les voit suspendre ces nids,
Ces cabinets si bien bâtis,
Dont l'art étonne la nature;
Là, parfois, l'un sur son rameau
Entraîne le petit fardeau
D'une paille volante;
L'autre console, en tremoussant,
Sa famille dolente
De quelque butin ravissant. Racine.

O Seigneur, dîtes-nous, dîtes-nous, ô Dieu fort,
Si vous n'avez créé l'homme que pour le sort?
Si déjà le calvaire est caché dans la crèche?
Et si les nids soyeux, dorés par l'aube fraîche,
Où la plume naissante éclot parmi des fleurs,
Sont faits pour les oiseaux ou pour les oiseleurs?
Victor Hugo.

La nature a sculpté le long du vieux granit,
Une corniche étroite où jase plus d'un nid.
J. Autran.

Un nid! c'est la chaleur intime et le murmure,
La tendresse et l'espoir dans l'ombre palpitant,
C'est le libre bonheur bercé par la ramure,
Bonheur bien enfoui, voisin du ciel pourtant.
Sully Prudhomme.

Oh! donnez sous le vert nuage
De feuilles qui couvrent ce nid,
Homme, femme, enfants leur image,
Que la loi d'amour réunit!
O famille, abrégé du monde,
Instinct qui charme et qui féconde
Les fils de l'homme en ces bas lieux,
N'est-ce pas toi qui nous rappelle
Cette parenté fraternelle
Des enfants dont le père est Dieu?

Foyer d'amour où cette flamme
Qui circule dans l'univers,
Joint le cœur au cœur, l'âme à l'âme,
Enchaîne les sexes divers,
Tu resserres et tu relies
Les générations, les vies,
Dans ton mystérieux lien;
Et l'amour, qui du ciel émane,
Des voluptés culte profane,
Devient vertu, s'il est le tien.

Lamartine.

S'il est un rêve d'amour
Parfumé de rose,
Où l'on trouve chaque jour
Quelque douce chose,
Un rêve que Dieu bénit,
Où l'âme à l'âme s'unit,
Oh! j'en veux faire le nid
Où ton cœur se pose!

Victor Hugo.

Je sais un nid charmant et tendre
Où niche l'oiseau bleu du cœur,
L'oiseau dont nul ne peut entendre
Sans tressaillir, l'accent vainqueur;

Nid plein de grâces sans pareilles,
Qui, sous un rayon de gaieté,
Scintillent comme des abeilles
Dans l'or des aurores d'été.

Formé de fleurs fraîches écloses,
Œuvre admirable de l'amour,
Des perles, des feuilles de roses,
Dessinent son riant contour. Gauthier.

Les nids et les cœurs sont pleins d'ailes;
Le rosier de mai
A des espérances nouvelles:
Il veut être aimé. Jean Aicard.

Ohr.

Vom ästhetischen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist das Ohr der ausdrucksloseste Teil des Gesichts, und wenn wir nicht zufällig Anthropologen oder Maler oder Polizeikommissäre sind, so werden wir fast niemals sagen können, von welcher Form das Ohr unsrer Freunde oder nächsten Verwandten ist.

Auch wenn das Ohr von dem Haupthaar ganz bedeckt ist, erleidet die Physiognomie nicht die geringste Veränderung, und ein Ohr muß schon außergewöhnlich groß und unförmlich sein, um ein Gesicht häßlich zu machen.

Die Kleinheit ist eine Hauptbedingung für die Schönheit des Ohres; es darf nie die Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn wir eine Person von vorne betrachten. Seine Aufgabe ist die Bescheidenheit; es

will gesucht sein und darf nicht bei dem ersten Blick in die Augen fallen.

Die Liebe betrachtet nicht nur, sondern sie sucht, und wenngleich das Ohr das Letzte ist, wonach sie sucht, so ist sie doch glücklich, wenn sie diese rosige Muschel schön findet, die sich zwischen dem Haar verbirgt, wie die Venusmuschel zwischen den Algen des Meeres. Daher ist das Ohr stets das wenigst Organische, das wenigst Sinnliche der menschlichen Erscheinung, und wenn man es auch beißen kann, so kann man es doch nicht küssen, weil selbst ein Kuß in seinem bescheidenen Gehäuse ein betäubendes Geräusch verursachen würde.

Außer der Kleinheit muß das Ohr Durchsichtigkeit besitzen, wie Alabaster oder wie die Muscheln. Das Ohrläppchen muß hübsch gerundet sein, darf weder zu nahe am Kopf sitzen, noch zu weit abstehen. All seine Kurven und Buchten müssen fein gezeichnet sein und sanft in einander übergehen, sodaß keine Härte unser Auge verwundet. Niemals darf das Ohr, zumal beim Weibe, behaart sein.

Olive.

Die Olive ist unter den symbolischen Pflanzen eine der berühmtesten; ihr Name steht in der antiken Mythologie, wie in den modernen Religionen verzeichnet; sie spielt eine Rolle in der Poesie und wird über den Betten vieler Ehegatten aufgehängt, um sie zur Eintracht zu ermahnen.

Dennoch gehört sie nicht zu den schönsten Bäumen, gewährt nur unbestimmten Schatten, hat graugrünes Laub, schmutzig weiße Blüten und weder reich gefärbte, noch ansehnliche Früchte. Allein die Poesie, die sie seit Jahrhunderten umgiebt, schärft das Auge, ihre wenigen Schönheiten aufzusuchen, die ich der Erste bin, anzuerkennen und zu schätzen, die jedoch von vielen geleugnet werden. Wenn einer die Olive schön findet, so giebt es Hunderte, die ausrufen: „Welch ein trauriger, düsterer, melancholischer Baum!“

Ich dagegen, wenn ich ein auf diesen Baum passendes Adjektiv erfinden dürfte, welches ihn psychologisch bezeichnete, so würde ich ihn einen sanften Baum nennen. Er ist in der That sanft, anspruchslos und ohne Stolz. Langsam und geduldig wächst er auch in dem unfruchtbarsten Boden, liebt jedoch die Hügelabhänge und warme Sonnenstrahlen. In der Ebene wird er träge, auf den Bergen verdorrt er: er sucht den Hügel auf, den er mit einem dunkelgrünen, fast aschfarbenen Mantel bekleidet. Nur wenn der Wind die Bescheidenheit der Olive besiegt und mit Gewalt ihre zurückgehaltenen Schönheiten aufdeckt, dann wallt und wogt auf den Hügeln ihr Laub in schimmerndem Silberglanz. Der Stamm ist runzelig, schwielig, höckerig, und um das Sonnenlicht, ihren besten Freund, zu suchen, windet die Olive diesen Stamm wie eine Schlange oder beugt ihn wie einen Buckel.

Keine andre Pflanze ist weniger eitel auf ihren

Stamm, den sie vom Zahn der Zeit zernagen, von Insekten zerfressen, von der Axt verstümmeln läßt. Von der Last der Jahre gebeugt, zum Skelett geworden, versilbert sie noch immer ihre Zweige, sammelt das sanfte Öl in ihren Früchten, die zuerst grün, dann violett, endlich schwarz, aber immer glänzend sind.

Ihre Blätter sind nicht zart und weich, sondern fast metallisch, und sie widerstehen dem Winter wie den Hundstagen; selbst wenn sie schon abgestorben sind, wahren sie Form und Farbe.

Die dicht zusammengedrängten Blüten verbreiten über die Zweige einen Schnee von wenig Reinheit und von einem milden Honigduft; in etlichen Tagen ist die ganze Pflanze in einen großen blühenden Strauß verwandelt.

Ihre größte Schönheit erreicht die Olive im Spätherbst und bis in den Winter hinein, wenn ihre tausend glänzenden Beeren sich schwärzen, die dem Landmanne Reichtum versprechen und einen Saft enthalten, der so sanft ist wie der Baum selbst, der sie genährt hat, der wohlthätig für Haut und Eingeweide, für die Regungen der Leidenschaft und alle Werkzeuge und Triebfedern der menschlichen Maschine ist. Er verdient in der That, der Baum des Friedens zu sein und in Ländern zu blühen, wo milde Luft weht und die Sonne warm und heiter scheint.

> . . . Wie zu dem Boten, der den Ölzweig bringt,
> Drängt sich das Volk, die Neuigkeit zu hören.
>
> Dante.

Hier, wo den reich beglückten Hügeln lächelt
Ein ew'ger Lenz und duft'ge Lüfte wehn,
Hier wogt das Korn, und die Olivenwälder
In Blüte stehn.

Carducci.

Ich werde die geschäft'ge Jugend grüßen
Der Hügel mit Olivenschmuck und Villen,
Holdes Toscana, und dein klarer Himmel
Wird mich mit reiner Heiterkeit erfüllen.

Panzacchi.

. . . . . durchwandernd jenes schöne Land,
Wo die Oliven sich im Winde wiegen.

De Amicis.

Sei gesegnet mir, du Olivenzweig,
Der du bringest den holden Frieden,
Ich wollt' sie verlassen, weil schlimm ihr Sinn,
Doch ist es mir anders beschieden.
Ich wollt' sie verlassen, doch ist sie so schön,
Sei gesegnet, Olive, auf sonnigen Höhn . . .
Ich wollt' sie verlassen, doch schmerzt mein Gemüte,
Sei gesegnet mir, liebe Olivenblüte.

(Volkslied.)

Mais de ce corps charmant la forte adolescence,
Dont la grâce partout relevait la puissance,
De ses muscles naissants les palpitations
Dont le regard suivait les ondulations,
Dans un jeune olivier comme on suit sous l'écorce
Les membrures du tronc qui révèlent sa force.

Lamartine.

Alors le front chargé de guirlandes fanées,
Tel qu'un vieil olivier parmi ses rejetons,
Je verrai de mes fils les brillantes années
Cacher mon tronc flétri sous leurs jeunes festons.

Lamartine.

Orange — Citrone.

Als der deutsche Grieche, der sich Goethe nannte, in einem einzigen Verse Italien malen wollte, hatte er recht, es das Land, wo die Citronen blühn, zu nennen. In der That, jenes Landes, welches von der Sonne des Himmels und jener andern Sonne, der Kunst, gesegnet ist, ist keine Pflanze würdiger als die Orange und mit ihr all ihre geringeren Brüder: wie die Citrone und die andern schönen Kinder der Familie der Hesperiden.

Die Orange ist nicht nur der Lieblingsbaum Italiens, sondern auch Griechenlands, Spaniens und aller gesegneten Länder Asiens wie Amerikas, in denen der Frühling ewig lebt. Von der Wurzel bis zu den Zweigen, von den Zweigen bis zum Laub, von den Blüten bis zu den Früchten ist dieser Baum ein immerwährendes Fest von Duft und Schönheit. Eine einzige Orange ist schon eine Lust für das Auge, aber wenn die Orangen sich häufen wie in den Zauberwäldern von Millis auf Sardinien, auf den Inseln von Paranà oder in den Hainen von Oran in der Argentinischen Republik; wenn die Stämme sich in das Gigantische ausdehnen, so daß die Arme sie nicht umspannen können: dann wird das mit diesen Bäumen gesegnete Land zu einem Paradiese, und der Mensch findet, daß Gott ihm eine Wohnung gebaut hat, die der Engel würdig ist.

Er ist ein robuster Baum, der die gesunde Rinde seines Stammes und seiner Zweige weder vom Holz=

wurm zernagen, noch von Moosen und Flechten verderben läßt, sondern sie stark und glatt bis ins höchste Alter bewahrt. Ein Baum von weitem Umfang, wie ein Tempelgewölbe, mit sattgrünen, in Sommerglut und Winterstürmen immer glänzenden Blättern. Sein Aroma scheint allen Krankheiten zu trotzen und die Parasiten fernzuhalten; er genießt das ewige Wohlsein Eines, der von innen und außen gesund ist, in Haut wie Knochenmark, gesund an Leib und Seele; ein beständiger Optimist trotz Schopenhauer und Leopardi.

Wenn dann im Frühling dieses kraftstrotzende Laub sich mit dem Schnee von unzähligen weißen, saftigen Blüten bedeckt, entströmt der Pflanze ein berauschender Duft, der sich weit umher verbreitet, wie der Hauch eines liebenden Weibes, wie der Atem des Frühlings, wie ein Rausch von Sonne und Jugend.

Wenn sich auf dem Orangenbaum die Zweige mit der reichen Verschwendung dessen, der weder Geiz noch Armut kennt, zusammendrängen; so häufen sich auch die reichen fleischigen Blätter seiner Blüten, welche — mehr Früchte als Blüten — unsre Lippen verführen, sie zu pflücken und zu kosten, um die Wonnen des Geruchs mit denen des Geschmacks zu vereinigen. Sie drängen sich zu Sträußen, zu Gebüschen zusammen und überstreuen die Erde zu ihren Füßen mit duftendem Schnee: ein Duft von oben, der herabkommt, um die Erde zu segnen; der Gruß des Sohnes an die fruchtbare Mutter.

Nach dieser Blütenfeier reifen langsam zwischen den grünen Zweigen die duftreichen, saftigen Früchte, gleichsam um zu zeigen, daß das Mannesalter dessen, der gesund und stark ist, nicht weniger kräftig und freudig wird als die muntre Jugend. Wenn im Spätherbst die meisten Bäume ihre Blätter vergilben und verdorren sehen, die eins nach dem andern im Todeskampfe der Natur abfallen, wächst der Orangenbaum in alter Kraft und Schönheit und reift seine Früchte, indem er Äste und Zweige mit einer Überfülle goldener Kugeln belastet, die wie Lampions an einem Festabend schimmern: Goldene Früchte, mit duftender Schale, mit reichlichem süßen Saft, die im Wintersturm all den Glanz bewahren, den sie in den warmen Sommertagen von der Sonne empfingen.

In den babylonischen Gärten des Mittelmeeres, jener goldenen Schale, der Wiege der Kultur, auf den Hügeln Griechenlands, zwischen den düstern Oliven Spaniens ragt triumphierend der gesegnete Baum empor, und von seinen duftenden Blüten und goldenen Früchten redet die Geschichte der unsterblichen Genies, die jahrhundertelang den Ruhm jenes Landes besangen, „wo die Citronen blühn“.

. . . . . rosige Gesundheit
Umwehet jene glücklichen Orangen,
So düftereich, und blühende Citronen.

Foscolo.

O, Dichter, die leichte Barke
Führt dich zum holden Sorrento,
Und zwischen dem Gold der Orangen,
Da geht das Herz dir auf. Regaldi.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn?
Goethe.

Ainsi, mon cher, tu t'en reviens
Du pays dont je me souviens
Comme d'un rêve,
De ces beaux lieux où l'oranger
Naquit, pour nous dédommager
Du péché d'Ève.
Alfred de Musset.

L'oranger, cet arbre de fête
Neigeait par moments sur ma tête.
Lamartine.

Des orangers touffus s'élèvent en grand nombre
Chargés de fruits riants dont la tunique d'or
Ne livre que poussière à la dent qui la mord.
Gauthier.

Oranger dont la voute épaisse
Servit à cacher nos amours,
Reçois et conserve toujours
Ces vers enfants de ma tendresse.
Adolphe Aicard.

Et l'oranger, déjà couvert de ses fruits d'or,
De la pudique fleur s'embellissait encor.
Mme de Girardin.

They were approaching the region where
reigns perpetual summer,
Where through the Golden Coast, and groves
of orange and citron,
Sweeps with majestic curve the river away
to the eastward. Longfellow.

Palme.

Es giebt kein heiliges Buch, welches nicht von der Palme spräche und ihr eine hohe Stelle in der Welt der Symbole anwiese. Wir sehen sie in der Ornamentschrift der arianischen Völker; wir sehen sie auf den Medaillen, welche den Ruhm eines Mannes oder den Triumph eines glorreichen Sieges feiern; wir sehen sie in den Händen der Märtyrer und hören sie rauschen in den Liedern der größten Dichter.

Warum so viel Ehre der Palme? Weil sie in vielen Ländern dem Menschen die Pflanze par excellence ist; weil sie ihm Brot, Wein und Schatten giebt, drei Dinge, die für das Leben in der Wüste genügen; weil man nach der Zahl der Palmen, die jemand besitzt, seinen Reichtum bemißt; endlich weil sie eins der elegantesten, aristokratischsten Gewächse ist: der königliche Baum. Glücklich mein berühmter Freund Beccari, der alle Palmen der Welt studiert hat und ihnen eine Monographie widmen wird, die seiner und der Palmen würdig sein dürfte.

Der ästhetische Zauber, der die Palme umgiebt, beruht auf der Symmetrie der Blätter, die Blatt und Zweig zugleich sind und sich von einem graden, oft säulenartigen Stamme emporrichten, wie eine Aureole, die das Haupt eines Triumphators umgiebt. Stolze, aber nicht undankbare Blätter, weil sie, während sie die Glorie ihres immerwährenden Grüns zum Himmel heben, sich leicht zur Erde herabbeugen lassen, um ihr den Gruß der Erkenntlichkeit darzubringen.

Die Palme ist von allen Dikotyledonen, welche unsere europäischen Wälder bilden, so verschieden, daß sie sofort unsre ästhetische Aufmerksamkeit fesselt, wie wenn über die gemeine Menge sich ein Riese oder ein Genie erhebt und sagt: „Ich bin ein Mensch!“

Auch unsere Bäume mit ihrem Labyrinth von Zweigen und Blättern, mit ihrem dichten, frischen Schatten, den sie um sich streuen, haben ihre Schönheiten; aber es ist immer eine Vielheit kleiner und verschiedener Dinge, eine Menge von Individuen, die zu Familien, Stämmen, Völkern vereinigt sind. Die Palme ist ein Individuum, das auch in Gruppen die stolze Autonomie dessen bewahrt, der mit Michelangelo sagen kann:

„Ich geh' nicht oft betretne Pfade und allein.“

Die Palme ist eine Säule, und sie trägt Haarschmuck: ein wahres lebendes Monument. In der Höhe hat sie den Himmel und unten die Erde;

zwischen Himmel und Erde ist sie ein Wunder an Biegsamkeit, Gleichmaß und Eleganz. Was für bleiche, leblose Dinge sind neben einer Palme die marmornen Wälder einer gotischen Kirche, die Schnörkeleien eines byzantinischen Palastes, die hellenische Härte des Parthenon! Und doch bilden die Säulen des Parthenon nichts andres als Palmenstämme.

Eine Palme und ein Fichtenbaum begeisterten Heine zu einem der schönsten unter seinen vielen unsterblichen Liedern. Und wie viele andre Genies der Zukunft wird die Palme noch inspirieren!

Vielleicht liegt in dem Zauber, der die Palme umweht, eine unbewußte atavistische Erinnerung an unsre Vorväter, und wenn der Fichtenbaum Heines von der fernen Palme träumt, träumen wir zwischen den Buchen und Eichen und Tannen unsers Himmels von der Palme, die vor unendlichen Zeitaltern unserm Adam und unsrer Eva Brot und Wein gegeben.

Pappel.

Die Pappel ist einer der schönsten Bäume unsrer gemäßigten Zone und teilt mit der Birke und wenigen andern Pflanzen den Preis, sozusagen melodische Blätter zu besitzen, die im Windeshauche murmeln und flüstern.

Hoch, schlank, kräftig, mit einem Stamme, der

bei einigen Arten die Weiße der menschlichen Haut zeigt, erhebt sie sich gerade empor wie die Cypresse, aber nicht ernst und streng wie diese. Ihre von Menschenhand gepflanzten Reihen führen nicht zum Friedhof, zum Lande der Klagen, sondern bilden fröhliche Kolonnaden längs den Flüssen und Kanälen, grade aufgereiht wie Schildwachen; mehr zum Schmuck als zum Schutze, reicher an Poesie als an Schatten.

Das Grün der Pappel ist weder zu hell, noch zu dunkel, noch auch zu leuchtend, sondern es hat eine milde Färbung, welche die Mitte hält zwischen dem Düster der Ulmen und dem Silberweiß der Oliven, ein munteres Grün, gleichsam erfrischt von den Wassern, die oft zu ihren Füßen rauschen oder schlafen. Sie erhebt sich fast stets über all die andern Bäume unserer Gefilde, doch ohne den Stolz des Lorbeers, ohne die Prahlerei der Cypresse; sie scheint ihre geringeren Brüder zu bewachen und den Menschen zur Ruhe am Fluß- oder Seeufer einzuladen.

Wenn dann im Herbst die grünen Geschöpfe sich zum Sterben bereiten, geben die Blätter der Pappel unsern Blicken ein letztes Fest; indem sie sich goldgelb färben, bilden sie einen reizenden Kontrast zu dem silberweißen Stamm und senden der Sonne ein letztes Flüstern, gleichsam als blieben sie auch sterbend noch frisch und fröhlich.

Nicht fern entsprang ein reiner, klarer Quell,
Den Nymphen heilig, und sein Wasser nährte
Die Flüsterpappel und die bittre Weide.

Sestini.

Durch die weite Einsamkeit der Gefilde
Sang die Nachtigall
Ihre Lieder auf der Pappel.
Es war ein sanftes Fest für den Himmel und für die
Eridanëischen Thäler. Aleardi.

Wenn die Pappeln betrachten die Sterne
Und flüstern seufzend von Liebe. Carducci.

Ihr langen Reihen
Im Winde flüsternder Pappeln!
Carducci.

Du alte Pappel! Einst am Herbstestage
Kam ich zu dir; die Sonne ging zur Rüste,
Und durch dein Laub zog feierliche Klage
Vom Wind, der deine Blätter leise küßte.
Dort weilt' ich lang'. Und in dem Blütenhage
Ward reichlich, daß ich's nicht zu zählen wüßte,
— Ein Bild der hingeschwundnen sel'gen Zeit, —
Mein Haupt von welken Blättern überstreut.
Zanella.

De sa sombre base,
Le blanc peuplier
Élève son vase
Au ciel sans plier!

De sa flèche il plonge
Dans l'éther bruni,
Comme un divin songe
Monte à l'Infini.
Lamartine.

Et le vent qui se brise à l'angle des ruines
Gémit dans les hauts peupliers!
Victor Hugo.

L'orme et le peuplier, qui croissent sans efforts
De leurs rameaux penchés embellissent ces bords,
L'azur tremblant des flots répète leur verdure.
Thomas.

....les sveltes peupliers
Dont la bise de nuit berce les fronts pliés.
Gauthier.

Près du fixe sapin à verdure éternelle
Le peuplier mouvant, le tremble balancé.
Sainte-Beuve.

....la claire fontaine amour du peuplier.
Sainte-Beuve.

Peonie.

Die Peonie ist durch die Hand der Gärtner zur Karikatur der Rose geworden und verhält sich zu dieser wie die Eitelkeit zum Ehrgeiz, wie das Gerücht zum Ruhm.

Demjenigen jedoch, der in seinen ästhetischen Urteilen nicht die Kriterien eines scholastischen Puritanismus verfolgt, wird auch die Peonie gefallen. Sie macht keinen Anspruch auf die Liebkosungen der Verliebten, noch will sie in den Bouquets, die unsre Säle schmücken, figurieren. Mit ihrem narkotischen, unangenehmen Geruch hält sie sogar die Neugierigen und die Kurzsichtigen von sich fern und läßt sich durchaus auf keine Intimität ein.

Aber welch ein Farbenfest in ihrem dichten Buschwerk von meergrünen Blättern, welch eine Überfülle von Blumenblättern, welch eine reizende Mannigfaltigkeit sanfter Farbenübergänge in einer einzigen Blüte!

Meist ist die Peonie rot gefärbt, aber auch rötlich oder fast weiß oder von einer tiefen Amaranthfarbe; sie übertrifft alle andern Blumen an Menge der Blumenblätter, die sich zu Hunderten in so reicher Farbenabstufung häufen, daß es ein wahres Fest für die Augen ist, ein Feuerwerk, ein Bacchanal.

Die Peonie ist eine Bauernrose ohne Wohlgeruch; sie ist wie ein Mädchen, das zur Matrone geworden, welche die Qualität ihres Fleisches durch Fülle, die Grazie durch Würde ersetzt.

Wenn aus dem Schatten der Wälder des Apennins oder der Alpen die einfache rotblühende Mutter unsrer kultivierten Peonien herabstiege, würde sie dieselben nicht als ihre Töchter erkennen und würde vielleicht fliehend ausrufen: „Parvenus! Parvenus! Parvenus!“

Pfau.

Dieser Vogel konnte nur aus dem tropischen Asien hervorgehen, dort, wo die Natur so überaus reich und fruchtbar ist, daß sie selbst das Groteske erhaben, das Barocke großartig macht und das Übermaß mit dem Schönen in Einklang zu bringen weiß. Dort, wo die Menschen so zahlreich sind wie die Ameisen; wo zu den Füßen der höchsten Berge der Erde sich die von heiligen Flüssen durchströmten Thäler wie gigantische Fächer öffnen; da, wo jeder Sonnenstrahl sich in einen Diamant oder Saphir

verwandelt: dort mußte auch der Pfau entstehen, der höchste Ausdruck des Prunks und Pompes, der beredtesten Pracht.

Auch wenn der Pfau seine Schätze noch verbirgt, ist er mit seinem schimmernden Diadem, mit dem metallischen Blau seines Halses, der in der Sonne wie ein Panzer glänzt, von großer Schönheit; öffnet er aber den riesigen Fächer seiner Schwanzfedern wie eine Strahlenaureole um die Sonne, wie eine Juwelenkrone um das Haupt eines Götterbildes: dann hat man nicht Zeit, darüber zu streiten, ob dieser Anblick barock oder erhaben sei, und die Eitelkeit dieses Vogels, der seinen Thronmantel ausbreitet, macht uns gewiß nicht lachen, so hingerissen sind wir von ekstatischer Bewunderung. Alle glänzendsten Metalle, alle feurigsten Edelsteine scheinen in diesem Schweife mit bewunderungswerter Kunst vereinigt; Gold, Silber, Stahl, Kupfer und Bronze sind so zusammengeordnet, daß sie sich nicht vermengen, sondern eines das andere hervorhebt, eins in das andere übergeht, in schimmernden Licht- und Farbenwellen. Dann, als ob all diese Schönheit noch nicht genüge, scheint jeder Goldfaden, jede Stahl- oder Bronzefeder zu schillern, wie wenn über eine große Meereswoge sich ein feines Netz von kleineren Wellchen ausbreitet. Es ist eine feuerflammende Sonne, ein Geschimmer von Juwelen auf einer silbernen und goldenen Rüstung; es ist eine ganze Sinfonie von Farbe, Glanz und Pracht. Es ist zu viel, aber es ist ein Zuviel, welches nicht ermüdet, weil es

von unendlicher Schönheit ist, und die Fülle der Einzelheiten beruhigt die Lebhaftigkeit des ästhetischen Gesamteindrucks.

Doch damit noch nicht genug: in dieser Aureole von Licht und Edelsteinen bilden die schimmernden Farben Hunderte von Augen, die sich selbst zu betrachten scheinen, wie verloren in die ästhetische Bewunderung ihrer eignen Schönheit.

Der Mensch hat sich an dieser selbstzufriedenen Eitelkeit, an dieser Orgie der sich selbst betrachtenden Augen gerächt, indem er das Wort pavoneggiare (von Pavone = Pfau) erfand, welches sich schmücken, sich brüsten bedeutet; aber der Pfau kümmert sich nicht darum und fühlt sich nicht beleidigt; er fährt fort, seinen königlichen Fächer im Licht der Sonne zu öffnen, der er die goldigsten, buntesten Strahlen entwendet zu haben scheint.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Goethe.

Ich sah den Pfau mit seinem schönen Mantel
Umhergehn und sich brüsten, ohne Sorge,
Ob auch die Welt sich ebenso geberde.

Niccolò Machiavelli.

Der stolze Pfau, so herrlich anzusehn,
Entfaltet all die Pracht geäugter Federn.
Tasso.

.... le paon superbe où l'aube peint sa roue.
Lamartine.

— Cousu d'or comme un paon. —
Alfred de Musset.

Ne vous paraît-il pas simple et tout ordinaire,
Qu'un rossignol soit laid, honteux, lorsqu'au contraire
Le paon, ce mal-appris, porte un manteau doré,
Comme un diacre à Noël à côté du curé!
Alfred de Musset.

Pferd.

Das Pferd ist ohne Widerspruch und ohne Nebenbuhler das schönste der Tiere, die der Mensch zu den seinigen gemacht, indem er seine Existenz mit der ihrigen verknüpfte. Nicht umsonst liebt der Araber sein Roß mehr als sein Weib, und wenn der argentinische Gaucho die dichte Mähne seines parejero streichelt, ruft er aus: „Pues de Dios el caballo!" (Nächst Gott das Pferd.)

Als der Mensch zum erstenmal dem Pferde begegnete und es über die Steppen rennen sah, begleitet von einer Staubwolke, Mähne und Schweif im Winde fliegend, da hat er erstaunt still stehen müssen, voll Neid gegenüber diesem übersprudelnden Leben, dieser Kraft stählerner Muskeln, welche mit dem

Fluge des Adlers, mit den Sprüngen der Gemse den Raum besiegen. Unendlichen Neides voll hat er ausrufen müssen: „O, warum kann ich mich nicht auf den Rücken dieses Dämons setzen!“

Und eines Tages, als der Mensch das Pferd im Grase ruhend fand, sprang er ihm auf den Rücken und hielt sich stramm an der Mähne fest. Der edle Renner, von dieser Vertraulichkeit beleidigt, von diesem Schimpf gekränkt, erhob sich und schoß pfeilschnell, wie beflügelt, über die öde Steppe dahin; wiehernd und schweißbedeckt, versuchte er, den unverschämten Parasiten zu Boden zu schleudern.

Und Mensch und Tier wälzten sich auf der Erde in wildem Angriffs- und Verteidigungskampf. Der Mensch, das geniebegabte Tier, wollte den Renner zu seinem Eigentum machen, wollte an seinen zarten und gebrechlichen Körper jene Kraft fesseln, jenes Wunder von Gewandtheit, von Schnelligkeit und Eleganz. Genie und Kraft kämpften lange mit einander, krampfhaft, selbstmörderisch; aber das Genie siegte und machte die Kraft zu der ihren. Das erschöpfte, vom Schweiß entkräftete Pferd beugte sich dem Joch des Sattels und der Kandare und gab dem Menschen die Flügel seiner stählernen Schenkel; es ward anhänglich; es bot ihm seine weiche, glänzende Haut, die kriegerischen Laute seines lauten Gewiehers.

Der Mensch liebte das Pferd und das Pferd den Menschen, teilte mit ihm die Mühen langer Reisen, den Wettkampf des Laufes. Die beiden

schönsten Tiere unsers Planeten umarmten einander; ihre Glieder wuchsen gleichsam zusammen, sodaß sie wie ein einziges Geschöpf erschienen: ein treueres Paar, als es oftmals Mann und Weib zu bilden pflegen.

Die Karosse hat den Wagen besiegt, die Lokomotive die Karosse, und das Luftschiff wird die Lokomotive aus dem Felde schlagen; aber keine galvanische oder Dampfmaschine wird das Pferd ersetzen können, welches stets der schönste und edelste Träger des Menschen bleiben wird. Kein Wunder von Rädern, Kolben und Hebeln wird jenen Bau von elastischen Muskeln übertreffen, die unter einer Haut von Seide sich bewegen, stets bereit zum Lauf, zum Sprung und zum Tanze.

Das Pferd kann in allen Färbungen schön sein, aber am wenigsten gut steht ihm das Weiß, weil es eine kalte Farbe ist und mit dem Vulkanismus der Muskulatur nicht übereinstimmt. Ich meinerseits liebe das Pferd am meisten schwarz wie die Nacht; aber auch braun und fuchsrot hat es seine Schönheit.

Schon der Kopf des Pferdes ist ein Gedicht für sich; er ist ganz Nerv, ganz Leidenschaft. Anmutsvoll, elegant, mit kleinen beweglichen Ohren, mit großen, gutmütigen, feurigen Augen; weite Nasenlöcher, welche wie zwei Vulkane schnauben; ein Kopf, dessen Ausdruck weder wild, noch weichlich, noch stupid ist, sondern ganz Feuer und Klugheit, der zum Menschen wie zu seinesgleichen spricht und

ihn verständnisvoll anblickt; der wie der menschliche Kopf mit Haaren geschmückt ist, welche im Winde spielen; im Sturme der Schlacht flattern und sich streicheln lassen wie die weichen Flechten eines Weibes.

Dann der Hals, der sich stolz aufrichtet oder sich beugt und schmiegt in hundert verschiedenen Bewegungen; der kühn geschwungene Rücken, die Hüften, so schlank wie die des Weibes; der Schweif, der beim schnellen Laufe fliegt; die weder zu fleischigen, noch zu scharfeckigen Schenkel von Stahl; die Hufe, die auf dem Boden widerhallen, als wollte das Pferd sein Besitzrecht proklamieren. Alle diese Bewegungen, die den armen Zweifüßler beschämen, vom majestätischen Schritt bis zum lebhaften Trott, vom Fluge des Galopps bis zur Windsbraut der Karriere, worin Pferd, Mensch, Erde und Staub zu einem wahren Wirbelsturm werden, worin alle Elemente der Schöpfung durcheinander brausen; dann das freudige Wiehern, die Kapriolen, die Sprünge, welche das prächtige Schauspiel der graziösen Kraft, des eleganten Reichtums darbieten!

Gesegnet sei das Pferd, der schönste unsrer Diener und unsrer Gefährten; gesegnet der Gaucho, der da ausruft: „Pues de Dios el caballo!“

Die Mähne flattert um den Hals und Rücken,
Hoch wirft das Pferd den stolzen Kopf empor:
Im Laufe tönt der Huf, er scheint zu brennen,
Und Wiehern tönt durchs Feld im flücht'gen Rennen.

Tasso.

Du siehst das hochgemute Roß voll Feuer
Sich stolz erheben auf den schlanken Füßen
Und mit Gewieher kühn dem Winde trotzen.
Monti.

Agite, bon cheval, ta crinière fuyante;
Que l'air autour de nous se remplisse de voix;
Que j'entende craquer sous ta corne bruyante,
Le gravier des ruisseaux et les débris des bois!
Aux vapeurs de tes flancs mêle ta chaude haleine,
Aux éclairs de tes pieds ton écume et ton sang!
Cours, comme on voit, un aigle en effleurant la plaine
Fouetter l'herbe d'un vol sonore et frémissant!
Sully Prudhomme.

C'est un fort beau cheval; une large poitrine,
Des jambes de gazelle, et dans chaque narine
Une fauve lueur,
La queue échevelée, une crinière folle
Qui se déroule au vent comme une banderole
Sur le col en sueur;

Des yeux fiers, pleins de vie, ardents comme le braise,
Qu'on prendrait pour deux trous au mur d'une fournaise
Ou pour deux diamants,
Des yeux illuminés d'une lumière rouge
Comme un soleil dans l'eau, qui frissonne et qui bouge
A tous les mouvements;

Une croupe arrondie où des glands dorés pendent,
Et des souples jarrets dont les muscles se tendent
Comme des arcs d'acier;
Un ongle plus poli que le jaspe ou l'écaille.
Quel roi dans son haras eut jamais qui te vaille,
O mon noble coursier! Th. Gauthier.

Et toi, mon fier Sultan, à la crinière noire,
Coursier né des amours de la foudre et du vent,
Dont quelques poils de jais tigraient la blanche moire,
Dont le sabot mordait sur le sable mouvant,

Que fais-tu maintenant, cher berceur de mes rêves ?
Mon oreille aimait tant ton pas mélodieux,
Quand la bruyante mer dont nous suivions les grèves
Nous jetait sa fraîcheur et son écume aux yeux.

Tu rengorgeais si beau ton cou marbré de veines,
Quand celle que ma main sur ta croupe élançait
T'appelait par ton nom et retirant tes rênes,
Marquetait de baisers ton poil qui frémissait!

Lamartine.

J'aime à voir ce coursier qui, plus prompt que l'éclair,
Dans les champs effleuris part, court, vole et fend l'air;
Mais je n'aime pas moins le coursier intrépide.
Qui, réprimant l'essor de sa fougue rapide,
Sans avancer d'un pas, dévorant le chemin,
Monte et tombe en cadence, et bondit sous la main,
Et dont l'ardeur captive et toujours agissante
Présente à nos regards la force obéissante.

Delille.

Pfirsich.

Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, der rhetorisch und gesucht erscheinen könnte, der aber für mich nur ein poetisches Bild des Wahren bedeutet: Der Pfirsich ist eine neurotische Pflanze, eine der wenigen, die meinem alten Freunde Lombroso mit seiner Behauptung Recht geben würden, daß Genie und Wahnsinn zwei Brüder seien.

Der Pfirsichbaum ist wie viele geniale Menschen, nervenschwach, schmächtig und hundert Krankheiten unterworfen; bizarr in seinem Wachstum, gegen das

Beschneiden des Gärtners rebellisch; launenhaft in der Gestalt seines Stammes, seiner Zweige und Blätter, kurz in jeder seiner Erscheinungsformen. Dennoch kann der Pfirsichbaum zwischen einem Nervenanfall und einer Drohung mit Anämie schönere Blüten und erlesenere Früchte geben als irgend ein anderer Fruchtbaum. Selten einmal kommt es vor, daß er stark und robust ist und sich ausnahmsweise an ein Spalier nageln läßt; dann aber verliert er alle Individualität; er wird zur Maschine, die Pfirsiche fabriziert. Er gehört dem Obstzüchter, nicht dem Ästhetiker.

Wird er dagegen in seinen Bewegungen unbehindert gelassen, dann wächst er in der abenteuerlichsten Weise aus; kaum aber fühlt er die Liebkosung der ersten Sonnenstrahlen des April, so wird er zu einem Strauß von Rosen, welche alle Reize einer schamhaft errötenden Frauenwange besitzen: die glückliche Nebenbuhlerin der echten Rose.

Wenn die bacchantische Orgie dieses Rosenregens vorüber ist, dann fällt der Pfirsichbaum in die Melancholie zurück, die auch im Leben der Dichter und der großen Denker den Enthusiasmus ablöst; dann streckt er seine bitteren, giftigen Blätter vor, deren Duft so scharf und giftig ist wie ihr Saft, und langsam bereitet er Genuß für den Gaumen vor, wie er im Frühling einen solchen für die Augen darbot. Seine flaumigen Früchte, die anfangs wegen des mit den Blättern gleichförmigen Grüns kaum sichtbar sind, vergrößern sich, schwellen zu der

Rundheit der Vollreife an und werden voll eines köstlichen Saftes.

Der Pfirsich ist nach seiner Form und der Weichheit der Haut wie ein weiblicher Busen; nach der Farbe wie eine Mädchenwange, worin das Leben mit warmem Blute kreist. Solche Vergleiche läßt der reife Pfirsich zu, so schön ist er mit seiner flaumigen Schale, mit der sanften Verschmelzung des Grüns, das in Rot übergeht, welches seinerseits sich wieder in Weiß verliert, daß viele nervöse Leute keinen Pfirsich ohne Handschuhe anfassen und ihn nicht ungeschält an die Lippen bringen können, sonst überläuft sie eine Gänsehaut.

. . . über Berg und Thal, durch die Lüfte, durch Zweige
und Wellen
Klangen des Frühlings Melodien,
Und Pfirsiche und Äpfel blühten weiß und rot.

Carducci.

L'automne à l'homme son convive
Sert tour à tour les fruits du ciel
. . . .
La pêche de duvet se pluche.

Lamartine.

Que, blé qui monte, enfant qui joue, eau qui murmure,
Fleur rose où le semeur rêve une pêche mûre,
Que tout semble rire ou prier!

Victor Hugo.

Pêches qui ressemblez aux pudeurs de la joue.

Lamartine.

Platane.

Sie ist der Baum aristokratischer Würde par excellence, geschaffen, um die breiten Wege zu schmücken, die zu den Palästen der Reichen führen. Viel Ernst, viel Form, wenig Poesie. Ohne Duft weder in Blättern noch Zweigen. Und doch ist sie ein schöner Baum, von imponierendem Prunk, akademisch, ernst, mit der Physiognomie eines höfischen Zeremonienmeisters.

Der Stamm ist kahl, von fast indecenter Nacktheit, und anstatt sich mit dem keuschen Kleide einer Rinde zu bedecken, bietet sie flechtenartige Flecke dar und zerblättert sich in Schuppen, die sie abwirft. Sie beugt die Äste nicht zur Erde nieder, die sie zu berühren verschmäht; nur in der Höhe entfaltet sie ihre breiten Blätter, die mehr groß als schön sind, aber auch diese ansehnlich und majestätisch wie die Pflanze selbst, die sie nährt. Sie trägt weder Blumen, die man pflücken und in Sträuße winden könnte, noch Früchte, die irgend jemandem zur Speise dienen. Sie ist die Pflanze der Vorzimmer der Majestäten, zufrieden damit, unter ihrem Schatten an Seide, Tressen und Eitelkeit reiche Generale, Prinzen und andre Leute in vergoldeten Kutschen umherfahren zu sehen. Als gute Dienerin begleitet sie diese Leute bis an die Schwelle des Schlosses, aber nie tritt sie in den Blumen- oder Obstgarten ein, wo neben ihrem unfreundlichen Stamme und in ihrem hochmütigen Schatten zarte Blumen und saftige Gemüse nicht aufkommen würden.

Die Platanen sind disziplinierte Bäume, die stets den höheren Befehlen gehorchen. Außer den Fahrwegen der großen Herren dienen sie auch den Promenaden großer Städte, welche sie mit ihren großen Stämmen wie Grenadiere bewachen und es gestatten, daß unter ihrem Schatten schwere Lastwagen dahinfahren und das Volk sich tummele oder zu ihren Füßen ausruhe. Sie gehorchen der Thorwache, die ihnen befiehlt, wie ein Soldat, fest auf ihrem Posten zu stehen, Jahrhunderte durch, schweigsam, majestätisch und ernst.

. . . .

Und einsam zwischen zwei Platanenreihen
Nahm ich im Morgenrote meinen Weg.

. . . .

Herabgeweht vom frischen Morgenwinde,
Rauscht unter meinen Füßen welkes Laub,
Doch klagen nicht die fühllos starren Zweige
Um ihres grünen Sommerschmuckes Raub.

Sorglos, was ihm geraubt wird und gegeben,
Durchträumt der Baum die winterliche Zeit,
Bis im April sich seiner grünen Krone
Gewohnter Schmuck in alter Pracht erneut.

Zanella.

J'écarterai pour toi les rameaux du platane
Qui voile dans son bain la rêveuse sultane.

Victor Hugo.

Le bras d'un platane
Et le lierre épais
Couvrent la cabane
D'une ombre de paix.

Lamartine.

Primel.

Diese liebe bescheidene Blume teilt mit dem Veilchen das Vorrecht, zuerst von allen Töchtern der Flora zu erwachen, die der Frühling mit seinen Sonnenküssen hervorruft. Ja, die Primel erblüht, ihrem Namen getreu, sogar fast stets noch eher als das Veilchen.

Das Veilchen ist eine bereits gereifte Blume, die Primel wird es vielleicht morgen, wenn sie es nicht schon heute ist. Sie ist kein Mädchen mehr, aber auch noch nicht Frau. Sie wird an der Grenze des sterbenden Winters geboren, von dem sie noch die Blässe hat, und ihre stroherne, fast weiße Farbe ist von einer gewissen Kälte. Sie wächst furchtsam und fröstelnd auf und wagt kaum, sich wenige Linien über dem Boden zu erheben, fast als wäre sie bereit, sich wieder zu verkriechen, wenn ihr der Märzwind zu kalt wird.

Und doch wie reizend sind diese blassen Punkte am Wiesenrande; wie schön stimmen sie zu dem ersten schüchternen Frühlingsgrün; wie laden sie die Hand ein, sie zu liebkosen, den Dichter, sie zu begrüßen, die Biene, den ersten Nektar aus ihrem Kelche zu saugen!

Wenn die Primel mitten im Sommer blühte, unter der Fülle so vieler andern Blumen, die sie an Größe, Duft und Schönheit übertreffen, würde ihr kein Dichter einen Vers gewidmet, kein Liebender sie seiner Herzensgefährtin geweiht haben; aber sie

nennt sich Primula veris, und alle ersten Dinge sind besser als die zweiten und die letzten. Der Frühling schmückt sein Hochzeitsbett und seinen Honigmond mit Primeln und Veilchen, den würdigen Gefährten des mannbaren Jahres.

Wenn die Blumensprache psychologischen Wert besäße und nicht nur ein knabenhaftes Spiel wäre, so müßte die Primel die Hoffnung, geliebt zu werden, ausdrücken; die Veilchen müßten die ersten Handküsse bedeuten; aber von den Triumphen des Sieges spräche allein die Rose!

Ainsi, quand la fleur printanière
Dans les bois va s'épanouir,
Au premier souffle du zéphir
Elle sourit avec mystère;

Et sa tige fraîche et légère,
Sentant son calice s'ouvrir,
Jusque dans le sein de la terre
Frémit de joie et de désir.

Alfred de Musset.

J'irai, par les ravins couverts
De buis verts,
Cueillir, où je sais qu'il en pousse,
La primevère au collier d'or,
Pâle encor
Qui grelotte en son lit de mousse.

J. Soulary.

.... pale primroses,
That die unmarried ere they can behold
Bright Phœbus in this strength . . . .

Shakespeare.

.... purple all the ground with vernal flowers,
Bring the late primrose that forsaken dies.
Milton.

Ask me why I send you here
This firstling of the infant year;
Ask me why I send to you
This primrose all bepearl'd with dew;
I straight will whisper in your ears,
The sweets of love are wash'd with tears.

Ask me why this flower doth show
So yellow, green and sickly too;
Ask me why the stalk is weak,
And bending, yet it doth not break;
I must tell you, these discover
What doubts and fears are in a lover.
Carew.

Quelle.

Sei's, daß das Wasser klar und munter aus dem Felsen sprudelt, sei's, daß es langsam und murmelnd zwischen weichem Moos und Algen oder zwischen dem feuchten Küstensand dahinfließt: stets ist die Quelle eine der elementarsten, aber auch der schönsten Naturscenen, worin Wasser und Erde die Harmonie zweier ästhetischen Töne bilden.

Über der Quelle schwebt ein Hauch von Phantasie, der Kunst und Poesie zu hohen Leistungen inspirierte. Mythologie und Religion, jene beiden Zwillingsschwestern, haben sie zur Wiege der Najaden gemacht, haben ihr Kränze von Mythen und Sagen

gewunden. Die Natur schmückt die Quellen mit moosigen Kissen, mit den schönsten Farnkräutern und zartem Rasen; die Poesie weiht ihnen Lieder und Gesänge, die das Genie unsterblich machen.

Die Quelle ist das aus dem Geheimnis hervorsprudelnde Leben. Aus verborgenem Grunde wird sie genährt mit rastlos quillendem Wasser; oben rollt die Welle dahin in die Weite, als munterer Bach den durstigen Wanderer erquickend und seine Füße waschend, die Erde befruchtend und über Gras, Blumen und weiches Moos silberne Perlen sprühend.

Wenn der Mensch seinen Durst gestillt und die gütige Natur dafür gesegnet hat, sucht er an den Quellen ein anderes Wesen auf, mit dem er seinen Dank für die Wohlthaten der Natur vereinigen kann. Die Küsse der Verliebten, die Seufzer der Denker haben ihre Laute immer mit dem Quellengemurmel vermischt; der Wind trägt jene Harmonien der Natur fort und zerstreut sie in die Luft, jene Laute der Liebe, die die Liebe erwidert, des Gedankens, der auch aus einer geheimnisvollen Quelle hervorgeht: dem Gehirn, welches Zweifel und Hoffnung in sich bewegt.

Er kam an einen Ort, wo einer Quelle
 Lebend'ger Strahl aus einem Felsen sprang,
Und als ein starker Bach mit rascher Welle,
 Laut plätschernd, durch die grünen Wiesen drang.

Tasso (G.).

. . . und unterm Schleier dichter Zweige
Entsprang ein frischer Quell mit kühler Welle,
So rein, so hell und klar, daß bis zum Grunde
Die Blicke reichten. Poliziano.

Den halben Wiesengrund durchströmt die Quelle,
In alter Bäume Schatten rinnt die Flut;
Den Wandrer läd't die holde Murmelwelle
Zum Trinken ein, und daß er bei ihr ruht,
Und es beschützt ein Hügelchen die Stelle
Am linken Ufer vor der Mittagsglut.

Ariosto.

Das Wasser springt aus dem lebend'gen Stein,
Den überwölbt der Berg mit schönem Bogen,
Und Blumen sich an Blumen üppig reih'n,
Auf jeder Spur, die seine Flut gezogen.
Dem Quellenmund entspringt das Naß so rein,
Und Bäumen spenden Laub die frischen Wogen,
Wo jeder sich erquickt am reichen Tische
Und um die Wette wächst in Quellenfrische.

Poliziano.

Und aus den Wellen ließ mit feuchten Haaren
Auch sie die Nymphe tauchen, die da sitzt
Bewachend an der Quelle, welche plätschernd
Mit vollem Guß ins weite Becken strömt.

Vincenzo Monti.

Flèche d'eau du sommet dans le gouffre lancée,
La cascade en sifflant éblouit ma pensée;
Comme un lambeau de voile arraché par le vent,
Elle claque au rocher, rejaillit en pleuvant,
Et tombe en pétillant sur le granit qui fume
Comme un feu de bois vert que le pasteur allume.

Lamartine.

Une source tombant d'une grotte profonde
Sur les fleurs en rosée y distillait son onde,
Puis humectant du sol les velours diaprés
Allait un peu plus bas désaltérer les prés.

Lamartine.

Miroir du rossignol, la Source de cristal
Bruissante, reluit sur le sable natal!
Villiers de l'Isle-Adam.

Voyez dans son bassin l'eau d'une source vive
S'arrondir comme un lac sous son étroite rive,
Bleue et claire, à l'abri du vent qui va courir,
Et du rayon brûlant qui pourrait la tarir.
Lamartine.

Une cascade tombe au pied de la maison,
Et le long d'une roche, en nappe blanche et fine,
Y joue avec le vent, dont un souffle l'incline;
Y joue avec le jour, dont le rayon changeant
Semble s'y dérouler dans ses réseaux d'argent,
Et par des rocs aigus dans sa chute brisée,
Aux feuilles du jardin se suspend en rosée,
Légère, elle n'a pas ce bruit tonnant et sourd
Qu'en se précipitant roule un torrent plus lourd:
Elle n'a qu'une plainte intermittente et douce,
Selon qu'elle rencontre ou la pierre ou la mousse,
Que le vent faible ou fort la fouette à ses parois;
Lui prête ou lui retire ou lui rend plus de voix;
Dans les sons inégaux que son onde module
Chaque soupir de l'âme en note s'articule;
Harpe toujours tendue, où le vent et les eaux
Rendent dans leurs accords des chants toujours nouveaux
Et qui semble la nuit, en ces notes étranges,
L'air sonore des cieux froissé du vol des anges.
Lamartine.

As when one parent spring supplies
Two streams which from one fountain rise,
Together join'd in vain;
How soon, diverging from their source,
Each, murmuring, seeks another course,
Till mingled in the main! Byron.

Regenbogen.

Wenn nach einem Gewitter drohende Wolken und Sonnenstrahlen einen Kampf zu führen scheinen, der mit dem Triumph des Lichtes endet, dann erhebt sich am Himmel ein Bogen von wunderbarer Schönheit, der uns überrascht und sprachlos macht, der uns wie ein Gedicht, eine Legende, wie ein Aberglaube erscheint. Dieser Bogen, der die sieben Grundfarben in sanften Übergängen in sich vereinigt, ohne daß eine die andre beeinträchtigte, ist wie ein Friedensbote, der Himmel und Erde versöhnt.

Bei den Griechen war Iris ein lebendes Wesen, eine Botin Junos, und noch heute glaubt man in Deutschland hie und da, daß zu Füßen dieses Bogens ein goldener Schlüssel oder ein Schatz verborgen sei, und daß sich ein Stück Eisen, an diesen Ort gebracht, in Gold verwandle.

In der Ukraine wird der Regenbogen für den Weg gehalten, auf dem die Engel herniedersteigen, um in einem Netze Wasser zu schöpfen, das sich in Regen verwandelt.

In Grönland ist der Regenbogen die Straße, welche zur Wohnung der Abgeschiedenen führt; wo er die Pflanzen berührt, werden sie duftend. Bei den Samojeden dagegen ist er der gestickte Saum des Kleides Gottes; bei den Karaïben der Federbusch des Gottes Julmen; bei den Esthen die Sense des Donners, welche die bösen Geister in die Flucht schlägt und verfolgt, während er bei den Eingeborenen

von Missouri ein sehr bescheidenes Ding vorstellt, nämlich einfach die Wasserhaube des Regens.

Kein Mensch hat jemals den Regenbogen betrachtet, ohne ihn zu bewundern, und kein Volk hat ihn jemals bewundert, ohne eine Fabel oder irgend einen phantastischen Gedanken an seine Erscheinung zu knüpfen.

Wie auf Gewölk, das leicht das Blau umzieht,
Man zwei gleichfarb'ge, gleichgespannte Bogen,
Wenn Juno ihrer Magd befiehlt, ersieht,
Erzeugt vom innern der, der ihn umzogen —
Der Rede jener gleich, die Liebesglut,
Wie Sonnenglut die Dünste, weggesogen —
Die Bogen, die nach allgemeiner Flut
Der Herr dem Noah zeigte, zum Beweise
Des Bunds, durch den die Erde sicher ruht.

Dante (Str.).

Schön ist das Kleid der Schöpfung, unendlich
Glorreich die Iris unsern Blicken;
Doch unterm Horizont verbirgt sich die Sonne,
Die ihn erschuf mit ihrem Strahl. Das Herz fühlt's,
Der Gedanke faßt es nicht.

Zanella.

. . . . O, wie schön
Zu sehn den buntgemalten Regenbogen,
Der herrlich strahlt in dem geklärten Himmel
In stillem Licht. Mit trunkner Freude sah ich
So manchesmal den Bogen wundervoll,
Des heilgen Bundes Zeichen, und mir schien er
Geheimnisreich, wie eine Engelsharfe
Von sieben Harmonien, auf der die Schöpfung
Ein reines Danklied spielt dem Ewigen.

Regaldi.

L'écharpe aux septs couleurs que l'orage en la nue
Laisse, comme un trophée, au soleil triomphant.

Victor Hugo.

L'arc-en-ciel ! l'arc-en-ciel ! Regarde. —
Comme il s'arrondit pur dans l'air,
Quel trésor le Dieu bon nous garde
Après le tonnerre et l'éclair !
Que de fois sphères éternelles
Mon âme a demandé ses ailes,
Implorant quelque Ithuriel,
Hélas, pour savoir à quel monde
Mène cette courbe profonde,
Arche immense d'un pont du ciel !

Victor Hugo.

Vois-tu là haut dans la vallée
Où le jour glisse pas à pas,
Où la neige en tapis roulée,
Se fane, fume et ne fond pas;
Vois-tu l'arc-en-ciel dans sa couche
Frémir au rayon qui le touche,
Comme un serpent dans son sommeil,
Qui sur ses milles écailles peintes
Reflète à l'œil les triples teintes
De l'eau, de l'air, et du soleil?
C'est le nid où sur la montagne
Ce serpent du ciel vient muer.
A mesure que le jour gagne,
Vois ses écailles remuer!
Vois comme en changeant spirale
Il noue, il concentre, il étale
Ses tronçons d'orange et de bleu !
Regarde ! le voilà qui lève
Au brouillard son cou comme un glaive.
Et lui vibre son dard de feu.

Lamartine.

.... un pâle arc-en-ciel y trempe ses couleurs
Et flotte quelque temps sur cette onde en fumée,
Comme sur un nom mort un peu de renommée!...
Lamartine.

La tempête à mes chants suspend son vol fatal;
L'arc-en-ciel pour mes pieds, qu'un or fluide arrose,
Comme un pont de nacre se pose
Sur les cascades de cristal. Victor Hugo.

Et sur l'horizon gris la lune est large et pâle,
Et l'arc-en-ciel des nuits teint d'un reflet d'opale
Le nuage aux franges d'argent.
Victor Hugo.

Reif.

Der Reif ist eine der wenigen Schönheiten des Winters, umsomehr, als er nur wenige Augenblicke oder wenige Stunden dauert.

Wer die gute Eigenschaft besitzt, selbst in den kältesten Monaten des Jahres früh aufzustehen und sich mit der Morgenröte zu befreunden, kann an einem heitern Tage den Silberstaub bewundern, mit dem die Nacht alles überstreut hat. Der Reif ist wie krystallisiertes, gleichsam gläsernes Silber, das bei den ersten Sonnenstrahlen im reizendsten, mannigfachsten reinen Weiß erschimmert.

Für wenige Stunden bedeckt der Reif all die tristen, dunkeln, gewöhnlichen Farben des Gesteins, der pflanzenkahlen Erde, verbirgt die Blöße der Zweige, der verwitterten Dächer, der aschgrauen

Straßen und Wege. Es ist ein schimmerndes Silberkleid, welches die Natur zu unserer Augen Wonne über all die Nacktheit der Winteröde ausbreitet. Die großen und kleinen Skelette der Toten des Winters scheinen sich für einen Augenblick zu beleben und zu lächeln in dem posthumen Strahle des Lebens, und der große Kirchhof der Natur scheint sich in einen Festsaal voll bräutlicher Gewänder zu verwandeln. Das verkümmertste, mumifizierte Blättchen wird unter dem Reif zu einem silbernen Stern; die Strohhalme, die Stengel toter Kräuter, die Kadaver der Insekten, selbst die Lumpenfasern menschlicher Kleider verwandeln sich in brüsseler Spitzen, in orientalisches Filigran, in Geschmeide, Kameen und Diamanten.

Ein starker, dichter Reif ist ein Fest, das die Natur dem Silber giebt, und in dem glitzernden Weiß der Erde, der Häuser und Bäume glaubt man einen muntern, lustigen Alten zu sehen, der im Schmuck seiner Silberhaare lächelt.

Bis daß Aurora den gefrornen Reif
Von goldnen Rädern auf die Erde sprühte.

Ariosto.

Wie wenn im Sommer vor der Sonne Macht
Gesenkten Kopfs die Rose schmachtend bebt,
Doch blühend sich erhebt in voller Pracht,
Wenn sie des Morgens feuchter Reif belebt.

Bartolomeo Sestini.

Anx vitres, où le vent par la fêlure glisse,
Le givre, en burinant son étrange caprice,
A déjà fait saillir
Un souple arabesque où se tord en spirale
Le feuillage irisé d'une flore idéale
Prête à s'épanouir.

La fenêtre est étroite et jamais ne s'éclaire
Au rayon matinal de la clarté solaire.
Du sol jusqu'au plafond,
Sur les jaunes parois, la sueur de novembre
Semble un long chapelet formé de perles d'ambre
Qui s'égrène et qui fond.

Henri Murger.

O le clair matin, la belle gelée!
Un soleil d'argent sur la plaine blanche
Verse une clarté frileuse et voilée:
On sonne la messe à toute volée:
O la bonne bise, ô le beau dimanche!

Sur les arbres morts aux ramures nues
En fins diamants resplendit le givre.
L'azur froid scintille à travers les nues,
Voilà mes gaîtés soudain revenues,
Mon sang se réveille et je me sens vivre.

Ch. Grandmougin.

Reiher.

Unter diesem Stichwort fasse ich zusammen: den Kranich, den Storch und all die andern Vögel mit langen Beinen, langem Hals und langem Schnabel, die meistens Grundwasser und Sümpfe bewohnen,

Schilf und Gesträuch, Wasserlilien und morastige Gründe beherrschend. Das ist eine Klassifikation, die kein Zoologe gut heißen würde, die aber den Anforderungen der Ästhetik genügt.

Die Schönheit des Reihers gehört der Welt des Grotesken an, und sie ist um so deutlicher, je ausgesprochener die Länge aller Extremitäten ist, die sich in spitzen Winkeln um den Körper gruppieren. Die Beine sind ohne Fleisch und scheinen mehr Stelzen als Gliedmaßen; der skelettartige Körper hat etwas Mumienhaftes; die spitzen Flügel scheinen die Luft zu zerstechen, und der schmächtige Hals muß sich biegen und schmiegen, um das eigene Gewicht zu tragen. Auf den nackten Hals ist ein Kopf mit kleinem, oftmals kahlem Schädel gesetzt, der zu nichts anderm bestimmt zu sein scheint, als den langen Schnabel zu tragen. Zwischen diesem Schnabel und dem kleinen Kopfe stehen zwei gläserne Augen, welche diese ganze Karikatur erstaunt und blöde zu betrachten scheinen.

Nicht weniger komisch als die Formen sind die Bewegungen. Wenn der Reiher schreitet, sieht er aus wie ein Zirkel, der sich mit rhythmischer Monotonie öffnet und schließt; wenn er niederkauert, knickt er im Winkel zusammen, wie ein Instrument, das man in ein Futteral stecken will, und schläft das Tier, so zieht es — der Gipfel der Lächerlichkeit, — ein Bein in die Höhe und bleibt regungslos auf dem andern stehen, wie ein großes, im Glaskasten eines Käfersammlers aufgespießtes Insekt.

Mit jeder Bewegung der Flügel, der Beine und des Halses scheint der Reiher zu sagen: „Lachst du noch nicht? Betrachte mich genau — —“ Ja, dies groteske Bild reicht oft bis ans Erhabene, denn mehr als einmal habe ich diese Stelzfüße die Apotheose des traurigen Ritters von der Mancha und des Mephistopheles darstellen sehen.

Hoch oben fliegt
Ein Zug von Kranichen, die heimwärts kehren
Zum lieben Neste in den warmen Ländern:
Für diesen Schwarm von Rudrern in den Lüften
Giebt's keine Unterweisung, die sie lehrte,
Durch welch Gebirg und Meer man kann gelangen
Zur trauten Wohnung. Einer nur, der weiser
Als sie, der legte ihnen in die Flügel
Den ahnungsvollen Trieb zum Heimatlande.
Aleardi.

. . . . eine Wonne war's,
Die blonden wirren Haare zu durchwühlen,
Die weicher waren als die Reiherfeder.
Mamiani.

Comme au jour du départ on voit parmi les nues
Tournoyer et crier une troupe de grues,
Mes rêves palpitants, prêts à prendre leur vol,
Tournoyaient les airs et dédaignaient le sol.
Th. Gauthier.

Un jour sur ses longs pieds, allant je ne sais où,
Le héron au long bec emmanché d'un long cou.
La Fontaine.

C'est un marais dont l'eau dormante
Croupit, couverte d'une mante
Par les nénuphars et les joncs.
. . . .
. . . .
Souvent, du haut des sombres nues
Pluviers, vanneaux, courlis et grues
Y tombent, d'un long vol lassés.
. . . .
. . . .
Et le héron aux jambes grêles,
Lustrant la plume de ses ailes,
Y traîne sa vie à l'écart.

Th. Gauthier.

Deathlike the silence seemed, and unbroken, save by the erons
Home to their roosts in the cedar-trees returning at sunset,
Or by the owl, as he greeted the moon with demoniac laughter.

Longfellow.

Rind.

Wer dürfte es wagen, die Schönheit des Rinds zu beschreiben, nachdem Carducci in seinem Sonett es mit 14 Versen besser geschildert hat, als die Maler der niederländischen Schule, besser als Rosa Bonheur?

Wenn ich den Versen unsers größten lebenden Dichters, die ich weiter unten anführen werde, einige Worte hinzufüge, so geschieht es, um dem Rinde

seinen Ehrenplatz in der ästhetischen Welt anzuweisen.

Gegen dieses gute Tier ist der Mensch ungerecht gewesen und hat seinen Namen zum Synonym alles Mangelhaften gemacht; Maskulinum, Femininum und Neutrum müssen dafür herhalten. Aber das gute Rind würde, wenn es in unsern Wörterbüchern zu lesen verstünde, nicht dadurch beleidigt sein. Es ist zu gutmütig dazu, ja, es ist der Typus der Gutmütigkeit. Es giebt uns mit seinem Fleische die beste Speise, mit seiner Milch den köstlichsten Trank. Die ganze Kraft seiner Muskeln stellt es uns zur Verfügung. In manchen Ländern hat es sogar zu tanzen und galoppieren gelernt und vertritt die Stelle des Pferdes. Doch nicht von seinen Vorzügen will ich reden, sondern von seinen Schönheiten, deren denn auch nicht wenige sind.

Das Rind ist der olympische Jupiter der Tierwelt, ein Fleischblock, den ein Michelangelo bearbeitete, um daraus ein Bild der geduldigen, heiteren, langmütigen Güte zu machen. Seine Glieder sind schwer, sein Kopf ist cyklopisch, seine Augen ruhig, fast menschlich. Es schreitet langsam, gähnt langsam, weidet das Gras, wiederkäuend, und legt sich nieder: alles ohne die geringste Beeilung, als hätte es Jahrhunderte zu leben. Keine nervöse Bewegung', keine launenhafte Muskelanstrengung; selbst die Bewegung des Schweifes ist, wenn er die Fliegen abwehrt, niemals ungeduldig oder zornig. Es zieht den Pflug mit der Würde eines Konsuls, der zum Kapitol

hinaufschreitet, und da ihm die Grazie versagt ist, wechselt es nie den Ausdruck, wodurch es stets seine Würde bewahrt.

Alles dies trifft zu, solange der Bos taurus nicht das Recht hat, zu lieben; wenn er jedoch im Vollbesitze seiner ganzen Energie ist, wenn er mit einem Worte ein Stier ist, dann bewaffnet sich seine Stärke mit Mut und Feuer; dann sieht man ihn springen, schnauben, Flammen aus blutunterlaufenen Augen sprühen, und er erinnert sich, daß seine Stirn mit zwei bedrohlichen Hörnern ausgerüstet ist. Dann schlägt er kräftig mit dem zur Geißel gewordenen Schweife die Flanken, und seine Haut bedeckt sich mit Schweiß. Der Kopf hebt und senkt sich und bestürmt den Feind wie ein Katapult oder schleudert ihn in die Luft und weidet Tiere und Menschen aus. Dann ist der Bos taurus am schönsten, und wenige Maler, die den ruhigen Stier der Wiese und des Feldes verewigt haben, werden das pochende Leben in all diesen Muskeln darstellen können, die bereit sind zum Kampf der Verteidigung und der Liebe, dieses Tournier der Augen, Hörner, Glieder und dampfenden Nüstern, die alle nach dem Siege streben.

Des Abends seh' ich heimwärts ziehn die Rinder
Von den Gefilden und den Ackerhügeln.

Petrarca.

Ich sah das Rind sich mühen zwischen Schollen,
Und träg' und langsam mit Beschwerde lösen
Die mächt'gen Glieder. Monti.

Dich lieb' ich, frommes Rind; du füllst so milde
Mit deiner Kraft und Ruhe mein Gemüt;
Wie feierlich, gleich einem Erzgebilde,
Blickst du ins Feld, das frei und fruchtbar blüht.
Du beugst dich unterm Joch auf dem Gefilde,
Beim Werk des Menschen hülfereich bemüht.
Er treibt dich an mit Schlägen; doch voll Milde
Dein Auge ruhig in das seine sieht.
Den breiten Nüstern, jenen schwarzen Flügeln,
Entdampft dein Atem, und mit frohen Tönen
Dein Brüllen sich in heitre Luft verliert,
Und deine ernsten grünen Augen spiegeln,
Indem sich Streng' und Sanftmut drin versöhnen,
Die Wiesen wieder, mit dem Grün geziert.

Carducci.

Nicht anders tobt der Stier durch Feld und Gründe,
Wenn Eifersucht ihn reizt mit scharfem Sporn;
Entsetzlich schallt sein Brüllen durch die Schlünde
Und weckt ihm selbst die Rachsucht und den Zorn.
Mit leeren Stößen ladet er die Winde
Zu Kämpfen ein und wetzt am Stein sein Horn;
Wühlt in dem Sand und fordert aus der Weite
Den Nebenbuhler auf zum wilden Streite.

Tasso. (G.)

....les hommes râvis lièrent
Au timon les bœufs accouplés;
Et les coteaux multiplièrent
Les grands peuples comme les blés.

Lamartine.

Par instants de l'herbe immobile
Un bœuf se détache et profile
Ses cornes sur le ciel lointain.

Gabriel Vicaire.

Rose.

Linnée, der gelehrteste und poesievollste aller Botaniker, welche waren, sind und sein werden, kam zu kurz, als er die Rose zu taufen hatte. Er durfte ihr nicht den Namen der „Duftenden“ beilegen, weil andere ebenso reich an Wohlgeruch sind, sondern er hätte sie **Rosa mystica** nennen sollen. Diesen Irrtum machten indessen die heiligen Lithurgien glänzend wieder gut, indem sie die Jungfrau Maria **Rosa mystica** nannten, und ebenso verfahren alle Dichter der Welt in ihren Liebesliedern, die der unvergleichlichen Königin der Blumen geweiht sind.

Die Rose ist in der That die mystischte der Blumen, weil sie mit jungfräulicher Scham, aber in treuer Bildlichkeit an die verborgensten Schönheiten des Weibes, an die glühendsten Geheimnisse der Liebe erinnert; weil in ihren Tinten, in ihrem unübertrefflichen Kolorit, in dem zarten, feinen Bau ihrer Blütenblätter das Fleisch zur Blume geworden ist. Es ist die menschliche Haut in ihrer ganzen Weichheit, ihrer Wärme, mit all den geheimnisvollen Reizen des Weißen, welches unter den Liebkosungen der Begierde errötet, des Roten, welches vor Wonnesehnsucht erbleicht.

Endlich ist die Rose in dem schnellen Verlauf ihres flüchtigen Lebens die mystische Blume der Liebe. Eine knospende Jungfrau, die als herbe Jugendknospe kaum den rötlichen Saum ihres keuschen Kleides zu heben wagt. Später aber wird sie zur

Liebesflamme, die mit ihrer duftberauschenden Krone lodert und brennt. Zuletzt ist sie die von der Feuersbrunst der Leidenschaft verzehrte Blume, die der Erde die Asche einer Liebe giebt, welche war. Um aber das Bild noch vollständiger zu machen, fehlen auch — die Dornen nicht.

Gleichwie es in der Welt der schönen Frauen nicht zwei giebt, die einander gleichen, so giebt es auch in einem Rosengarten, wenigstens auf demselben Strauch, nicht zwei Blüten, welche dieselben Schönheiten wiederholten.

Da ist die weiße Rose, so fein, so durchsichtig daß man aus deren Blättern der geliebten Frau ein Gewand machen möchte.

Dann giebt es Rosen, die wie aus Luft, aus dem ersten Schimmer der Morgenröte gewebt erscheinen, wo das Weiß leicht errötet, wie unter dem Hauch eines Seufzers, wo das zarte Fleisch von roten Äderchen durchzogen ist, genau wie die göttliche Haut einer schönen Britin.

Da sind die roten Rosen, die uns den ganzen wollüstigen Farbenzauber des pochenden Lebens zeigen, des Lebens, das sich in den Flammen des Genusses verzehrt, das sich entzündet an allen Empfindungen des zärtlichen Herzens. Unser armer, dürftiger Wortschatz besitzt nur einige Dutzend Ausdrücke, um den Wunsch, das Zagen, die Trauer, die Stürme und Widersprüche der Leidenschaften zu bezeichnen. Die Rose dagegen hat tausend, hunderttausend; unser Auge vertieft sich in den mystischen

Blumenkelch und, von Blatt zu Blatt schweifend, verfolgt es, ohne Worte nöthig zu haben, in den mysteriösen Irrwegen des Kolorits alle Stadien des Schmerzes, der Wollust, der Furcht und Zärtlichkeit, durch die die Liebe vom Wunsch zum Siege, von der Hoffnung zum höchsten Genuß hindurchdringt. Unter den Blumen redet allein die Rose, unter den menschlichen Künsten allein die Musik, die Sprache des Herzens.

Aus all diesen Gründen ist die Rose die Blume der Blumen, die menschlichste Blume, der Ruhm des Pflanzenreichs. Keine andere macht ihr den Vorrang streitig; kein Dichter, so feurig und phantasiebegabt er auch sei, vermöchte all ihre geheimnisvollen Schönheiten zu besingen. Wenn er auch die hundert Blütenblätter der Rose in ebenso viele Verse verwandelte, so würden diese doch immer unter jenen stehen. Denn das Wort ist ein zu derbes Instrument, ein zu rauhes Werkzeug, um uns die himmlischen Melodien des Rosenfarbenspiels wiederzugeben, wenn Rot mit Weiß, Weiß mit Rot, Rot mit Purpur wechseln. Das zur Blume gewordene menschliche Fleisch bewundert man, aber man beschreibt es nicht; man genießt es mit den Sinnen, aber man besingt es nicht.

Diesem Fleisch hat die Natur auch einen Duft verliehen, der seiner würdig ist und dem kein anderer auch nur im entferntesten gleich kommt. Die Blüte der Mairose ist das entzückende Ideal der Farben, und ihr Duft das Ideal der Düfte; so wie die

Wollust der höchste, unübertreffliche Gipfel der Lust ist.

Die Wollust kennt keine Formeln, keine Schranken, besiegt die Worte und trägt das Leben bis an die Grenzen des Todes. So auch der Rosenduft, der uns zu den äußersten Grenzen des Sinnlichen erhebt, der sich in das universale Bewußtsein des Kosmos ergießt und verliert. Eine so schöne, eine so weibliche Blume wie die Rose kann gar keinen andern Duft haben als diesen.

. . . . denn Lilie und Veilchen,
Kurz, alle Blumen weichen doch der Rose.

Poliziano.

Wie in des Morgens frischem Silberregen
Sich die entfärbte Rose neu verschönt.

Tasso.

Doch noch weit lieblicher und schöner wagt
Die Rose ihren Schoß dem Licht zu öffnen:
Die eine hier noch grün im Knospenkleide,
Die andere dort im Schmuck des Blumenkörbchens,
Und diese hier, die kürzlich noch voll Feuer,
Sinkt und bestreut das Gras mit Blütenblättern.

Poliziano.

O, siehe, sang er, wie die zarte Rose
Jungfräulich dort der grünen Knosp' entsteigt;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt!
Jetzt öffnet sie dem buhlenden Gekose
Des Zephirs sich — sieh! wie ihr Haupt sich neigt!
War diese dort noch kaum zuvor das Sehnen
Von tausend Liebenden und tausend Schönen.

Tasso. (G.)

.... schmachtend wie die Rose,
Die nicht zu ihrer Zeit gepflückte,
So daß im Heckenschatten sie verbleicht.

Ariosto.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose,
Die einsam in des Gartens sichrer Hut,
Am Mutterstrauch, umhegt vom zarten Moose,
Von Heerd' und Hirten unbetastet ruht.
Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
Die tau'nde Morgenröt' und Erd und Flut;
Der holde Jüngling, die verliebte Dirne
Begehren sie zum Schmuck für Brust und Stirne.

Doch kaum vom grünen Zweig, dem sie entblühte,
Kaum abgetrennt vom mütterlichen Stiel,
Verliert sie Anmut, Schönheit, was die Güte
Des Himmels gab, was Menschen wohlgefiel.
Ein Mädchen, das die unschätzbare Blüte,
Mehr wert als Aug' und Leben, giebt zum Spiel.
Für Einen hin, wird bei den andern allen,
Die sie vorhin geliebt, im Preise fallen.

Ariosto. (G.)

... Denn aus den Dornen noch entsprießen Rosen,
Und schlechtem Kraut die reine Lilie. Ariosto.

O, ihr Mädchen, weg Lotos und Narzissen,
Denn sie liebt ja nicht jene Parzenblumen;
Immortellen bringt, Rosen, und den Lorbeer
Mischet mit Lilien. Monti.

Mit Sehnsucht sah ich an die frischen Rosen,
Die meinem Herzen bringen Seligkeiten,
Die alle Dinge rings mit Düften kosen
Und Purpurpracht und Liebesglut verbreiten.

Regaldi.

La tombe dit à la rose:
— Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleur des amours? —
La rose dit à la tombe:
— Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours? —

La rose dit: — Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel. —
La tombe dit: — Fleur plaintive,
De chaque âme qui m'arrive
Je fais un ange du ciel. —

Victor Hugo.

J'ai vu la vie en fleurs sur mon front s'élever
Pleine de douces choses,
Mais quoi! me crois-tu donc assez fou pour rêver
L'éternité des roses? Victor Hugo.

Le cœur ne choisit pas son jour
Et l'amour
Dresse en toute saison son piège,
C'est une rose de Noël
Que le ciel
Fait fleurir même sous la neige.

J. Soulary.

SUR DES ROSES SOUS LA NEIGE.

Pourquoi Seigneur, fais-tu fleurir ces pâles roses,
Quand déjà tout frissonne ou meurt dans nos climats?
Hélas! six mois plus tôt que n'étiez-vous écloses?
Pauvres fleurs, fermez-vous! voilà les blancs frimas!

Mais non, refleurissez! Le bonheur et les larmes
Dans nos cœurs (Dieu le veut) se rejoignent ainsi,
Si près de ces glaçons, ces fleurs ont plus de charmes;
Et si près de ces fleurs, l'hiver est plus transi.

Lamartine.

Tendre fruit des pleurs de l'Aurore,
Objets des baisers du zéphyr,
Reine de l'empire de Flore,
Hâte-toi de t'épanouir.

Que dis-je, hélas! diffère encore,
Diffère un moment de t'ouvrir:
L'instant qui doit te faire éclore
Est celui qui doit te flétrir!

Thémire est une fleur nouvelle
Qui subira la même loi,
Rose, tu dois briller comme elle;
Elle doit passer comme toi.

Gentil Bernard.

Mais elle était du monde où les plus belles choses
Ont le pire destin;
Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin. Malherbe.

.... la rose au Bengale
Pour être sans épine est aussi sans parfum.

Victor Hugo.

Soulève ta paupière close
Qu'effleure un songe virginal;
Je suis le spectre d'une rose
Que tu portais hier au bal.

Tu me pris encore emperlée
Des pleurs d'argent de l'arrosoir,
Et parmi la fête étoilée
Tu me promenas tout le soir.

. . . .

Mon destin fut digne d'envie:
Pour avoir un trépas si beau,
Plus d'un aurait donné sa vie,
Car j'ai ta gorge pour tombeau,

Et sur l'albâtre où je repose
Un poëte avec un baiser
Écrivit: Ci-git une rose
Que tous les rois vont jalouser.

Gauthier.

.... la nuit, sur la pelouse,
Balance le zéphyr dans son voile odorant.
Le rose vierge encor, se referme jalouse
Sur le frelon nacré qu'elle énivre en mourant.

Alfred de Musset.

Rosen! Rosen! Himmelsboten,
Aus dem einst verlornen Eden,
So die weißen, wie die roten —
Ihr entzücket mich und jeden.

Eure duft'gen Kelche sprechen
Von den Rätseln tiefer Triebe,
Eure feinen Dornen stechen —
Denn mit Leid gepaart ist Liebe.

Eure süßen Düfte wecken
Sehnsuchtsvolles Liebeswehen.
Muß mit Küssen euch bedecken,
Küsse müßt ihr wohl verstehen.

Nahida Sturmhöffel.

As some young rose, whose blossoms scents the air,
Languid in death, expires beneath the share.

Byron.

THE LAST ROSE OF SUMMER.

'T is the last rose of summer
Left blooming alone;
All her lovely companions
Are faded and gone;
No flower of her kindred,
No rosebud is nigh,
To reflect back her blushes,
To give sigh for sigh.

I'll not leave thee, thou lone one,
To pine on the stem;
Since the lovely are sleeping
Go sleep thou with them.
Thus kindly I scatter
Thy leaves o'er the bed,
Where thy mates of the garden
Lie scentless and dead.

So soon, may I follow
When friendship decay,
And from love's shining circle
The gems drop away!
When true hearts lie wither'd,
And fond ones are flown,
Oh! who would inhabit
This bleak world alone? Moore.

Schatten — Nacht.

Der Schatten ist das Abbild der Gestalt, und als solches hat er das Verführerische eines geheimnisvollen Begleiters, der uns in einer uns verwandten Sprache, die eben nicht die unsre ist, antwortet.

Nicht umsonst schuf die Sage den „Peter Schlemiehl", das Martyrium eines Menschen, der seinen eigenen Schatten verloren, und wenn die Gesetze der Optik in einem Zuge verletzt und den Scenen der Natur wie den Bildern der Kunst die Schatten genommen wären, würden wir nicht mehr unsern

Sinnen trauen, und alle Dinge erschienen uns wie außer Raum und Zeit.

In den Meereswogen, im Labyrinth des Waldes, in der gedrängten Menge der Lebewesen entsprechen die Schatten den Lichtern, und die Dinge senden einander durch sie den Gruß der Verbrüderung, welche alle Dinge auf unserm Planeten mit einander verbindet.

Auch wenn Berge und Hügel, Wälder und Fluren, Tiere und Pflanzen sich nicht bewegen, so folgen doch ihre Schatten dem Kreislauf der Sonne und geben uns vom Morgen bis zum Abend das Schauspiel einer Verwandlung in Zwerge, in Riesen und Karikaturen. Der Künstler muß diese ganze phantastische Welt der Schatten studieren und sie zu der seinigen machen. Denn ob er nun Pinsel oder Feder gebrauche, so muß er in seinen Bildern oder auf den Seiten seiner Bücher uns die Schönheit der Schatten wiedergeben und sie mit den Dingen übereinstimmend machen. Es giebt sowohl in der Natur wie in der Kunst Schatten, die schöner sind als die Dinge selbst; es giebt Schatten von solcher Beredsamkeit, daß sie wie die von den Geschöpfen losgelöste Seele erscheinen, die man nicht berühren, sondern nur lange betrachten kann, und die uns mit ernsten Gedanken erfüllt.

Auch unter den Schatten herrscht gleichsam eine geistige Hierarchie; die Halbschatten haben wieder noch schwächere Schatten, die gleichsam mit dem Horizont verschmelzen, der sie verschlingt. Die

Sonnenschatten sind anders als die des Mondes, wieder anders die der Sterne. Nebel, Wolken, Blätter und Schleier ändern Gestalt und Charakter der Schatten in unendlicher Mannigfaltigkeit.

Schatten sind Dämmerung, und um so schöner sind sie, je unbestimmter ihre Umrisse sind, je weniger sie die Dinge photographieren, sondern uns durch sozusagen künstlerische Wiedergaben mehr erraten lassen, als sie sagen. Der Mittag zerstreut die Schatten, der Abend verlängert sie zu Phantasmen, die klare Nacht aber ist ihre fruchtbare Mutter, ihre Lieblingsfreundin.

Die absolute Dunkelheit ist das Nichts, welches nicht schön sein kann; die Nacht jedoch hat Schatten, die nicht nur unser Auge nach den Mühen des Tages beruhigen, sondern es auch mit tausend Phantasmen von Dingen unterhalten, welche zu Schatten werden, und von Schatten, welche die Substanz von Dingen annehmen, als ob das Menschliche und das Göttliche, das Natürliche und Übernatürliche in geheimnisvollem Zwiegespräch an demselben Orte zusammenkämen.

Die Nacht hat, auch wenn sie mond- und sternlos ist, Tausende von schattenhaften Schönheiten, die selbst der Wilde ahnt, und die der Dichter in sich aufnimmt wie den Nachttau, der den dürstenden Strauch erquickt. Der Wilde fürchtet die Schatten der Nacht und bevölkert sie mit Gespenstern und Dämonen; aber auch wir fühlen in der Nacht ein geheimes Grauen, welches die dunkeln Dinge ver-

schönern kann, sie uns aber zugleich mit einer gewissen Ehrfurcht betrachten läßt. Die Farbe erstirbt in der Stille der Nacht, die Grazie des Kleinen löst sich in große Umrisse auf, und die Dunkelheit hüllt Tiere und Pflanzen wie in einen düstern Schleier ein; eine Welt von Giganten scheint langsam und leise von oben und von unten alles Lebende zu überschwemmen, alles Tote zu begraben. Auch wenn wir frei von Furcht und Zittern sind, überläuft Herz und Gedanken doch ein Schauer, und die ästhetischen Phantasmen der Schatten bewegen die Seele und geben uns zu denken.

Doch unten ist ein Ort, nicht für die Büßer,
Für Schatten nur, und wo die Klagen nicht
Wie Schreie klingen, sondern nur wie Seufzer.
Dante.

Jetzt, da der Himmel schweigt und Erd' und Winde,
Vögel und Wild des Schlafes Zügel tragen,
Die Nacht im Kreise führt den Sternenwagen,
Das Meer sich ruhig streckt durch seine Gründe,
Wach', denke, glüh' und wein' ich . . . .
Petrarca (F.)

Nun steigt die Nacht in schattenreicher Stille
Aus ihrer Mutter kühlem Schoß empor
Und bringt des reinen Taus kostbare Fülle,
Der leichten Lüfte Schar mit sich hervor.
Sanft schüttelt sie den Saum der feuchten Hülle
Und netzt das Gras, der Blumen bunten Chor.
Mit kühlem Fittich fächeln holde Winde
Der Erdensöhne Schlummer, leis und linde.
Tasso (G.).

Wenn Sol ins Meer taucht seinen goldnen Wagen,
Umdüsternd mein Gemüt wie Luft und Auen . . . . .
Petrarca (F.).

Und auch die Nacht hat keine frohern Schatten,
Sie scheinen noch durchglüht vom Sonnenbrand;
Denn Feuerstreifen und Kometen hatten
Mit Flammenschmuck durchwoben ihr Gewand.
Tasso (G.)

Die stille Nacht erscheint und deckt indessen
Des Himmels Raum mit ihrem Fittich zu.
Der Schlaf, der Seelen Trost, des Leids Vergessen,
Wiegt Sorg' und Sinn in schmeichlerische Ruh.
Tasso (G.).

Wie, wenn die Sonn' am Abend weggegangen,
Das Dunkel wächst und der Verzagte bebt;
Und wie, wenn früh die Strahlen wieder prangen,
Das Dunkel flieht, das Bangen heut sich hebt.
Ariosto (G.).

Der Wolken Schar dehnt aus die dunkle Hülle,
Und läßt nicht Sonne mehr, noch Sterne schaun.
Hoch braust des Himmels, tief des Meers Gebrülle,
Ringsum der Stürme, der Gewitter Graun,
Die mit des Regens und des Hagels Fülle
Wild peitschend auf die armen Schiffer haun.
Stets dunkler kommt die Nacht herabgezogen
Auf die ergrimmten, fürchterlichen Wogen.
Ariosto (G.).

Wo ist das leuchtend reine Angesicht,
Der Morgenröte Antlitz jenes holde,
Weiß wie der Mond, klar wie das Sonnenlicht,
Das Thal und Hügel schmückt mit rotem Golde?
Es schwand der Strahl im nächtig düstern Schrecken
Der finstern Schatten, die die Erde decken.
Monti.

Von Schatten schon umringt und von Gefahren,
Allein, betrübt und düster saß ich hoch
Auf der verzagten Erde. Schwacher Strahl
Der weit entfernten Sterne und Planeten,
Die still und leise ihre Bahnen wandeln,
Brach deine Schrecken, nur so viel, daß man
Noch mehr sie fühlte. Fürchterlichen Schatten
Sah man gigantisch in die Höhe steigen,
Auf Häuser, über hohe Türme hin,
Zu deren Füßen Schädel ausgesät:
Uhus und Eulen, sonnenscheue Wesen,
Durchflatterten das Düster und mit wüstem
Gekreisch verkündend unheilvolle Dinge:
Und schwache, bleiche Flammen zuckten auf
Und huschten auf und nieder durch die Lüfte
Entsetzlich düster und entsetzlich stumm. Parini.

Schon naht der Abend; in der Rechten trägt
Er die gewundne Muschel; nach den Gluten
Der frische Tau sich auf die Blumen legt.
Mit Flammen sinkt die Sonne in die Fluten
Und läßt die Welt der Nacht, wenn groß und weit
Die Strahlen in dem Goldgewölk verbluten.
Nun herrscht des Düsters Schauer weit und breit,
Und es erhebt sich aus den schwarzen Gründen
Das tiefe Schweigen und die Dunkelheit.

Foscolo.

Rings tiefe, einsam stille, weite Nacht,
Sichtbar der großen Gottesschöpfung Traum, . . .
Auf Bergeshöhn, zerstört von Blitzesmacht,
Auf dem von Menschenhand besäten Raum.
Von keuschem Licht durchblinkter Schattentrug —
Der Himmel weit und still in Sternenzier . . . . .
Lichtschöne Wesen, eurem Schicksalszug,
Dem tief geheimnisvollen, folgt auch ihr!

Carducci.

. . Und meinem Herzen bist du teurer noch,
Geliebte Erde, in dem Nachtgewande.
Durch deinen dunkeln Himmel seh' ich zittern
Die Blitze einer nord'schen Morgenröte,
Den Bären seh' ich leuchten und den grimmen
Arkturus und die stürmischen Hyaden,
Wie kleine schwache Lichter nur erscheinend.
Doch kommen wird die Stunde, wo der Gott
Dem Dichter sagen wird: „Steig auf den Berg
Und rufe aus: Das Morgenrot erscheint!"

Aleardi.

L'ombre et l'abîme ont un mystère
Que nul mortel ne pénétra,
C'est Dieu qui leur dit de se taire
Jusqu'au jour où tout parlera!

Victor Hugo.

Mais déjà l'ombre plus épaisse
Tombe, et brunit les vastes mers;
Le bord s'efface, le bruit cesse,
Le silence occupe les airs.
C'est l'heure où la Mélancolie
S'assied pensive et recueillie
Aux bords silencieux des mers,
Et méditant sur les ruines,
Contemple au penchant des collines
Ces palais, ces temples déserts.

Lamartine.

Énivrez-vous du soir! A cette heure où dans l'ombre
Le paysage obscur, plein de formes sans nombre,
S'efface, des chemins et des fleuves rayé;
Quand le mont dont la tête à l'horizon s'élève,
Semble un géant couché qui regarde et qui rêve
Sur son coude appuyé.

Victor Hugo.

O nuits, déroulez en silence
Les pages du livre des cieux;
Astres, gravitez en cadence
Dans vos sentiers harmonieux;
Durant ces heures solennelles,
Aquilons, repliez vos ailes;
Terre assoupissez vos échos;
Étends tes vagues sur les plages,
O mer! et berce les images
Du Dieu qui t'a donné tes flots.

Lamartine.

Tiède du souvenir des occidents vermeils,
La nuit sur les coteaux palpite immense et bonne,
Elle est comme la mer: un vent d'aile y frissonne;
Leur couleur est semblable et leurs bruits sont pareils
Le sein large et profond qui porte les soleils,
Où le flot incessant des univers rayonne,
Est indulgent et n'a d'embûches pour personne
Et, merités ou non, berce tous les sommeils.

Albert Mérat.

O Nuit! pour moi brillante et sombre,
Je trouve tout dans ta beauté,
Tu réunis l'étoile et l'ombre,
Le mystère et la vérité.

Mme de Girardin.

Hier, la nuit d'été, qui nous prêtait ses voiles,
Était digne de toi, tant elle avait d'étoiles
Tant son calme était frais, tant son souffle était doux!
Tant elle éteignait bien ses rumeurs apaisées!
Tant elle répandait d'amoureuses rosées
Sur les fleurs et sur nous.

Victor Hugo.

O nuit majestueuse! arche immense et profonde
Où l'on entrevoit Dieu comme le fond sous l'onde,
Où tant d'astres en feu portant écrit son nom
Vont de ce nom splendide éclairer l'horizon,
Et jusqu'aux infinis, où leur courbe est lancée,
Porter ses yeux, sa main, son ombre, sa pensée!

Lamartine.

I heard the trailing garments of the Night
Sweep through her marble halls!
I saw her sable skirts all fringed with light
From the celestial walls!

I felt her presence, by its spell of might,
Stoop o'er me from above;
The calm, majestic presence of the Night
As of the one I love.

. . . .

O holy Night! from thee I learn to bear
What man has borne before!
Thou layest thy finger on the lips of Care,
And they complain no more.

Peace! Peace! Orestes-like I heathe this prayer!
Descend with broad-winged flight,
The welcome, the thrice-prayed-for, the most fair,
The best beloved Night!

Longfellow.

Schilf.

Das Schilfrohr genießt die Ehre, zu allen Zeiten der Dichtung und dem Sprichwort wie auch den moralischen Lektionen und politischen Gesprächen

seinen bescheidenen ästhetischen Tribut gezahlt zu haben. Es verdankt diese Ehre seiner eigenartigen Physiognomie, die ihm den Platz zwischen Kraut und Baum anweist.

Ob nun das Schilfrohr sich auf den mit Wasserrosen gesternten Sümpfen über die Binsen und kleineren Sumpfgewächse erhebt; ob es zwischen dem fröhlichen Grün der Weinstöcke meergrüne oder silberne Flecken bildet: stets fesselt es unsre Aufmerksamkeit durch irgend etwas Neues, von den andern Pflanzen, zwischen denen es lebt, Verschiedenes, ohne mit ihnen indessen Gemeinschaft zu machen.

Einsam ist es, auch wenn es sich in Gesellschaft befindet, weil es keine Zweige ausstreckt, welche die andern Pflanzen berührten. Schon im Jugendalter sich über das Sumpfgewächs erhebend, strebt es gradeauf in die Höhe, der Größe echter Bäume nacheifernd. Es will sehen und gesehen werden; aber durch sein schnelles, überstürztes Wachsen, geht dem eigenen Stamm sozusagen der Atem aus, und anstatt Holz zu werden, bleibt er ewig nur Rohr.

Die Leichte und Elastizität des Rohrs gestatten ihm, sich bis zur Erde zu biegen, ohne zu zerbrechen, wenn der Sturmwind darüber hinbraust, und meist bleibt es aufrecht auf seinem Standort, wenn Eichen und andre Bäume der Äste beraubt und entwurzelt sind: ein treues Bild mancher nervösen Organismen, die trotz ihrer Gebrechlichkeit dem Orkan widerstehen, der manchen Herkules zu Boden wirft. Das Schilfrohr mit seinen langen blaugrünen Blättern flüstert

und plaudert mit den Zephiren und den Winden, wobei es stets eher als die andern Pflanzen diese Sinfonie von Gemurmel, von Seufzern und Klagen beginnt, mit der es zur Natur und zu dem Menschen spricht.

Wenn das Rohr sich nur grade empor wie eine Rakete erheben kann, ist es schon glücklich. Es schmückt sich mit einem flaumigen, silbernen Federbusch, sich selbst das Ehrenzeichen zulegend, welches die Generale und die Großen Persiens auszeichnet, wenn sie die höchste Herrschaft der Waffen oder der Macht erreicht haben. Dann erteilst auch du, ohne Botaniker zu sein, dem Schilf die Ehre des Vorrangs im Reich der Gräser; dann nimmt es die Formen und Bewegungen einer tropischen Pflanze an, und mit dem wollüstigen Wogen seiner langen Blätter erinnert es an die Palmen und andre Schwesterpflanzen der heißen Zone.*)

. . im trocknen Sumpf kann nicht gedeihn
Das Flüsterschilf, noch auf dem dürren Felde
Im Hauch des Nordwinds. Ariosto.

. . . . der Sumpf, der dicht beschattet war
Von grünem Schilf. Ariosto.

Ein Sumpf sind rings die Felder und die Auen,
Und drüber brüten Lüfte fieberschwer;
Die hohen Berge senden Schreck und Grauen
Mit langen düstern Schatten rings umher.

---

*) Der Deutsche kann unmöglich vom Schilfe hören, ohne an die unsterblichen „Schilflieder" Lenaus zu denken, die man nur zu erwähnen, nicht anzuführen braucht. (D. Übers.)

Und dort im Schilf — der Klageton so traurig?
  Ich hör' den schwarzen Sperber schrillend schrein,
Auf trüben Wassern und durch Lüfte schaurig,
  Von düsterm Mißgeschick zu prophezeihn.

Regaldi.

In dem Sturm des Ungewitters
Beugt das Schilf den Kopf in Demut,
Flüstert nur in leisen Seufzern,
Doch es bricht nicht. Und vergebens
Dient dem Menschen es zum Lager,
Müh und Sorgen zu vergessen.
Langsam, langsam hebt sich wieder
Das bescheidne Schilf und richtet
Wie in Bitte oder Klage
Auf zur Höh' den weichen Wipfel.

Tommaseo.

Pourquoi le roseau sur la plage,
Pourquoi le ruisseau sous l'ombrage,
Rendent-ils de tristes accords?

Lamartine.

Il pleure sa jeunesse avant l'âge envolée,
Sa vie, humble roseau, qui se courbe accablée
  Du poids de l'immortalité.

Victor Hugo.

.... l'esprit rêve à l'heure
Où l'on entend gémir, comme une voix qui pleure
  L'onde entre les roseaux. Victor Hugo.

Un vent caresse ma lyre,
Est-ce l'aile d'un oiseau?
Sa voix dans le cœur expire,
Et l'humble corde soupire
Comme un flexible roseau.

Lamartine.

Sous le voile ondoyant de ses bords de roseaux
Le fleuve tout à coup lui déroula ses eaux.
Lamartine.

....Et le rossignol se mourait
D'un grand désir, d'un grand regret:
Il aspirait au chant, — oubli des plumes roses!
Et n'ayant qu'une âme d'oiseau,
Il portait envie au roseau,
D'où sort l'humble plainte des choses.
Jean Aicard.

Deux roseaux dans les airs entrelaçaient leurs jours
Et leurs nuits; ils pliaient, ils balançaient leur tête
Ensemble; agenouillés aux pieds de la tempête,
Ils ne se faisaient qu'un pour être à deux toujours!
. . . .
. . . .
Et de ce frais hymen montait une harmonie
Qui parlait! qui chantait! triste, intime, infinie,
Quand leur sol haletant demandait au soleil
De leur donner encor un jour, un jour vermeil!
Mme Desbordes Valmore.

....triste et seul il contemple en rêvant
L'oiseau qui fuit l'oiseau, l'eau que souille un reptile
Et le jonc qu'agite le vent!
. . . .
Heureux l'humble roseau qu'alors un prompte orage
En passant brise dans sa fleur.
Victor Hugo.

Les roseaux, dans le lit où bruissait la mare,
Quand le vent s'y baignait en passant autrefois,
Cachent trop aisément une eau dormante et rare,
Où se blottit la raine immobile et sans voix.
Achille Millien.

Schleier.

Ein großer Dichter könnte uns ein Gedicht über die Schleier geben und ein Psychologe eine Abhandlung über die Ästhetik des Verschleierten. Diese beiden Bücher würden sich gegenseitig ergänzen und beide zusammen einen Leitfaden für den Künstler bilden, wenn er die ganz und die halb verschleierte Schönheit ästhetischer Formen darstellen will, sowie all die andern, welche die ewige Qual der Maler, Bildhauer und Dichter sind. Sie bieten unerschöpfliche Wonne für das bewundernde Auge, das voll Ungeduld sehen will und doch fürchtet, zu viel oder zu bald zu sehen.

Nicht nur der Mensch bedeckt die Dinge mit einem Schleier, um ihre Reize und das Verlangen danach zu verdoppeln, sondern auch die Natur macht es so und ist ihm hierin eine kluge und erfindungsreiche Lehrerin.

Die Natur verschleiert oder enthüllt Sonne, Mond und Sterne mit Wolken. Sie bedeckt oder entblößt mit den Nebeln der Ebene oder des Gebirges Himmel und Erde, die flimmernden Gletscher, die lachenden Thäler, die Gipfel der Berge. Sie verhüllt oder entdeckt in den Blumenkelchen mit dem Schleier der Blütenblätter das Liebesleben der Staubgefäße und Griffel.

Wir bescheidenen Schüler der großen Meisterin haben gelernt, mit Pflanzenfäden und dem Gespinst des Seidenwurmes Wolken von Perlen und Rosen

zu weben, um die Reize unsrer Frauen zu bedecken oder zu enthüllen, und aus der Schamhaftigkeit haben wir eine Tugend und die Quelle der reinsten Wonnen gemacht.

Aber nicht nur für die Körper besitzen wir Schleier, sondern auch für das Licht, für die Farben, für alle von Kunst und Natur hervorgebrachten Gebilde.

Das Nackte ist dreist; es ist das, was es ist, ein fait accompli, und selbst wenn die Bewunderung zur Ekstase wird, können wir nur wenige Augenblicke diese höchste Wollust genießen. Der Schleier hingegen ist die leichte Wolke, die uns erlaubt, die Sonne von ferne anzuschauen, wenn wir auch wünschten, sie in ihrer herrlichen Nacktheit sehen zu können. Der Schleier hält den Wunsch an der Pforte des Tempels zurück, an der Pforte, die nicht weit offen steht, sondern nur angelehnt ist. Der Schleier ist das lange, fortgesetzte Werden einer ästhetischen Bewunderung; er ist die halbbekleidete Nacktheit, der Nebel, der nichts verbirgt und doch alles verhüllt; er ist mehr künstlerisches Element als bloße Natur, das wahre, von der Phantasie verhundertfachte Schöne, der Phantasie, welche will, aber nicht wagt, welche begehrt, aber nicht Besitz nimmt; kurz, er ist die Summe der mächtigsten Faktoren der Schönheit.

Der Schleier ist der Luxus der Kunst; viele Bildhauer und Maler, die einen schönen nackten Weiberkörper darzustellen vermögen, wissen ihn nicht

in die schwierigen Falten des Schleiers zu hüllen. Das Verschleiern eines schönen Gegenstandes ist schwerer, als ihn nackend zu bilden: das ist eine zweite Schöpfung, welche sich zur ersten wie die Civilisation zum erwüchsigen Leben verhält. Das Nackte ist die Anatomie des Schönen, das Verschleierte ist Anatomie und Physiologie zugleich. Es ist Natur und es ist Kunst; die Zartheit der Stärke; die Eleganz der Form, die Anmut der Fülle; es ist das Schamhafte der Kunst, reizender, feiner, kasuistischer als jene andere Scham, welche die Geheimnisse der Liebe verhüllt.

Ihr Haar ist golden, und der weiße Schleier
Enthüllt es hier, und dort verdeckt er's wieder.

Tasso.

Schneeige Schleier,
Aus Düften gewoben,
Lassen erkennen
Die göttlichen Formen.

Aleardi.

Die Lampe stirbt, und dunkle Schleier senken
Sich auf den Blick des Menschen, der bestürzt
Im Schatten sieht die ew'ge Gottheit wandeln
Durch die Unendlichkeit mit neuen Sonnen.

Zanella.

Ceins le voile de gaze aux pudiques couleurs,
Où ta féconde aiguille a semé tant de fleurs!
Viens respirer sous les platanes,
Couvre-toi du tissu, trésor de Cachemir,
Qui peut-être a caché le poignard d'un émir,
Ou le sein jaloux des sultanes.

Victor Hugo.

On voit tout ce que dérobe
Voile ou robe;
Dans ses yeux d'azur en feu,
Son regard que rien ne voile
Est l'étoile
Qui brille au fond d'un ciel bleu.
Victor Hugo.

Malheur à l'homme impur qui rit devant le voile!
Car tout mystère est Dieu! tout mystère est sacré!
Jean Aicard.

Oh qui que vous soyez, jeune ou vieux, riche ou sage,
Si jamais vous n'avez épié le passage,
Le soir, d'un pas léger, d'un pas melodieux,
D'un voile blanc, qui glisse et fuit dans les ténèbres,
Et comme un météore au sein des nuits funèbres,
Vous laisse dans le cœur un sillon radieux.
Victor Hugo.

Madrid . . . .
Par tes belles nuits étoilées
Bien de señoras long voilées
Descendent tes escaliers bleus.
Alfred de Musset.

A Stamboul la jalouse un voile bien fermé
Parfois s'ouvre, et trahit sous l'ombre diaphane
La cadine aux longs yeux que brunit le surmé.
Gauthier.

Que ne suis-je mêlé dans la cendre qui baise
Le pli traînant du voile à ton flanc suspendu,
Dans le monde vivant pui t'entoure perdu,
Et de mes vains débris t'étreignant à mon aise!
Armand Silvestre.

Schmetterling.

In der Welt der Insekten übertrifft keines an Schönheit, Mannigfaltigkeit der Formen und Farben die Schmetterlinge, deren Varitäten von den kleinsten, bescheidensten Formen der Mikrolepidoptera, die unser Auge nur unter der Linse bewundern kann, bis zu den ungeheuren Schmetterlingen der Tropen aufsteigen, die, wenn sie an dir vorbeiflattern, dir wie orientalische Tücher vorkommen, die aus dem Fenster eines indischen Tempels gefallen wären. Niemals werde ich das seltsame Gefühl vergessen, welches mich ergriff, als ich zum erstenmal auf amerikanischem Boden stand. Es war in Pernambuco, und als ich den Garten meines höflichen Wirtes betrat, fühlte ich mich wie erstickt in dem warmen, berauschenden Bade einer Sonne, die mich verbrühte, ohne mich zu ermatten, die rings um mich her eine ganz neue, von Licht und Leben berauschte Tier- und Pflanzenwelt hervorrief: Kokosbäume, größer als ein Glockenturm; monströse Kakteen, elegante Palmen, Lianen über Lianen, die in Haufen einander drängten wie Meereswogen. Und zwischen diesen üppigen Lauben grüne Eidechsen, so groß wie kleine Krokodile, und in dem walddichten Gesträuch das Rascheln, Flüstern und Zischeln eines ganzen unsichtbaren Volkes. Ich war hingerissen, bestürzt gegenüber diesem immensen Leben lauter für mich neuer Geschöpfe, als mir plötzlich dicht vor den Augen ein so großer Schmetterling vorüberflatterte,

mit so schimmernder blauer Zeichnung, so silbern poliert und damasciert, daß ich das offene mit Gold und Edelsteinen geschmückte Gebetbuch einer Odaliske von Stambul zu sehen glaubte. Immer wieder umflog er meinen Kopf, und mir schien, als ob ein Stückchen Himmel über dem Azurgrund des weiten Horizontes flattere, weit schöner und leuchtender als dieser selbst, ein wunderbarer, in einen herrlichen Rahmen eingefaßter Schmuck.

Nicht umsonst haben die Dichter, voller Bewunderung für die Schönheit der Schmetterlinge, diese mit lebenden Blumenblättern verglichen. Und wahrlich, in diesen Geschöpfen ist die Tierheit auf ein Minimum reduziert und die Schönheit beherrscht den ganzen Organismus. Wie um die kaum sichtbaren Staubgefäße einer Blume sich die gigantische, leuchtende, buntfarbige Krone aufbaut, so öffnen sich um das schmächtige Körperchen des Schmetterlings die großen Flügel, leicht wie Luft, weich wie zu einem Schleier verwebter Sammet, und darüber sind Metalle und Juwelen in so feiner Staubform ausgestreut, daß sie nicht das Gewicht dieses den Raum durchflatternden Geschöpfes vergrößern, ohne doch auch nur das Geringste an Lichtschimmer und Farbenpracht einzubüßen.

Das Ungreifbare im Sichtbaren, das Weiche und Zarte des Sammets und der Seide mit dem Glanz der Metalle vereinigt; ein Schrein von Diamanten ohne Gewicht, mit denen man weder Glas noch Metalle schneiden kann, sondern die die Luft

wie kleine lebende Wölkchen durchfliegen, und die sich nur auf Blumen, ihren würdigen Brüdern, niederlassen.

Vielleicht hat uns niemand ein treueres psychologisches Bild des Schmetterlings gegeben, als Renan in seinem Drama „Caliban“, wo die Courtisane Amperia sagt:

„Warum nennt ihr ein flüchtiges Ding Eitelkeit? Wohl alles ist flüchtig, aber manchmal ist es auch göttlich. Betrachtet den Schmetterling: viel mehr als ein Tier, ist er die Blüte eines andern Tiers. Der Schmetterling ist ein Lebensstadium des Wurms, wie die Blüte ein flüchtiger Moment im Leben des Baumes ist; er ist ein an Leben und Bewußtsein armes Geschöpf, welches ihr verurteilt glauben möchtet, in der Natur nichts als die Existenz darzustellen, nichts zu sein als eine Sprosse auf der unendlichen Stufenleiter der Schöpfung. Seht, wie mit einem Male die häßliche, bleiche Larve erwacht: das träge, kriechende, in feuchten Staub plump eingehüllte Insekt wird zu einem geflügelten Ideale; sein Leben ist ganz ätherisch; es ist der Gespiele der Zephirwinde geworden; es hat sich in ein Kind des Lichts verwandelt. Wer hat dieses Wunder gewirkt? Die Liebe! Der Schmetterling stellt im Leben die Zeit der Liebe dar. Wundert euch nicht, wenn er jede Blume küßt und hie und da nach Belieben seiner fröhlichen Laune folgt. Alles ist in seinen Augen von Gold, alles schwimmt für ihn in jener warmen Atmosphäre, welche die Schönheit der

Dinge zeugt. Beglücktes Wesen! Wenn seine Stunde gekommen, wirft es, für Minuten in unaussprechlichen Wonnen, berauscht seine Erdenhülle von sich, und dann — stirbt es. Kaum hat es seinen Freudenbecher geleert, so welkt es dahin. Ja, beglücktes Wesen! Ich zweifle nicht, daß in jener kurzen Spanne das flüchtige Leben des kleinen Geschöpfes genug Seligkeit empfunden, um das Leben der mächtigsten und glücklichsten Menschen aufzuwiegen. Heil dir, Götterliebling, leuchtender Blitz, Blume eines Tages! Heil dir, der du in kurzem Stundenraum die drei göttlichen Momente erlebst: Blühen, Lieben, Sterben . . .!“

Seht ihr denn nicht, daß wir nur Würmer sind,
Um einst zum Engelsschmetterling zu werden,
Der schutzlos zur Gerechtigkeit emporfliegt?

Dante.

Wie manchmal Schmetterling' in warmen Tagen,
Des Lichts gewohnt, zu thörichtem Vergnügen
Andern vor blinder Lust ins Auge fliegen,
So daß sie selber sterben, andre klagen.

Petrarca. (F.)

Es ist des klaren Baches Rand
Wie eine Blumenstraße,
Und Schmetterlinge schimmern dran
Wie Schmuck von Edelsteinen.

Tommaseo.

Es kamen hergeflattert, festlich schön
Im Prachtgewand zwei Schmetterlinge, einer
Dem andern folgend, wie lebendge Blumen,
Vom Zephirhauch bewegt.

Aleardi.

Schmetterling, du bist geboren,
Auf der Flur von Glut gefächelt,
Liebe hat dir hold gelächelt,
Gras und Blumen war dein Nest.

Auf der mütterlichen Blüte
Schmetterling, schlägst du die Flügel,
Suchst nicht stolzer Säle Spiegel,
Bist dir selber Pracht und Fest.

Regaldi.

Là, l'on voit aussi sur les herbes
Voltiger ces vivantes fleurs,
Les papillons dont les couleurs
Sont si frêles et si superbes:
C'est là qu'en escadrons divers
Ils répandent dedans les airs
Mille beautés nouvelles,
Et que les essaims abusés
Vont chercher sous leurs ailes
Les pleurs que l'Aurore a versés.

Racine.

Naître avec le printemps, mourir comme les roses,
Sur l'aile du zéphir nager dans un ciel pur,
Balancé sur le sein des fleurs à peines écloses
S'énivrer de parfums, de lumière et d'azur;
Secouant, jeune encor, la poudre de ses ailes,
S'envoler comme un souffle aux voûtes éternelles,
Voilà du papillon le destin enchanté:
Il ressemble au désir, qui jamais ne se pose,
Et, sans se satisfaire, effleurant toute chose,
Retourne enfin au ciel chercher la volupté.

Lamartine.

Toujours ce qui là-bas vole au gré du zéphir,
Avec des ailes d'or, de pourpre et de saphir,
Nous fait courir et nous devance;

Mais adieu l'aile d'or, pourpre, émeil, vermillon,
Quand l'enfant a saisi le frêle papillon,
Quand l'homme a pris son espérance!
Victor Hugo.

Les papillons couleur de neige
Volent par essaims sur la mer;
Beaux papillons blancs, quand pourrai-je
Prendre le bleu chemin de l'air?

Savez-vous, ô belle des belles,
Ma bayadère aux yeux de jais,
S'ils me pouvaient prêter leur ailes,
Dites, savez-vous où j'irais?

Sans prendre un seul baiser aux roses
A travers vallons et forêts,
J'irais à vos lèvres mi-closes,
Fleur de mon âme, et j'y mourrais.
Th. Gauthier.

Vers la gaze de feu que trament les rayons,
Vole de frêle essaim des riches papillons
Qu'énivrent la lumière et le parfum des sèves.
José Maria De Hérédia.

Sur les bords du ruisseau cent papillons épars,
Avant que mes esprits démèlent l'imposture
Me paraissent des fleurs que soutient la verdure.
Colardeau.

De larges papillons jaunes striés de noir
Se traînèrent mourant parmi les fleurs tombées.
André Lemoyne.

I'd be a butterfly, born in a bower,
Where roses and lilies, and violets meet;
Roving for ever from flower to flower,
And kissing all buds that are pretty and sweet.
Thomas Haynes Bayly.

Je suis le papillon, je porte sur mes ailes
Un pastel délicat qu'un souffle enléverait....
Si vous m'aimez un peu, mes belles demoiselles,
Écoutez mon secret:

Je reviendrai souvent danser sur vos pelouses,
Et réjouir vos yeux par mes belles couleurs....
Si vous m'aimez un peu, ne soyez pas jalouses
Des autres fleurs, des fleurs.

Le frisson de mon aile ira sur votre bouche
Courir et se poser comme un baiser d'amant....
Mais je suis papillon: n'aimant pas qu'on me touche
Fidèle librement.

Si vous voulez me voir un peu de temps encore,
N'étendez pas vers moi votre filet soyeux:
Un papillon captif vite se décolore,
Triste au cœur, triste aux jeux.

Pourtant, si vous voulez, je peux, tant je vous aime:
Perdre en vos mains mes feux et mon éclat d'un jour
Et dans vos doigts déçus, m'abandonnant moi-même
Mourir de votre amour. Jean Aicard.

Schnee.

Da, wo der Schnee die Erde reichlich neun Monate lang bedeckt, dort, wo es beständig schneit oder friert, wird der Mensch Mühe haben, diesen weichen Pelz schön zu finden, unter dem das Leben so lange Zeit erstarrt liegt; wir jedoch, die wir ihn nur für wenige Tage entweder durch die Fenster der wohlgeheizten Stube, oder aus einem warmen, von

den Kleidern einer schönen Frau durchdufteten Wagon sehen, wir können, ja, wir müssen den Schnee schön finden, wie es die Kinder thun, die ihn in den Wintermonaten wie ein Fest, wie eine Orgie unblutiger Schlachten feiern.

Der Schneefall ist ein Regen von weißen Schmetterlingen oder Seidenflocken oder schimmerndem Perlenstaub. Ohne Blitz und Donner, fast stets in der tiefsten Stille der Natur schweben diese Flocken zu Tausenden, zu Millionen von einem aschgrauen Himmel herab, in der Luft umherwirbelnd und alles mit einem weichen Mantel von schimmernder Weiße bedeckend. Als ein Bild der Schamhaftigkeit und eisiger Keuschheit scheint der Schnee alle Dinge mit weißem Gewande einhüllen zu wollen, jede Blöße, jeden Flecken verbergend. Die braune Erde wird weiß, und ebenso werden die Dächer, die rostigen Eisengitter, die verwitterten Mauern.

Totes, verwesendes Laub, unbegrabene Leichname, auf dem Acker vergessene Pflüge, Strohhaufen, kahle Äste, marmorne Türme und broncene Monumente; Hühnerhäuser und Triumphbogen, Kirchhöfe und Theater: alles versinkt in der Ueberschwemmung des Weißen, welches leise und unaufhörlich von unten nach oben wächst, sich ausbreitet und alles ausgleichend überflutet. Die dunkeln, traurigen Farben des Winters werden vom weißen Kleide des Frostes überdeckt, der alles reinigt, alles in einen langen, tiefen, traumlosen Schlaf versenkt. Und die Formen

der Dinge selbst runden sich ab und verschwimmen in jenem weißen, toten, kalten Ozean.

Nachdem das Wasser, jener bewundernswerte Proteus, uns mit dem Smaragd der Seeen und dem abgrundtiefen Saphir des Ozeans, mit den kleinen Juwelen des Taus und den diamantenen Bergen der Gletscher entzückt, verwandelt es sich in weiche, flockende Federn, die uns, indem sie sich übereinanderschichten, einen Teppich vom reinsten Hermelin, weicher als die norwegischen Eiderdaunen, darbieten.

Der Winter, der die Blumen einschläfert, der den Glanz der Farben auslöscht, lädt uns mit seinem Schnee zur Freude an der makellosen Weiße ein, und unter einem Mantel von Eis bereitet er neuem Leben die Wiege. Ein Winter ohne Schnee ist kein Winter, denn damit würden ihm grade die geheimsten, bezaubernden Reize der weichen, fleckenlosen Weiße fehlen.

Schon sind die Alpen rings mit Schnee bedeckt.
Petrarca.

Noch weißer als der Schnee des Alpenjochs
War ihr Gewand. Tasso.

Nicht lange widersteht der Schnee der Wärme,
Enthüllend auf der Erde Ros' und Veilchen.
Poliziano.

....oder zwischen den Saphiren
Des Schneees reine, unbefleckte Kuppeln,
Die näher sind als alles, was geschaffen,
Dem schleierlosen Lächeln der Gestirne.
Aleardi.

...längs des düstern
Gestades schimmert ebenmäß'ger Schnee,
Er knirschet unterm Fuß; und in die Weite
Haucht meine Seele seufzend all ihr Weh.
Carducci.

Grau ist der Himmel, und rauhe Stürme
Wild in wirbelndem Tanze brausen,
Scharf und pfeifend und heulend sausen;
Dann wird es stiller, und leise, leise
Schwebet der Schnee dahin durch die Lüfte,
Tanzen die Flocken im Wirbelkreise.

Fallen in dichten, in großen Haufen,
Eine sich sacht auf die andre legt,
Und ein schimmernder Mantel schlägt
Ringsum sich über alle Dinge.
Fort eilt der Vogel mit hastiger Schwinge,
Räder stellen ihr Lärmen ein;
Hürden geschlossen, Felder verödet...
Weiße und Stille herrschen allein.
Ferdinando Galanti.

Herab auf das Gefilde weiß und schweigend,
Fällt sacht der Schnee mit seinen großen Flocken,
Und auf dem schimmernd reinen Teppich ruht
Er fleckenlos und stille. De Amicis.

Longtemps, dans la campagne immense, nous voyons
La neige couvrir tout, bois et chaumière,
Et chaste se garder dans sa blancheur première
Au soleil qui la doit fondre de ses rayons.
Léon Valade.

La bruine toujours pleure
Sur notre sol consterné;
Le soleil piteux demeure
De brouillards enfariné.

La neige fourrure blanche,
Ourle le rebord des toits;
Elle poudre chaque branche
De la perruque des bois.

Gauthier.

Schwalbe.

Den poetischen Zauber, der zu allen Zeiten die Schwalbe umgeben, verdankt sie nur in kleinem Teile ihren ästhetischen Vorzügen.

Sie wird mit Liebe begrüßt und mit lyrischem oder elegischem Schwunge besungen, weil sie uns mit ihrem Erscheinen die erste Frühlingsbotschaft bringt, mit ihrem letzten Gruß an die nahe Wehmut des Herbstes gemahnt, im Vertrauen auf uns ihr Nest an die Dächer und Thürgesimse der Häuser hängt, und jedes Jahr am selben Tage, zur selben Stunde zu uns zurückkehrt.

In ihren Wanderzügen, ihrem Erscheinen und Verschwinden folgt die Schwalbe dem Wechsel des Jahres und des menschlichen Lebens.

Wer eine Schwalbe tötet, begeht ein Verbrechen; er tötet einen wehrlosen Gast, der uns vertraut und seine Wohnung mit der unsern verbindet; er zertritt die Poesie der Natur; er begeht eine Brutalität.

Auch abgesehen von der Poesie, womit sie die Dichter begeistert hat, ist die Schwalbe ein schönes

Geschöpf. Sie kann sich keiner glänzenden Farben, keiner goldigen Federn rühmen, sondern mit zierlicher Kunst vermählt sie Weiß mit Schwarz und Grau. Der zarte, schlanke, aller prosaischen Korpulenz unfähige Körper scheint sich ganz unter den Flügeln zu verbergen, gleich den Engeln des heiligen Angelicus, die nur aus zwei Augen, um Gottes Größe zu bewundern, und zwei Flügeln, um sich zu ihm aufzuschwingen, gemacht zu sein scheinen.

Die Schwalbe ist gleichsam aus einem Paar von Flügeln gebildet, zwischen denen wie schwarze Diamanten die glänzenden, lebhaften Äuglein hervorleuchten, welche die beiden Pole der entferntesten Horizonte beherrschen.

Jene unermüdlichen, blinkenden Flügel durcheilen blitzgeschwind das Luftmeer, dessen ewige Durchsegler sie sind. Sie ruhen nur, um den Jungen Futter zu geben oder sich nach anstrengendem Fluge eine Weile auszuruhen. Indem sie einmal dicht über den Boden zwischen wandelnden Menschen dahinschießen, dann wieder in der blauen Höhe sich verlieren, fliegen sie immerwährend mit Windeseile und mit scharfen Kreischlauten, ähnlich der Lokomotive, die den Raum überwindet.

Ohne Dampf noch Rädergerassel, ohne das Ächzen der Kolben, und ohne Flammen, Schlacken und Asche auf ihren Weg zu streuen, durchschießt die Schwalbe den Himmelsraum, der ihr Meer und ihre Erde ist. Dann plötzlich ruht sie auf einem Telegraphendraht aus, oder sie plaudert auf der

Spitze eines Blitzableiters unermüdlich zwitschernd mit ihren Nachbarn, ganz eingehüllt in die gerefften Segel ihrer langen Flügel, stets bereit, auf neuen Flügen die Luft in Schlangen- oder Zickzackbahnen zu durchmessen.

In der Ästhetik der Bewegungen ist die Schwalbe die Königin, und der Gedanke des nicht minder als sie beflügelten Genies ist ihr mehr als einmal dort oben in den blauen Himmelshöhen begegnet.

Zur Stunde war es, wo mit bangen Klagen,
Wenn sich der Morgen naht, die Schwalbe girrt,
Vielleicht gedenkend ihrer ersten Plagen.

Dante (Str.)

Und schien, als er zu jenen war gekommen,
Gleichwie die Schwalbe, die nach langem Hungern
Im Schnabel für die Jungen Futter bringt.

Ariosto.

Durchs Wasser schoß das Holz mit jener Schnelle,
Womit die Schwalbe durch die Lüfte eilt.

Ariosto.

Schon hatt' der Lenz mit Blumen aller Arten
Die eisbefreiten Berge rings geschmückt;
Die müde Schwalbe war nach langen Fahrten
Vom Neste bei der Heimkehr nun beglückt.

Poliziano.

Die Schwalbe grüßte fröhlich aus dem Neste
Mit Jubellied den neu erwachten Tag.

Poliziano.

Die Schwalben kehren heim in langen Zügen
Zu ihren Nestern in dem Abendlande.

Aleardi.

. . . nicht minder trübe Vorbedeutung
Erschien es ihnen, als wenn je die Schwalbe,
Der Gast, der heilig ist dem Bauernhause,
Nicht unters Dach, noch unterm weiten Thorweg
Ihr Nest gebaut. Zanella.

. . . zu dem befreundet lieben Hause kehrt
Mit jenem Wind, der neues Laub erweckt,
Die Schwalbe wieder mit der Morgenröte.
Carducci.

O toi, qui follement fais ton Dieu du hasard,
Viens me développer ce nid qu'avec tant d'art,
Au même ordre toujours architecte fidèle
A l'aide de son bec maçonne l'hirondelle!
Comment, pour élever ce hardi bâtiment,
A-t-elle, en le broyant, arrondi son ciment?
Et pourquoi ces oiseaux, si remplis de prudence,
Ont-ils de leurs enfants su prévoir la naissance?
Que de berceaux pour eux aux arbres suspendus!
Sur le plus doux coton que de lits étendus!
Le père vole au loin, cherchant dans la campagne
Des vivres qu'il rapporte à sa tendre compagne;
Et la tranquille mère, attendant son secours,
Échauffe dans son sein le fruit de leurs amours.
Louis Racine.

L'hirondelle s'envole, un goujat l'a blessée;
Elle tombe, palpite et meurt, et le passant
Aperçoit par hasard son pied taché de sang.
Hélas! pensée écrite, hirondelle envolée!
Dieu sait par quel chemin elle s'en est allée,
Et quelle main la tue au sortir de son nid!
Alfred de Musset.

Je suis une hirondelle et non une colombe,
Ma nature me force à voltiger toujours.
Le nid où des ramiers s'abritent les amours,
S'il y fallait couver, serait bientôt ma tombe.
Pour quelques mois, j'habite un crénau qui surplombe,
Et vole, quand l'automne a raccourci les jours,
Pour les blancs minarets quittant les noires tours,
Vers l'immuable azur, d'où jamais pleur ne tombe.
Aucun ciel ne m'arrête, aucun lieu ne me tient,
Et dans tous le pays je demeure étrangère;
Mais partout de l'absent mon âme se souvient.
Mon amour est constant, si mon aile est légère,
Et sans craindre l'oubli, la folle passagère
D'un bout du monde à l'autre au même cœur revient

Gauthier.

J'ai suivi du regard le vol d'une hirondelle,
Et, très haut dans l'azur, chaque battement d'aile
Que je n'entendais pas figurait à mes yeux
Les signes longs ou brefs d'un rhytme harmonieux;
Après des coups pressés comme des cris de joie,
Le vol s'apaise, l'aile entière se déploie
Immobile, et bientôt l'andante grave suit
L'allégro palpitant qui faisait plus de bruit.

Jean Aicard.

Là, l'hirondelle voltigeante,
Rasant les flots clairs et polis,
Y vient avec cent petits cris,
Baiser son image naissante.

Racine.

L'hirondelle suit le zéphyr,
Et moins légère est l'hirondelle
Que l'homme qui suit son désir.

Alfred de Musset.

Pèlerins des grandes mers bleues,
Voyez, à l'Orient vermeil,
Les oiseaux qui font mille lieues
Entre deux levers de soleil.
Cris joyeux et battements d'ailes
Qui mettent le ciel en gaîté,
C'est le retour des hirondelles,
Et c'est le retour de l'été.

Murger.

... l'agile hirondelle
Rase les bords de l'onde, attrapant dans son vol
L'insecte qui se joue au rayon sur le sol.

Lamartine.

Comme, un matin d'automne, on voit les hirondelles
Accourir en volant, au rendez-vous fidèles,
Et sonner le départ;
Aux champs, sur un vieux mur, près de quelque chapelle
On s'assemble, et la voix des premières appelle
Celles qui viennent tard;

Mais si, non loin de là, quelque jeune imprudente,
Qui va rasant le sol de son aile pendante,
S'est prise dans la glu,
Captive, elle entend tout: en bruyante assemblée
On parle du voyage, et la marche est réglée,
Et le départ conclu.

Sainte-Beuve.

Qui peut empêcher l'hirondelle
Quand vient la saison des frimas,
D'aller chercher à tire d'aile
D'autres cieux et d'autres climats.

Sully Prudhomme.

Oft in the barns they climbed to the populous nest on the rafters.
Seeking with eager eyes that wondrous stone which the swallow
Brings from the shore of the sea to restore the sight of its fledglings;
Lucky was he who found that stone in the nest of the swallow!

Longfellow.

Schwan.

Der erste Mensch, der einen Schwan ruhig und majestätisch auf dem Wasser eines Sees oder Flusses dahinschwimmen sah, mußte ihn bewundern und gleich darauf wünschen, ihn zu seinem Gefangenen zu machen, um jenes Wunder der Tierwelt auf die Teiche seiner Gärten zu versetzen. Und in der That ist der Schwan heute zum Haustier, zu einer der reizvollsten Zierden unsrer Parks und Villen geworden.

Um den Schwan bewundern zu können, muß man ihn auf dem Wasser, niemals auf dem Erdboden sehen, wo er als ein Exilierter erscheint, der eine uns fremde Sprachen redet. Er ist geschaffen, um sanft auf den blauen Fluten hinzugleiten, wo er wie eine weiße Insel erscheint und uns durch die fleckenlose Reinheit, die wohlige Eleganz seiner Bewegungen bezaubert. Hoch und aufrecht mit königlicher Majestät trägt er den Hals, der über die Wasserfläche wie der Bug eines segelgeschwellten Schiffes dahingleitet.

Seine Ruder befinden sich unter dem Wasserspiegel und werden mehr erraten als gesehen. Die schwellende Brust durchfurcht die Wellen, sodaß rechts und links das Wasser in doppeltem Streifen sich kräuselt.

Der Schwan schwimmt fast ganz über dem Wasser, und alle seine Bewegungen sind so elegant und weich, daß sie geradezu wollüstig erscheinen. Wenn wir ihn vom Ufer aus betrachten, mit seinen zusammengelegten Flügeln, die ein Nest von weichsten Federn bilden, dann ergreift uns der unwiderstehliche Wunsch, in diesem Boot fahren, in jenem warmen Weiß uns wiegen zu können. Aber wir möchten auch in jener warmen, weichen Barke nicht allein fahren!

Gewiß haben zu verschiedenen Zeiten Menschen von verschiedener Rasse und Zivilisation Gedanken von Wollust beim Anblick des Schwans gehabt, der so entzückend weich und leicht auf den Wassern schwebt; mit gutem Grunde ist die zoologische Mythologie dieses schönen fürstlichen Tieres so reich, welches in jeder Beziehung würdig ist, in den Gärten und Parks der großen Herren neben dem Pfau zu glänzen.

...es rudert in der Wellen Mitte
Der Schwan und teilt mit seiner weichen Brust
Den Silbersee. Parini.

Dich werden wir versenken in die Flüsse,
Wo Schwäne mit Najaden sich vereinen:
Wo auf dem Wasser sie mit Silberzittern
Wie Mondlicht scheinen.
Carducci.

....Von den Gefiederten,
Die Blumen, Luft und Seeen lieben, ist
Der schöne Fürst der Schwan, mit sanfter Herrschaft
Der Grazien regiert er die Vasallen
Und lächelt zu der anderen Vögel Schar,
Den hoch erhabnen Adler froh verehrend.
Es schlüpfen unter seinem Buge sicher
Die Silberfische hin, und wenn der Stutzer
Als treuer Wirt besucht beim Morgenrot
Der Fischlein tieferes Bereich, begierig
Nach frischerm Bade, dann erglänzt in Perlen
Auf seinem reinen Federflaum die Sonne.

Foscolo.

Un cygne blanc nageant sur la nappe limpide,
En y plongeant son cou qu'enveloppe la ride,
Orne sans le ternir le liquide miroir,
Et s'y berce au milieu des étoiles du soir.
Mais si, prenant son vol vers des sources nouvelles,
Il bat le flot tremblant de ses humides ailes,
Le ciel s'efface au sein de l'onde qui brunit
La plume à blancs flocons y tombe et la ternit,
Comme si le vautour, ennemi de sa race,
De sa mort sur les flots avait semé la trace;
Et l'azur éclatant de ce lac enchanté
N'est plus qu'une onde obscure où le sable a monté.

Lamartine.

....le cygne blanc qui vogue sur la trace
Du cygne sur l'onde glissant.

Lamartine.

Le cygne déployant la neige de ses ailes.

Mme de Girardin.

Sans bruit, sous le miroir des lacs profonds et calmes,
Le cygne chasse l'onde avec ses larges palmes
Et glisse. Le duvet de ses flancs est pareil
A des neiges d'avril qui croulent au soleil:
Mais ferme et d'un blanc mat, vibrant sous le zéphire,
Sa grande aile l'entraîne ainsi qu'un lent navire.
Il dresse son beau col au-dessus des roseaux,
Le plonge, le promène allongé sur les eaux,
Le courbe gracieux comme un profil d'acanthe,
Et cache son bec noir dans sa gorge éclatante.

Sully Prudhomme.

. . . .

Zeuge dem Wundergeschick*) war der stheneleische Cyknus,
Welcher, obgleich sehr nahe durch mütterlich Blut dir vereinigt,
Näher an Sinne dir war, o Phaëthon. Dieser, entweichend
(Denn der Ligurer Stämm' und mächtige Städte beherrscht' er)
Aus dem Gebiet, durchtönte die grünenden Ufer mit Klagen,
Und des Eridanus Flut und den volleren Wald der Geschwister.
Schnell wird zarter die Stimme dem Manne, und flaumige Federn
Bergen ergrauend das Haar, und lang empor von dem Busen
Streckt sich der Hals; auch bindet ihm Haut die errötenden Finger;
Fittige decken die Seit', und stumpf ist am Antlitz der Schnabel.
Cyknus erneut sich zum Schwan. Noch stets mißtraut er dem Himmel
Jupiters, eingedenk des grausam gesendeten Feuers.
Sümpf' und verbreitete Seeen bewohnet er. Hassend die Gluten,
Hat er zur Wohnung erwählt die der Glut feindseligen Wasser.

Ovid, Verwandlungen, II. Buch. (Voß.)

---

*) Der Verwandlung der Heliostöchter in Bäume.

Sonne.

Unter allen anthropomorphen oder tierischen, symbolischen oder himmlischen, physischen oder metaphysischen Gottheiten ist keine mit größerem Rechte verehrt worden, als die Sonne. Kein Mensch konnte die Sonne sehen ohne ihr Bewunderung oder Ehrfurcht zu zollen, ohne sie anzubeten oder zu besingen, und noch heute ist eine der höchsten Hyperbeln, die der Liebende auf dem Altar der Liebe seiner Schönen darbringt, die, wenn er sagt: „O, Sonne meines Lebens!“

In der Welt der sichtbaren Dinge ist keines göttlicher als die Sonne. Sichtbarer als alles andere, und doch unsern Augen nicht sichtbar, die zu schwach sind, um die Fülle des Lichts zu ertragen; so weit von uns entfernt, daß wir sie nur mit unserm Wunsch erreichen können, und doch so nahe, daß sie unsere Haut mit ihren Strahlen berührt und in jeden Blütenkelch eindringt; so allmächtig, daß sie das Leben säet, wohin ihre Strahlen reichen, und doch so leutselig, daß sie das Fell des bescheidensten Tierchens kost, das sie mit schimmerndem Licht umglänzt; so hoch, daß sie alle Dinge unsers Planeten beherrscht, und doch bescheiden genug, um in einem Diamanten oder einem Tautropfen zu glänzen; die Befruchterin alles Lebens und Vermittlerin jeder Liebe auf Erden; eine wahre, echte Gottheit und die Quelle aller irdischen Freuden. Wenn sie erscheint, so bedeutet es Leben, Fröhlichkeit, Tag, Wärme,

Licht; wenn sie verschwindet: Tod, Traurigkeit, Nacht, Kälte und Finsternis.

Nach all diesem werdet ihr mich fragen, ob die Sonne denn schön sei. Nein, sie ist nicht schön, weil unsre gar zu armen Sinne ihre Macht nicht ertragen können; weil es uns versagt ist, ihr ins Antlitz zu schauen, gleich wie bei gewissen Göttern und gewissen Fürsten des Orientes, die hinter dem Altar stehen, aber auf dem Altar stets unsichtbar bleiben. Nein, die Sonne ist nicht schön, weil sie für die Schwäche unsers Auges zu gewaltig ist. Die Sonne ist allmächtig, ewig gut und groß; sie ist die erste Quelle alles Lebens, aller Kraft, aller irdischen und planetaren Energie; sie ist die rechte Mutter aller Wonnen der Schöpfung, aller Blütenblätter, aller reizenden Locken der Frauen. Sie färbt die Blumen und das Fleisch; sie glänzt in den Juwelen und in den Augen, in den Meereswogen und den Wolken des Himmels. Aber sie ist nicht schön, denn sie ist die Schönheit selber; unsre Sprache wollte ihre Göttlichkeit nicht profanieren, indem sie für sie einen Superlativ der Superlative schuf. Sie allein kann wie der Jehovah der Bibel sagen: „Ich bin, der ich bin, ich bin das Sein!“*)

Die Dienerin, die größte, der Natur,
Die sich die Himmelskraft zum Spiegel machte,
Die leuchtend zeigt der Zeiten Maß und Spur.

Dante. (Str.)

*) Ueber die Gefühle, die das Licht hervorruft, siehe: Mantegazza, Die Ekstasen des Menschen.

Dann macht' er, festen Blicks zur Sonne sehend,
Für die Bewegung seinen rechten Fuß
Zum Mittelpunkt, sich mit dem linken drehend.
„O, süßes Licht, du flößest den Entschluß
Zum neuen Weg mir ein, du führ' uns weiter,"
Begann er, „wie ein treuer Führer muß.
Du wärmst die Welt, du machst sie hell und heiter!
Nie wandle man, wenn sich dein Glanz verhehlt,
Drängt nicht die Not, und Er sei unser Leiter."

Dante. (Str.)

Die Sonn' indes, am weiten Himmelsbogen
Stets höher steigend, wirft ihr stärkres Licht
Hell auf die Waffen; wie mit Glut umzogen
Strahlt das Metall; das Aug' erträgt es nicht.
Ein Feuermeer scheint durch die Luft zu wogen,
Wie wenn ein Brand durch nächtlich' Dunkel bricht.

Tasso. (G.)

Die Sonne auf dem nahen Hügel glühet
Und von der Hitze, die zurückeprallt,
Erscheinen Luft und Boden wie verbrühet;
Es schmölze Glas vor dieser Glut Gewalt.

Ariosto.

Es geht das Licht, dem Glas und Perlen gleichend,
Hervor mit bunten Säumen hell und klar,
Und wird, durch die verschiednen Dünste streichend,
Gesättiget mit Farben ganz und gar,
Grün, rot und gelb, Türkisenglanz erreichend,
Stellt es sich sanft und schön dem Auge dar.
Auf seidenen Gemälden glänzen Lichter
Und scherzen um die lachenden Gesichter.

Monti.

Des Menschen Augen suchen sterbend noch
Die Sonne, und den letzten Seufzer sendet
Wohl jede Brust dem flieh'nden Lichte nach.
Foscolo.

. . . . die Sonne
Mit gleichgültigen Strahlen
Befruchtet zugleich das Gift der Schlangen
Und der Veilchen Wohlgeruch. Aleardi.

So wie das Licht in schnellem Lauf
Von Ding zu Dingen eilet
Und weckt verschiedne Farben auf,
Wo immer es auch weilet . . . .
Alessandro Manzoni.

Am neuen Himmel durch den Nebelschleier,
Da schimmerten der Sterne lichte Reihn,
Die einen von der Glut der Rosenfarbe,
Die andern bleicher und von gelbem Schein.
Wohl tausend Sphären auf der schnellen Reise
Durchmaß in tausend, abertausend Jahr'
Den stillen Ätherraum der Strahl des Lichtes,
Der jetzt erst glänzt im Menschenaug' so klar.
. . . .
Wozu die Lichter all, wozu die Welten,
Leuchtfeu'r von Häfen fern und unbekannt,
Hinsterbend flackernd oder neu erstehend
In Feuersbrünsten und gewalt'gem Brand.
Zanella.

Die Sonne leuchtet durch die blauen Weiten,
Wo die Abruzzen ragen zum Azur,
Und mit noch größrer Liebe strahlt ihr Lächeln
Den Bergen Umbriens und der grünen Flur.

In ros'gem Lichte sanfte Quellen fließen
Hin zwischen den Gebirgen leis und hold;
Nicht rauschend, schäumend, nur in weichen Wogen,
Im Nebelduft von Violett und Gold.

Vielleicht, Italien, ist's im Hochzeitsbette,
Vom Meer umschränkt, dein duftend Haar so licht,
Das unterm Kuß des ewigen Geliebten
Den schönen Busen ringelnd dir umflicht.

Carducci.

Wie du Sonne des Abends von Asien,
Mit Farben den Himmel erfüllest,
Wie du Sonn' aus dem Meer mit enthüllest
Des Schmerzes verborgenes Glück.
In der Ferne dort am Horizonte,
Wo Himmel nnd Meer sich vereinet,
Dein flammender Glutball erscheinet
Ein Vulkan dem bezauberten Blick! Regaldi.

Ami de la pâle indigence,
Sourire éternel au malheur,
D'une intarissable indulgence
Aimante et visible chaleur;
Ta flamme, d'orage trempée,
Ne s'éteint jamais sans espoir;
Toi! tu ne m'as jamais trompée,
Lorsque tu m'as dit: „Au revoir!"

Mme Desbordes Valmore.

Lustre des apparentes voûtes,
Le soleil fait les choses, toutes,
Sur notre globe, avec des gouttes
De sa source impossible à toucher du regard!
La chair, en brûlant, fait notre âme;
L'amour, brûlé, fait par la femme,
Tout est l'amour, tout est la flamme,
Et le centre est partout qu'on ne voit nulle part!

Jean Aicard.

Eh bien! dit le soleil, tu vois, oiseau superbe;
Si pour moi la montagne est plus haute que l'herbe,
Rien n'est ni grand ni petit devant mes yeux géants:
La goutte d'eau me peint comme les océans;
De tout ce qui me voit je suis l'astre et la vie;
Comme le cèdre altier l'herbe me glorifie;
J'y chauffe la fourmi, des nuits j'y bois les pleurs,
Mon rayon se parfume en traînant sur les fleurs!
Et c'est ainsi que Dieu, qui seul est sa mesure,
D'un œil pour tous égal voit toute sa nature.

Lamartine.

Dejà je vois sous ce rivage
La terre jointe avec les cieux,
Faire un chaos délicieux,
Et de l'onde et de leur image
Je vois le grand astre du jour
Rouler dans ce flottant séjour
Le char de la lumière;
Et, sans offenser de ses feux
La fraîcheur coutumière,
Dorer son cristal lumineux.

Racine.

L'Indien, élevant son âme,
Aux voûtes de son ciel d'azur,
Adore l'éternelle flamme
Prise à son foyer le plus pur:
Au premier rayon de l'aurore
Il s'incline, il chante, il adore
L'astre d'où ruisselle le jour;
Et le soir sa triste paupière
Sur le tombeau de la lumière
Pleure avec des larmes d'amour.

Lamartine.

Stechpalme.

Sie ist einer der schönsten Sträucher unsrer Wälder. Ihr satirischer Name, der ihr wegen ihrer spitzigen Blätter gegeben worden, darf uns nicht verhindern, sie zu bewundern.

Langsam und ruhig wächst sie auf, im Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit ihres Holzes, dessen schwarze Farbe dem Ebenholz ähnlich ist, und im Vertrauen auf die Spitzen ihrer Blätter, die sie vor den Kindern und den Holzfällern beschützen, und mit Zeit und Geduld gelangt sie nicht selten bis zur Baumesgröße.

Auch mitten im Sommer, wenn ihre andern Brüder mit dem Pomp der Äste und der unendlichen Mannigfaltigkeit des Laubes Staat machen; wenn Waldreben und andres dichtes Gestrüpp die Sträucher zu ersticken drohen: dann lenkt die Stechpalme die Aufmerksamkeit des Freundes der Natur und der Einsamkeit auf sich, indem sie alle ihre geringeren Rivalen durch den fast metallischen Glanz ihrer tiefgrünen Blätter und ihrer purpurnen Beeren aussticht.

Vielleicht keine andre Pflanze weiß auf ihren Zweigen einen größeren Reichtum und mehr Kontraste von Smaragd und Purpur zu vereinigen. Kein Grün ist satter, kein Rot ist reicher an lebendiger Blutfarbe als das ihrige. In dem Farbenkonzert des Waldes bringt sie die lebhaftesten Töne hervor.

Ihre Lebenskraft ist so zähe, daß mitten im Winter, wenn die andren, während des Sommers triumphierenden Rivalen ihr Laub verloren haben und im Schweigen des Frostes ausruhen, die Stechpalme allein den Smaragd und Purpur aus der warmen Jahreszeit mitten unter Eis und Schnee bewahrt. Sie tröstet dann das Auge durch eine Farbenpracht, die jahrelang dauert und immer sich selber gleich bleibt.

Auch wenn sie von Menschenhand gebrochen und in den Schatten unsrer Häuser oder in das Gefängnis unsrer Winterstuben gebracht wird, bewahrt die Stechpalme wochen-, ja monatelang die Frische ihrer grünen Blätter und purpurnen Beeren.

Um Weihnachten sammeln daher Kinder und Frauen Zweige der Stechpalme und schmücken damit die Häuser, sowie die Krippe, in der das Christkind schläft, womit sie in die trübsten, nebeligsten Tage des Winters eine Erinnerung an Jugend und Frühling bringen.

Des chèvres, des brebis et de grasses génisses,
Celles-là se pendant aux fleurs des précipices,
Celles-ci dans le pré plongeant jusqu'au genoux,
Ruminaient en passant sous des buissons de houx.
Lamartine.

Là, le chevreuil, champêtre et doux,
Bondit aussi dessus les houx
En courses incertaines. Racine.

Stein — Mineral.

Auch die Steine können schön sein; viele Naturforscher wurden nur wegen ihres ästhetischen Kultes der Steine zu Mineralogen.

Den Steinen fehlt Bewegung, Leben, aber wenn sie krystallisieren oder in das Reich der Mineralien hinaufreichen, erlangen sie eine eigene Physiognomie, eine ausgesprochene Individualität, und wer sie mit wissenschaftlicher Hand berührt und mit künstlerischem Auge betrachtet, kann und wird viel verborgene Schönheit an ihnen entdecken.

In meinen „Ekstasen des Menschen“ habe ich von einem Mönch erzählt, der vor vier solchen mehr seltsamen als kostbaren Exemplaren niederkniete, die der Insel Elba, dem großen Mineralienkabinett, entnommen waren und die er „die vier Evangelisten“ nannte.

Die Minerale glänzen wie bearbeitete Krystalle und schillern wie Waffenschmuck; sie zeigen alle Farbenabstufungen, von denen des Pfauenschweifes bis zu der Durchsichtigkeit des wundervollen Glases von Murano. Einige sind eisenhaltig und flammen im Lichte wie Panzer oder wie ein Feuerwerk, andre sind wie Marmor, Malachit oder Jaspis und übertreffen alle Wunder der von Menschenhand gearbeiteten Gewebe. —

Wenn ich aber mein Schicksal mit meinen Wünschen übereinstimmend machen könnte, so würde ich wünschen, daß alles, was mich in meinem Hause umgiebt, aus

dem Reich des Lebenden genommen wäre: Holz oder Seide, Elfenbein und Ebenholz, Stoffe von Sammet oder Vigognewolle, — aber nichts von Stein. Ich lebe zwischen dem Lebendem.

Marmor, Jaspis, Granit, Porphyr bleibe den Tempeln und den Friedhöfen, den Triumphbögen und den Monumenten geheiligter Erinnerung. Der kalte Stein ist für das, was nicht mehr in warmem Leben pulst, für das, was länger dauern soll als das flüchtige Gedächtnis der Menschen. Solange wir leben, nimmt uns zuerst der warme Schoß des Mutterleibes auf, dann der warme Busen des Weibes, dann ein anderes, größeres Nest, das stets aus Geweben zusammengefügt, die von Lebendigem stammen und die unsere Lebenswärme bewahren.

. . . mais d'immenses cités,
De grands blocs arrachés aux montagnes, bâties
Pour leur faire des nids, de terre sont sorties.
Le marbre, le granit, d'éblouissants métaux,
Fondus dans la fournaise ou taillés aux marteaux,
Que la terre à vos yeux cache dans ses entrailles,
Couvrent leur ciel de bronze ou forment leurs murailles.

Lamartine

— “ Vois, mon fils! cette terre, immobile à tes yeux,
Plus que l'air, plus que l'onde et la flamme est émue.
Car le germe de tout dans son ventre remue,
Dans ses flancs ténébreux, nuit et jour en rampant,
Elle sent se plonger la racine serpent
Qui s'abreuve aux ruisseaux des sèves toujours prêtes,
Et fouille, et boit sans cesse avec ses milles têtes.
Mainte flamme y ruisselle, et tantôt lentement
Imbibe le cristal qui devient diamant.

Tantôt dans quelque mine éblouissante et sombre!
Allume des monceaux d'escarboucles sans nombre,
Ou, s'échappant au jour, plus magnifique encor,
Au front du vieil Etna met une aigrette d'or,
Son flanc universel incessamment tressaille
Toujours l'intérieur de la terre travaille.
Goutte à goutte, et sans bruit qui réponde à son bruit,
La source de tout fleuve y filtre dans la nuit.
Elle porte à la fois, sur sa face où nous sommes,
Les blés et les cités, les forêts et les hommes.

Victor Hugo.

Stern.

Die Sterne sind die Diamanten des Himmels, aber weit schönere als die unsrigen, weil sie in ewiger Jugend schimmern und nie die ruchlosen Begierden wie jene erwecken; ja, schöner sind sie, da sie allen Menschen gehören, welche Augen zu sehen und Herzen zu fühlen haben; weil sie nicht auf der Wage des Juweliers und des Wucherers gewogen werden; weil sie, für unsre Blicke unendlich klein, für das Auge unsers Geistes ungeheuer große Welten sind; weil sie zahllose Welten erleuchten und erwärmen und mit der Geduld alles dessen, was ewig ist, Jahrhunderte gebrauchen, um uns ihren Lichtgruß zuzusenden.

Die Ästhetik der Sterne ist eine hohe, geheime Psychologie. Mit unsern armen künstlichen Lichtern können wir für einige Zeit den niedrigen Himmel, der unter den Wolken ist, mit ebenso viel Sternen

bevölkern, wie sie das Firmament besitzt, und können leuchtendere Lichter anzünden in satterem Purpur, Blau und Grün. Aber unsere Sterne zerfallen in ein Häuflein Asche; die Sterne des Himmels aber strahlen seit Jahrtausenden, dort oben, wo unsre Hand niemals hinaufreicht. Sie fanden mit demselben Glanz wie heute ihren Wiederschein in den stieren Augen des Plesiosaurus und des Mastodon und werden noch auf unsern Planeten herniederschimmern, wenn auf ihm, der zu einer vereisten Schlacke geworden, kein menschlicher Seufzer, kein Rascheln des Laubes mehr gehört werden wird.

Die Ewigkeit, welche als wirkliche Thatsache für uns undenkbar ist, erscheint uns wahr und faßbar, wenn wir an das Leben der Sterne denken, und niemals haben sich auf einen kleineren Punkt solche Legionen von Gedanken, von Wünschen und Phantasien geheftet, als auf einen Stern. Wenn in der Stille der Nacht in unsrer Seele die Phantasmen des Zweifels und des Glaubens erwachen, und unsre Blicke sich in dem unendlichen Gewölbe des Himmels verirren, dann weilt das Auge bei Stern um Stern, und jene leuchtenden Punkte sind gleich Lesezeichen, welche unsre Gedankenreihen ordnen. Wenn ein Mensch einen Stern betrachtet, so verbindet sich durch einen Lichtstrahl das Kleinste mit dem Größten, und zwischen diesen beiden Polen vibriert auf der einen Seite ein Atom, welches denkt, auf der andern eine Welt, welche lebt. An den beiden Extremen dieser Linie bebt hier eine arme Kreatur, welche

einen Tag dauert, dort ein Leben des Lichts, welches seine Minuten und Sekunden nach Hunderten von Säkulen zählt.

Bezaubert eilt das Auge von jenem Sonnenstaub der Milchstraße zu den kleineren, mittleren, größeren Sternen, um endlich bei den roten, blauen, wechselnden und zitternden Sternen lange zu verweilen; mit mehr Vertrauen und Liebe ruht es auf den Sternen, die nicht zittern, auf den Planeten, den Brüdern unsrer Erde, auf denen Geschöpfe leben, die da leiden und lieben gleich uns. Sterne, Sonnennebel und Planeten bewegen sich durch den unendlichen Himmelsraum, die erhabene Wölbung des großen Weltentempels, gleich den launig in einen schwarzen oder blauen Sammetmantel gewebten Diamanten.

Am Tage löscht die Sonne, der einzige Stern, den wir unser nennen können, alle die andern größern Sterne aus, um uns zu der Mühe und Arbeit des täglichen Lebens zu leuchten; nachts aber entzünden sich die Myriaden der Sterne, denen die Maße unserer Ziffern und Geometrie nicht gerecht werden können, um uns Gedanken und Sehnsucht zu erwecken; um uns unsre unendliche Kleinheit wie zugleich unsre unendliche Größe fühlen zu lassen. Klein sind wir, da wir nur ein Atom von der Lebenszeit eines Sternes durchleben; groß, weil wir denken, das Leben der Sterne abwägen und ihre Reise auf der großen Heerstraße des Kosmos verfolgen können.

Wie jene lichten Reihn der stillen Sterne
Von Zeit zu Zeit ein Blitzen schnell durchläuft,
Das ruhig schau'nde Auge überraschend;
Es scheint ein Stern, der seinen Ort verändert,
Als ob sich nur ein Teil dort, wo er flammt,
Verlöre, und es währt nur kurze Zeit.

Dante.

Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich, weilend in dem Arm der Liebsten,
Euer und der Mitternacht vergessen. Goethe.

.... l'étoile pareille à l'espoir solitaire,
Qui vient, quand le jour fuit la terre
Mêler son orient au soir. Victor Hugo.

Dans sa création tout est joie et sourire;
L'étoile qui regarde et la fleur qui respire,
Tout est flamme et parfum!

Victor Hugo.

Astres, amis du cœur, qui regardiez des cieux!
De l'éclatante nuit brillantes providences,
Étoiles où montaient leurs chastes confidences!
Yeux ouverts du Seigneur sur l'ombre des déserts.

Lamartine.

.... aux bords du ciel de légères étoiles
Voguent dans cet azur comme de blanches voiles
Qui, revenant au port d'un rivage lointain;
Brillent sur l'Océan aux rayons du matin.

Lamartine.

Étoile, qui descends sur la verte colline,
Triste larme d'argent du manteau de la Nuit,
Toi que regarde au loin le pâtre qui chemine,
Tandis que pas à pas son long troupeau le suit.
Étoile, où t'en vas-tu, dans cette nuit immense?
Cherches-tu sur la rive un lit dans les roseaux?
Où t'en vas-tu si belle, à l'heure du silence,
Tomber comme une perle au sein profond des eaux?
Ah! si tu dois mourir, bel astre, et si ta tête
Va dans la vaste mer plonger ses blonds cheveux,
Avant de nous quitter, un seul instant arrête —
Étoile de l'amour, ne descends pas des cieux.

Alfred de Musset.

Étoile du matin. Vierge parmi les anges,
Flamme limpide au fond d'un azur argentin,
Dont le reflet transforme en éclairs l'eau des fanges,
O fraîche Étoile du matin!

Jeune fille du ciel, ô la première Étoile,
Compagne du Réveil à la famille d'or,
O rêve du berger, ô guide de la voile
Qui veilles sur tout ce qui dort!

. . . .
. . . .

O charmeuse lointaine, ésperance de l'âme,
Toi que même les cœurs ne touchèrent jamais!
J'ai rêvé cette nuit que tu devenais femme,
Belle Étoile, et que tu m'aimais!

Et je t'ai vue, Étoile, — ineffablement tendre —
Tandis que j'étais seul sur la grève, à songer,
Par pitié lentement t'emouvoir et descendre
Dans le cœur obscur du berger.

Léon Valade.

Étoiles, fleurs d'argent des jardins de la nuit,
Vous qui vous entr'ouvrez au ciel crepusculaire
Comme pour rassurer les hôtes de la terre
Sur la fuite du jour, des couleurs et du bruit,

Étoiles, je vous aime! et pendant la veillée
Mon regard vous épie au fond du firmament,
Et mon âme vers vous monte amoureusement,
Plus éprise toujours et plus émerveillée.

André Theuriet.

Dis-moi, mobile étoile aux ailes de lumière,
Qui poursuis dans l'azur ton vol mystérieux,
Où va ta course? est-il un but à ta carrière?
Cloras-tu quelque part tes ailes dans les cieux?

Lacaussade.

Over her head the stars, the thoughts of God in the heavens,
Shone on the eyes of man, who had ceased to marvel and worship.

Longfellow.

There is no light in earth or heaven,
But the cold light of stars;
And the first watch of night is given
To the red planet Mars.

Is it the tender star of love?
The star of love and dreams?
O no! from that blue tent above,
A hero's armour gleams. Longfellow.

Stiefmütterchen.
(Viola tricolor.)

Die Botaniker müssen Recht haben, ja, sie haben gewiß Recht, wenn sie das Stiefmütterchen neben das Veilchen einreihen, indem sie aus einer Gattung

zwei Spezies machen und sie mit den Namen Viola tricolor und Viola odorata taufen. Aber in der Psychologie und Ästhetik ist ein großer Abstand zwischen diesen beiden Blumen. Sie haben niemals einen Gruß mit einander ausgetauscht, als wären sie einander im Laufe des Lebens zufällig begegnet und hätten eine gegenseitige Abneigung empfunden. Das hindert aber nicht, daß alle beide schön sind. Die Blumen wissen nichts von eklektischer Philosophie.

Das Stiefmütterchen, auch wenn es wild am Ackerrain oder auf Wiesen wächst, verbirgt sich niemals; im Gegenteil, es läßt sich sehen und scheint mit seinem aufrechten Stengel und seinem koketten Köpfchen sagen zu wollen: „Seht mich an, hier bin ich!“

Fast nie bescheidet es sich mit einer einzigen Farbe, sondern es vereinigt Violett mit Gelb und Blau und gefällt sich in launigen und kühnen Streifungen und Flecken.

Wird es vom Felde in den Garten versetzt, so läßt es sich auch dort sehen und bewundern und schmiegt sich allen Ansprüchen der Mode, breitet seine Blumenblätter zu ungemeiner Größe aus und kleidet sich in Sammet und Seide; es verändert sogar seine eigene Physiognomie, indem es entweder den Launen der vlämischen Schule oder der titianischen Palette gehorcht. Wenn es unsern Geldstücken gleichen will, so blinkt kein Skudo silberner, kein Marengo goldener, als diese Blume.

Das Violett der Prälatentracht, das Blau des Azur, das weiche Weiß der Wolken, das lichte Himmelblau der Vergißmeinnicht: jedes Kolorit dient ihren Toilettenlaunen, und von Jahr zu Jahr wechselt sie das Gewand, die Moden, die Tinten; kapriziös, phantastisch, aber immer selbstbewußt, immer sicher, allen zu gefallen. Nie beugt sie ihren Kopf vor der Sonne oder verbirgt ihn im Laubschatten, weil sie weiß, daß sie schön ist.

Was kümmert es sie, wenn man sie kokett und eitel schilt? War Eva nicht etwa ebenfalls eitel, und sind es nicht die Frauen auch, jene Blumen der Menschenwelt?*)

Stirn.

Sie ist der wesentlich menschlichste Teil unsers Angesichts, weil kein Tier eine eigentliche Stirne besitzt.

Zu ihrer Schönheit gehört, daß sie beim Manne hoch und breit, beim Weibe niedriger und schmäler sei; denn diese beiden verschiedenen Proportionen sind geschlechtliche Merkmale. So ist eine niedrige Stirn beim männlichen Geschlechte ebenso

*) In Italien heißt diese Blume Viola del Pensiero, etwa soviel wie Gedanken-Veilchen; einige hier folgende, auf diesen Namen bezügliche Betrachtungen des Autors können deshalb hier nicht wiedergegeben werden, weil sie unserm Begriff des „Stiefmütterchens" nicht entsprechen.
D. Übers.

häßlich, wie eine zu umfangreiche beim weiblichen. Die Frau verleiht der Stirn einen für das Geschlecht noch ausgeprägteren Charakter, indem sie dieselbe mit einem Bande umgürtet wie im alten Griechenland oder sie mit einer Franze von Löckchen schmückt, wie es heute Mode ist.

Der Mann dagegen streicht nicht selten die Haare aus der Stirn, um den Vorhof des Gedankentempels imposanter erscheinen zu lassen. Die Stirn des Weibes muß, um schön zu sein, senkrechter aufsteigen als bei uns, was auch für das Geschlecht typisch ist. Beim Manne hingegen muß sie sich sanft nach hinten wölben, sodaß ihre eigene Bogenlinie mit der occipito-frontalen Kurve, fast ohne Winkel, verschmilzt.

Dennoch kann eine außerordentlich große Stirn selbst beim Manne häßlich sein, weil dadurch das Proportionsgesetz des Gesichtes verletzt wird. Ferner ist es bei beiden Geschlechtern häßlich, wenn sie zu weit nach hinten ausweicht, wie beim Neger, beim Australier und im allgemeinen bei allen niederen Rassen; sie ist immer häßlich, wenn unregelmäßiger Haarwuchs sie überwuchert und verunziert, so daß ihre Fläche weder rechtwinklig, noch harmonisch gewölbt erscheint.

Die Beweglichkeit der Stirn verleiht dem männlichen Gesichte große Ausdrucksfähigkeit, beim Weibe würde diese Beweglichkeit störend wirken. Wenn die Falten und Runzeln den psychischen Charakter des Mannes hervorheben, so machen sie die weibliche

Stirn stets unschön, die wir glatt, eben, weich und sanft sehen wollen, wie alles am Frauenkörper. Auch die gewölbten Augenbrauen tragen wesentlich zum Charakterausdruck der männlichen Stirne bei, dem Weibe aber geben sie ein grobes, fast brutales Aussehen.

Sturm. — Orkan. — Gewitter.

Ein ganzes Buch würde kaum genügen, um die schreckliche Schönheit der elektrischen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde zu beschreiben, welche die klare Stille des schönen Wetters und den Frieden der Natur unterbrechen.

Alle diese Schönheiten gehören in die Welt des Schrecklichen und können nur genossen werden, wenn wir uns im Schutz vor Regen und Blitz befinden; wenn wir weder für unsre Person, noch für unsre Felder und Häuser Schaden zu fürchten haben. Fühlt das Herz mit den Leiden andrer, so tötet der Gedanke, daß das Gewitter auch über das, was nicht unser ist, Zerstörung bringt, die Bewunderung, und das Mitleid unterdrückt den ästhetischen Genuß.

Ein Sturmwetter ist um so schöner, je schrecklicher ist es, je gewaltiger der Aufruhr der Elemente tobt.

Es giebt Gewitter von so harmlosem Charakter, daß sie uns nur die Empfindung eines kleinen Naturdramas geben, aber es giebt auch so fürchter-

liche Gewitter, daß wir vor Bewunderung und Schrecken verstummen.

Da verdunkelt sich der Himmel, und die Sonne verbirgt sich zwischen schwarzem, drohendem Gewölk. Die Wolken ziehen herbei wie Schlachtheere, und während niedrige und schnellere von Osten nach Westen jagen, ziehen höhere langsam von West nach Ost. Die Sonne erscheint und verschwindet in kurzen Zwischenräumen, während am fernen Horizonte gigantische Kumuluswolken, von der Sonne schneeig vergoldet, unbeweglich wie Beobachter dastehen. Blitze zucken, aschgraue Wolken fluten durcheinander, wie von elektrischen Strömen getrieben, welche sie mit blauen, goldenen, silbernen Lichtern durchfunkeln. Dann und wann schlängeln sich Zickzackblitze durch den düstern Wolkenozean. Wenige große Regentropfen fallen klatschend zur ausgedörrten Erde. die sie gierig aufsaugt. Nun verdichten sich die Tropfen zu rauschendem Regen, der auf Blätter, Steine, Tiere, Gebäude niederprasselt. Endlich genügt der Regen nicht mehr in dem Kampfe, den der Himmel mit der Erde führt, und er peitscht sie mit Hagelkörnern, die auf dem Boden rasseln und springen, wie aus einem Eisgeschoß abgefeuert. Die Schwalben flüchten wirbelnd durch die Luft; der Wind heult um Häuser und Bäume; Straßen werden zu schlammigen Strömen; dann verschwinden Schlamm und Ströme, von der Erde und von den Abzugskanälen aufgesogen, und das Antlitz des Planeten wird in einem allgemeinen

Bade gewaschen. Blitz und Donner entfernen sich, als ob das siegreiche Heer den fliehenden Feind verfolge, und auch die Wolken eilen fort in unbekannte Regionen, hie und da eine Oase blauen Himmels eröffnend. Spärlicher fließt der Regen, und in der letzten Tropfen blinkt die Sonne, die das verlorene Terrain zurückgewinnt, während sich über den leuchtenden Perlen groß und herrlich der Regenbogen erhebt, wie eine Brücke der Versöhnung zwischen zwei Feinden, die nach beendeter Schlacht einander die Hände reichen und wieder Freunde werden.

Von diesem klassischen Gewitter, welches jeder oft genug manchmal im Laufe eines einzigen Sommers bewundert hat, führen verschiedene Grade zu jenen Ungewittern hinauf, welche Meer und Erde umwälzen, welche Wälder niederbrechen, als wenn die Bäume Strohhalme wären; welche auf dem Meere gigantische Wogen erzeugen, die Schiffe und Inseln überfluten.

Ich verzichte auf die Beschreibung eines Seesturmes, weil ich die Machtlosigkeit meiner Feder empfinde. Obwohl ich auf meinen langen Reisen verschiedene bewundern konnte, glaube ich, daß nur das rhythmische Wort des Dichters mit all seiner Macht imstande ist, ein fernes, blasses Bild von diesem vorübergehenden Chaos zu geben, welches alle Elemente durcheinander wirbelt, und uns aus Schrecken in Schrecken, aus Bewunderung in Bewunderung versetzt.

Und Sonn' und Tag entfliehn, vom schwarzen Schleier
Sogleich verhüllt; mit mehr als Höllengraun
Entflammt der Himmel sich in düsterm Feuer,
Läßt Bitze nur und Wetterstrahlen schaun.
Der Donner rollt; herab stürzt, ungeheuer,
Des Hagels Kraft, zerschlägt, bedeckt die Aun,
Der Sturmwind tobt, die Bäume rings zersplittern;
Nicht Eichen bloß, auch Fels und Hügel zittern.

Tasso. (G.)

Doch die Gewalt des Regenstroms, das Toben
Des wilden Sturms verfolgt sie auch noch dort.
Das Feuer wird verlöscht; der Wind von oben,
Die Flut von unten bringt an jeden Ort,
Zerreißt das Tuch, bricht Pfähle, führt, gehoben
Aus ihrem Grund, die Zelte mit sich fort.
Geheul und Regen, Sturms und Donners Brausen
Betäubt die Welt mit Harmonien voll Grausen.

Tasso. (G.)

Des Himmels heitres Blau verschwand,
O Doris, Winde brausen
Durchs grüne Laub, es folgen sich
Nun Stille, Angst und Grausen.

Die Vögel all verbergen sich
In ihrem Nest mit Beben,
Dem nicht die holden Lieder mehr
Mit süßem Ton entschweben.

Allein die Schwalbe sieht man hoch
Mit raschem Flatterflügel
Hinschießen über Sumpf und Moor
Und über Wasserspiegel.

Foscolo.

Ein Dunkel, finstrer als der Nächte Grauen,
Hüllt undurchdringlich ihn in Schatten ein.
Auf Augenblicke nur erhellt die Auen
Furchtbarer Blitze dunkelroter Schein.

Tasso. (G.)

In dem Seeland, wo erblühet
Traurig einst mein Frühlingstag,
Dort nur schwebet mein Gedanke
Mit dem Sturm und Donnerschlag.

Dorten von dem schwarzen Himmel
Schau ich auf mein Vaterland,
Senke mich mit Blitz und Donner
Tief auf mehr Meer und Hügelstrand.

Carducci.

On voit sur l'horizon de deux points opposés
Des nuages monter dans les airs embrasés;
On les voit s'épaissir, s'éleve et s'étendre,
D'un tonnerre éloigné le bruit s'est fait entendre:
Les flots en ont frémi, l'air en est ébranlé,
Et le long du vallon le feuillage a tremblé;
Les monts ont prolongé le lugubre murmure,
Dont le son lent et sourd attriste la nature.
Il succède à ce bruit un calme plein d'horreur,
Et la terre en silence attend dans la terreur;
Des monts et des rochers le vaste amphithéâtre
Disparaît tout à coup sous un voile grisâtre;
Le nuage élargi les couvre de ses flancs,
Il pèse sur les airs tranquilles et brûlants.

Saint-Lambert.

Surpris par l'ouragan comme un aiglon sans ailes,
Qui tombe du grand chêne au pied de l'arbrisseau,
Faible enfant, du malheur j'ai su les lois cruelles,
L'orage m'assaillit voguant dans mon berceau.

Victor Hugo.

Frères de l'aigle! aimez la montagne sauvage:
Surtout à ces moments où vient un vent d'orage,
Un vent sonore et lourd qui grossit par degrés,
Emplit l'espace au loin de nuages et d'ombres,
Et penche sur les bords des précipices sombres
Les arbres effarés. Victor Hugo.

Sturmvogel.

Ich überlasse es den Ornithologen, zu entscheiden, welche Genera und Spezies von Seevögeln diesen Namen wirklich verdienen. Für den Poeten und Naturfreund sind Sturmvögel alle die Vögel, welche zwischen Meer und Himmel leben, mit ihren großen Flügeln zwischen jenen beiden blauen Abgründen schwebend, die der Mensch mit Segeln und Luftschiffen durchmißt.

Der Sturmvogel, ganz Flügel und Federn, besitzt einen sehr kleinen Körper, wie die himmlischen Boten des heiligen Angelicus; schnell wie der Wind, der ihn dahinträgt, unermüdlich wie die Woge, auf der er sich in kurzen Ruhepausen wiegt, erscheint er wie eine ideale Schöpfung der dichterischen Phantasie. Nur selten verweilt er auf dem festen Lande. Kaum hat er sein Nest gebaut und die Jungen aufgezogen, so kehrt er zum Meere und den Stürmen zurück. Das ist sein Leben, seine Freude. Er fliegt dahin, vom Winde getragen oder gegen den Sturm, im unermüdlichen und unerschrockenen Kampf mit den brüllenden Wogen und den Stürmen des Himmels.

Wenn die Wut des Orkans die Fische in die tiefsten Abgründe des Ozeans verjagt, die Küsten peitscht und Schiffe und Menschen vernichtet: dann fliegen die Sturmvögel furchtlos und ungefährdet dahin zwischen dem Wolkenhimmel und der schwarzen Meeresflut, wie weiße Flocken, die sich munter tummeln, Ruhepunkte für das Auge in dem Aufruhr der Elemente, gleichsam als wollten sie uns zeigen, daß das Leben doch stärker ist als die Natur, als Meer und Himmel.

Der Sturmvogel ist ein Triumphlied des Lebens über den Tod; es ist der Gedanke des Dichters, den der lyrische Schwung der Erde entreißt, der den Elementen trotzt und mit unerschrockenem Auge in die geheimnisvollen Abgründe der unendlichen Höhe und in die noch dunkleren Rätsel der unendlichen Tiefe blickt.

Wenn der Sturmvogel mit Tod und Zerstörung gescherzt hat; wenn der Himmel wieder blau wird und sich im ermüdeten, beruhigten Meere spiegelt, dann schimmert der Sturmvogel wie Silber im Sonnenschein, und ohne im Sturmgetümmel eine Feder verloren oder sich in den brausenden Wogen gebadet zu haben, schwebt er spielend durch die Lüfte, nähert sich auch dem festen Lande und den Menschen und grüßt sie mit seinem rauhen Gesange, fast als ob er ihrer spotten wollte, daß sie um die Sicherheit ihrer Schiffe von Stein, welche sie Häuser nennen, und ihrer Häuser von Holz, welche Schiffe heißen, gezittert haben. Mit gutmütiger Ironie scheint er zu

sagen: „Armer Sohn des Prometheus! Während du bebtest und auf den Knieen die Götter um Mitleid flehtest, habe ich, der ich weit kleiner bin als du, ohne andre Waffen als meine Flügel, dem Sturme getrotzt und gespielt mit Wind und mit Wellen."

Natürlich mußte daher der Sturmvogel zu allen Zeiten die Begeisterung der Dichter wecken; auch die Mythologie umgab ihn mit phantastischem Schimmer.

Alcyone (Sturmvogel) war die Tochter des Äolus und die Gattin des Cëyx. Ovid und Virgil erzählen uns in wunderbaren Versen, wie Cëyx in einem Schiffbruch umkam und das Meer den Leichnam an das Ufer warf, zu Füßen der Gattin, die ihn erwartete. Alcyone konnte dieses Unheil nicht ertragen und stürzte sich ins Meer. Thetis verwandelte beide aus Mitleid in Sturmvögel, und seit jenem Tage durchfliegen sie die Lüfte, getragen von einer ewigen Liebe.

. . . . und gleich dem Sturmvogel
Auf der Raa des Fahrzeugs im Schiffbruch,
So vom Gipfel des umstrittnen Hügels
Beschwichtigt er das Gemetzel mit dem Blick.
Aleardi.

Sturmvögel hörte man vom Meeresstrande
Das alte Unheil laut beklagen. Ariosto.

Es fuhr mein Schiff allein bei dem Geschrei
Der Sturmesvögel durch das wilde Meer.
Carducci.

L'alcyon ne vient plus, sur l'humide rivage
Aux tiédeurs du soleil étaler son plumage.
Delille.

Dans les champs que l'hiver désole
Flore vient rétablir sa cour,
L'alcyon fuit devant Éole,
Éole le fuit à son tour.
J. B. Rousseau.

Les soirs d'autômne quand l'orage
Sur les blancs contours de la plage
Sème la vague en tourbillons,
J'aime à venir sur cette rive
Écouter votre voix plaintive,
Alcyons! tristes alcyons!

Du bord de ces roches couvertes
De sable humide et d'algues vertes
Longtemps je vous poursuis de l'œil,
Hirondelles de la tourmente,
Qui, sur la mer sombre et fumante,
Voltigez d'écueil en écueil.

. . . .

Dans un berceau d'algue et d'écumes,
Reposent, frêles et sans plumes,
Vos derniers nés à peine éclos;
Fatigués par tant de secousses,
Ils usent en vain leurs voix douces
A vous rappeler sur les flots.

Et vous, comme en ces jours d'autômne
Les feuilles que l'arbre abandonne
S'en vont roulant sur les sillons,
Tels, au souffle du vent qui passe,
Vous disparaissez dans l'espace,
Alcyons, tristes alcyons! J. Autran.

....Quand les zéphyrs, sur leur aile fleurie,
Ramènent l'alcyon, doux espoir des nochers,
Le flot grondant s'apaise, et roule sans furie
Du sommet des rochers. Lebrun.

Toutes fragiles fleurs, sitôt mortes que nées
Alcyons engloutis avec leurs nids flottants.
Victor Hugo.

Semblable au doux regard qui précède l'aveu,
A la douce lueur qui devance le feu,
Au chant de l'alcyon qui promet le rivage,
Du bonheur qu'on attend je serai le présage.
Mme De Girardin.

Votre âge insouciant est si doux qu'on l'oublie!
Il passe, comme un souffle au vaste champ des airs,
Comme une voix joyeuse en fuyant affaiblie,
Comme un alcyon sur les mers. Victor Hugo.

The wind blows wild and free,
And like the wings of sea-birds
Flash the white caps of the sea.
Longfellow.

The Sea-diver.*)

My way is on the bright blue sea,
My sleep upon the rocky tide;
And many an eye has followed me,
Where billows clasp the worn sea-tide.

My plumage bears the crimson blush,
When Ocean by the sun is kissed!
When fades the evening's purple flush,
My dark wing cleaves the silver mist.

*) Ich kann es mir nicht versagen, dieses charakteristische Gedicht des mehrfach zitierten Longfellow hier mit anzuführen. D. Übers.

— — — — — — — — —

At night upon my storm-drenched wing,
I poised above a helmless bark,
And soon I saw the shattered thing
Had passed away and left no mark.

And when the wind and storm had done,
A ship, that had rode out the gale,
Sunk down without a signal-gun,
And none was left to tell the tale.

I saw the pomp of day depart —
The cloud resign its golden crown,
When to the Ocean's beating heart
The seilor's wasted corse went down.

Peace be to those whose graves are made
Beneath the bright and silver sea!
Peace that their relics there were laid,
With no vain pride and pageantry.

Longfellow.

Morgen war's; sie geht aus dem Haus an des Meeres Gestade,
Traurig den Ort zu besuchen, woher sie dem Fahrenden nachsah . . . .
. . . . Während sie, was auch geschehn, mit dem Blick auffrischt und ins Meer hin
Schauete, sieh, in der Ferne der flüssigen Wellen erscheint ihr
Etwas wie menschlicher Leib von Gestalt. Erst blieb, was es wäre,
Zweifelhaft ein wenig. Sobald es die Woge herantrug,
Und, obgleich noch entfernt, doch ein Leib zu sein es erhellte;
Wurde sie, ohn' ihn zu kennen, bewegt von dem Bilde des Schiffbruchs;
Und als ob sie den Fremden beweinete: „Wehe dir," rief sie,
„Wer du auch seist, und daheim der Verwitweten!" Näher geflutet

Kommt allmälig der Leib ....
....Es war der Gemahl. „Er ist's!“ ruft jene, zerreißend
Antlitz und Haar und Gewande zugleich, und gegen den Cëyx
Zitternde Hände gestreckt: „So kehrst du, trautester Gatte,
So zu mir, o du Armer, zurück?“ — Hart zwängt die Gewässer,
Künstlich geordnet, ein Damm, der den Zorn des kommenden Meeres
Bricht im Empfang, und die Stürme zuvor abmattet den Wogen.
Hier sprang jene hinauf, und o Kraft der Wunder! sie flog auf.
Schlagend die wehende Luft mit eben entsprossenen Flügeln,
Streifte sie über die Flut, ein bejammernswürdiger Vogel.
Und in dem Fluge zugleich, wie wehmutsvoll und beklagend,
Girrt ihr Mund ein helles Getön, mit dem Schnäbelchen klappernd.
Doch wie den Leib sie berührte, der stumm aufwallet und blutlos,
Jetzt um die teuersten Glieder geschmiegt mit junger Beflüglung,
Gab sie umsonst, ach! kalt, mit hartem Schnabel ihm Küsse.
Ob dies Cëyx gefühlt, ob das Haupt in der Wellen Bewegung
Er zu heben geschienen, bezweifelten alle. Doch jener
Hatt' es gefühlt. Und zuletzt, durch Gnade der Himmlischen, nehmen
Beide der Vögel Gestalt. Beherrscht von demselbigen Schicksal
Dauerte jetzo die Lieb, und nimmer getrennt auch den Vögeln
Blieb der ehliche Bund. Die Vermähleten werden Erzeuger,
Und in der winternden Zeit durch sieben geruhige Tage
Brütet Alcyone still im schwebenden Nest auf den Wassern.
Dann ist sicher die Fahrt; dann hemmt die Winde vom Ausgang
Äolus, schützend die Flut, und schafft Meerstille den Enkeln.

Ovid, Verwandlungen. Buch XI. (Voß.)

Syringe — Flieder.

Es ist sehr schade, daß ich nicht Erzkonsul der Crusca oder wenigstens ein Mitglied (wäre es auch nur Korrespondent) dieser arkadischen Akademie bin; denn dann würde ich vorschlagen, den französischen Namen dieser Blume (Lilla im Italienischen) oder ihren noch weniger schönen wissenschaftlichen Namen **Syringa** in Serenella zu verändern, wie sie im lombardischen Dialekte heißt.

Serenella ist ein Wort von echt italienischem Blut, welches dem Ohre wie Musik klingt, und mit seinem etymologischen Anklang an **serena** dieser Blüte einen wohlverdienten reizenden Namen giebt.

Die Serenella ist die Blume der Morgendämmerung, jener Morgenröte des Frühlings, der mit Veilchen beginnt und mit den ersten Rosen endet. Ihre violetten Trauben bieten in all ihren Varietäten die schönen Tinten des Himmels, wenn er den Kuß des ersten Sonnenlichtes nahen fühlt. Und von dem Blau-Violett steigt sie auf der Farbenskala hinauf zum rötlichen, dunkeln, sattroten Violett, wie der Himmel allmählich immer purpurner wird von den Strahlen der Sonne, die aus dem Bette der Nacht emporsteigt.

Um die ganze Pracht dieser chromatischen Stufenleiter des Dämmerungs-Violetts voll bewundern zu können, muß man im Juni die Schweiz oder Norwegen besuchen, wo der Flieder die Apotheose seiner Schönheit empfängt, indem er in den kleinen Gärten

vor den niedlichen Häuserchen mit seinen gigantischen Sträußern prangt, die mit ihrer Blütenfülle die Blätter überfluten, so daß diese fast darunter verschwinden. Es ist eine wahre Orgie von Duft und Farbe, ein überquellendes, sich drängendes Leben von Blüten, die nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Tausenden, ja Millionen zählen; gleichsam als ob das zu so kurzer Dauer verurteilte Blumenleben der epikuräischen Mahnung der Natur gehorchen wolle, die da ausruft: „Carpe diem!“

Unter diesen flammenden violetten Trauben fehlen auch nicht die weißen Syringen, die in diesem fröhlichen Blumenfest die Jungfrauen und Vestalinnen darstellen, welche sich der Keuschheit, dem reinen, frischen Leben ohne Liebe und ohne Schmerzen weihen.

Bei uns ist die Syringe, ohne den ästhetischen Gipfel ihrer skandinavischen Schwester zu erreichen, immer noch eine schöne Blume, die aus den dichten Gebüschen unserer Gärten, mit den fruchtbaren Trauben ihrer Hunderte von feingeformten Blüten die Morgenröte des erwachenden Frühlings begrüßt.

Keine andere Blume ist ein treueres Bild der reinen Dämmerung des beginnenden Lebens. Ihre Farbe ist weder zu bescheiden, noch zu aufdringlich, sondern sie hält genau die Mitte zwischen Blau und Rot. Es ist eine werdende Farbe, grade wie die Dämmerung ein werdender Tag ist, ein Begehren, welches noch nicht die Wollust selber ist. Auch der Duft des Flieders ist sanft, wie derjenige der Erde,

die unter Tautropfen und den in der Luft zerrinnenden Nebeln erwacht.

Die Trauben des Flieders, dämmerhaft in Farbe und Duft, scheint der Hauch der Frühe mit seiner feuchten Frische zu umschweben. Keine Blume ist frischer als sie, keine andere erinnert mehr an jene keuschen, reinen Schauer der erwachenden Jungfrau, welche durch die vom Tau der Träume befeuchteten Lider das Morgenrot des beginnenden Lebens grüßt.

Taube.

Unter den Tieren, die aus Neigung oder der Gewalt gehorchend ihr Leben mit dem unsern verbunden haben, ist die Taube sicher eins der hübschesten und anmutigsten. Die Dichter haben sie bewundert und besungen; die Priester haben sie auf den Altären geopfert, als Symbol phantastischer Mythen; die Naturforscher haben sie studiert, um auch durch sie die Geheimnisse der Natur zu enthüllen. Von der Taube der Mythologie bis zu den Tauben Darwins, — welch eine Rolle ist nicht diesen harmlosen Tierchen in Religion und Wissenschaft zugefallen!

Wir jedoch dürfen sie hier nur als schöne Geschöpfe betrachten, und schön sind sie in der That. Ohne Krallen zum Zerreißen, ohne Sporen zum Stechen, ohne scharfe Schnäbel zum Durchbohren, sind sie die Lämmer der gefiederten Welt. Ihr

Körper, Kopf und Hals sind rund, ohne eine scharfe oder spitze, drohende oder verletzende Linie. Alles an ihnen ist weich, sanft und zart. Ebenso die weichen, wollüstigen Bewegungen, als ob das Geschöpfchen die Glieder, Hals und Federn zusammendränge, um im möglichst kleinen Raume die Wärme der Zärtlichkeit, die Wonnen der Liebe zu sammeln. Nichts Rauhes, Hartes, Widerstrebendes in diesem warmen Federnest, welches man küssen kann, wo man will, ohne irgend die geringste Gefahr.

Wenn die Tauben sich niederkauern, um zu schlafen oder von ihren langen Flügen auszuruhen; wenn sie sich schnäbeln und zwei Wesen ein einziges Nest von weichem Flaum und Zärtlichkeit bilden: dann sind sie von so buhlerisch liebkosender Wollust, daß man wohl versteht, warum die Griechen, die tiefer als irgend ein Volk in dem großen Buche der Natur gelesen, den Wagen der Venus mit Tauben bespannten.

Zu den weichen Formen dieses Tierchens gesellen sich noch die Reize der Färbung. Die Taube ist weiß und rein wie ein Schwan, und dann schimmern aus diesem reinen Flaum die schwarzen lebhaften Augen wie Diamanten und die Korallen der rosigen Füßchen hervor. Oder die Taube ist auf das Anmutigste schwarz und weiß gezeichnet, oder blau oder isabellenfarbig oder rot; noch häufiger schimmert ihr Hals in den wechselnden Farben des Talksteins, der Bronze, des Goldes und Silbers, wie es Tasso in bewundernswerten Versen beschrieben hat.

Aber der Taube genügen weder die bezaubernden Bewegungen, noch die Farbenharmonien, sie ist auch einer der unerschrockensten Flieger; ihr Flug ist blitzartig, kräftig, schwindelnd. Wenn sie wie eine Rakete durch die Luft schießt und am fernsten Horizonte wie ein schwarzer Punkt verschwindet, dann glaubt niemand, das weiche, wollüstige Geschöpfchen zu sehen, welches noch kurz zuvor auf dem Dachrande oder der Turmzinne um Liebe girrte.

Wie Tauben, die, gerufen von der Liebe,
Mit kräftigen Flügeln zu dem Neste eilen,
Von dem Begehren durch die Luft getragen.

Dante.

Wie wenn die Tauben, Haferkörner pickend,
Versammelt sind bei dem Geschäft der Nahrung,
Ruhig und ohne den gewohnten Stolz;
Wenn nun sich etwas zeigt, das Furcht erregt,
Schnell fliehen sie, verlassen ihre Speise,
Weil sie von größrer Sorge nun ergriffen.

Dante.

So scheint der Flaum, der zart sich um den weichen,
Verbuhlten Hals der Turteltaube flicht,
In keinem Augenblick sich selbst zu gleichen,
Und wechselt stets die Farb' im Sonnenlicht.
Bald sieht man ihn Rubinenglanz erreichen,
Bald weicht sein Grün dem des Smaragden nicht;
Bald mischt die Farbe sich in buntem Kreise
Und labt den Blick auf hundertfache Weise.

Tasso. (G.)

.... so wie mit offnen Flügeln
Die Taube girrend fliegt zu ihrer Brut
Und liebestrahlend zu dem kleinen Bette.
Carducci.

. . . .
Sie sind von Furcht ergriffen wie die Tauben,
Die von dem Futterplatz zum Neste fliehn,
Wenn wilde Stürme wutentfesselt schnauben,
Bei Blitz und Donner schwarze Wolken ziehn.
Ariosto.

Semblable à la colombe errante sur les eaux,
Qui des cèdres d'Arar découvrant les rameaux,
Vola sur leur sommet poser ses pieds de rose,
Soudain mon âme errante y vole et s'y repose.
Lamartine.

Appeler par son nom chaque colombe blanche,
Qui, partant de nos pieds pour voler sous les toits,
Rappelait à son cœur nos ramiers d'autrefois.
Lamartine.

La colombe, essuyant son aile encore humide,
Sur les bords de son nid, poser un pied timide,
Puis, d'un vol cadencé, fendant le flot des airs,
S'abattre en soupirant sur la rive des mers.
Lamartine.

Les pigeons sans liens sous leur robe de soie,
Mollement envolés de maison en maison,
Dont le fluide essor entraînait ma raison.
Mme Desbordes-Valmore.

Sur le coteau, là-bas où sont les tombes,
Un beau palmier, comme un panache vert
Dresse sa tête, où le soir les colombes
Viennent nicher et se mettre à couvert.

Mais le matin elles quittent les branches:
Comme un collier qui s'égrène, on les voit
S'éparpiller dans l'air bleu, toutes blanches,
Et se poser plus loin sur quelque toit.

Mon âme est l'arbre où tous les soirs, comme elles,
De blancs essaims de folles visions
Tombent des cieux, en palpitant des ailes,
Pour s'envoler dès les premiers rayons.

Th. Gauthier.

Les pigeons, sur le toit roucoulent,
Roucoulent amoureusement
Avec un son triste et charmant.

Th. Gauthier.

Tiger. — Panther. — Jaguar. — Leopard.

Diese Katzenarten sind ästhetisch wenig verschieden von einander, aber vielleicht ist der Panther der schönste unter allen, weil er am schlanksten, gewandtesten und am malerischsten gefleckt ist. Der Leopard ist fast wie der Panther, und wenn der Jaguar den Panther und Leopard an Größe übertrifft, so ist er doch weniger schlank, aber wie die andern von prachtvoller Zeichnung.

Der Tiger überragt alle zusammen durch die furchtbare Wildheit seines Blickes, durch jene hellen, flammenden, bezaubernden Augen, die ein wahres Gedicht von Haß und Grausamkeit sind. Die unregelmäßigen, schwarzen, hie und da in das rotblonde

Fell verstreuten Flecke vollenden das Bild und geben dem ganzen Tier eine eigentümliche Physiognomie.

Ich habe den Jaguar wild in den Wäldern von Paranà gesehen, und seine Blicke begegneten den meinen. Den Tiger habe ich nur in den Käfigen des Serails des Königs von Geepore bewundern können; aber es war ein von den bleichen, abgezehrten Exemplaren der europäischen Serails, wo sie durch lange Enthaltsamkeit von frischem Fleisch und lange Gefangenschaft gezähmt werden, völlig verschiedenes Tier. Die Tiger des indischen Königs waren erst vor wenigen Tagen gefangen worden, um wieder in Freiheit gesetzt zu werden, wenn der Souverän irgend einem berühmten Gaste eine Elefantenjagd geben wollte. Sie waren von ungeheurer Größe und Stärke, und jedesmal, wenn eins von uns vor dem Käfig vorbeikam, flammten uns ihre großen Augen entgegen; sie kauerten nieder, um dann mit einem Satz gegen die Eisenstäbe zu springen, voll Zorn, ihre Wut nicht an uns auslassen zu können. — Die Augen, Zähne, Klauen, Muskeln dieses Wunders von Kraft und Gewandtheit bildeten ein so schreckliches, grandioses Ganze, daß unsere Glieder unwillkürlich erbebten und uns ein Fieberschauer überlief. Wir alle waren sicher, daß jene Eisenstäbe der Wut dieser Tiere trotzen würden, aber wir fühlten uns doch erbleichen im Bewußtsein unsrer Schwäche gegenüber diesem Orkan von Muskelkraft, gegenüber diesen dolchartigen Krallen, gegen-

über diesen Zähnen, die fähig schienen, den Granit zu zerbeißen.

Die Schönheit des Tigers gehört in die Welt des Schrecklichen, und wir können ihren Zauber genießen, wenn unser Gefühl nicht von Furcht vor der Gefahr begleitet ist. Hier ist der Ausdruck der Wildheit ohne Mitleid, des Mordes ohne Erbarmen, der brutalen Kraft, der nach Blut und zuckenden Eingeweiden gierigen Grausamkeit. Und diese ganze Hölle von dem blonden, weichen, schimmernden und mit dämonischen Flecken gezeichneten Felle eingeschlossen zu sehen, das ist ein Schauspiel, welches unsre Empfindungen bewegt und das der ästhetischen Welt angehört.

...Und durch den Wald,
Mit seiner Bäume finstern Schatten wandernd,
Erblickt' ich eine Tig'rin, die verwegen,
Mit Wut und Zorn im Blick, mir kam entgegen.

Tasso.

Der Tig'rin gleich, wenn sie, zurückgekommen
Ins leere Nest, umherschaut mit Bedacht,
Bis sie zuletzt voll Schrecken wahrgenommen,
Daß man die Jungen ihr hinweggebracht,
Und dann von Wut und Raserei entglommen
Nicht weiter denkt an Berg und Strom und Nacht;
Kein langer Weg, kein Schloßenwetter zügelt
Den Haß, der sie dem Räuber nach beflügelt.

Ariosto. (G.)

Sieh dort den Tiger und den Leoparden,
Voll Wut zerreißen ihre festen Banden,
Und fliehen in den Wald mit weiten Sprüngen.

Monti.

Der Tig'rin gleich, der aus der Felsenhöhle
Der Jäger ihre Jungen hat geraubt,
Die ihn verfolgt, daß sie ihn nicht verfehle,
Und bald die Klau'n zu röten, wütend schnaubt;
Dann plötzlich hemmen Schatten ihre Seele,
Worin die Jungen sie zu sehen glaubt,
Und während sie in diesem innern Streite
Verweilt, gewinnt der Räuber schnell das Weite.

Poliziano.

Entre deux rocs d'un noir d'ébène
Voyez-vous ce sombre hallier
Qui se hérisse dans la plaine,
Ainsi qu'une touffe de laine
Entre les cornes du bélier!

Là, dans une ombre non frayée,
Grondent le tigre ensanglanté,
La lionne, mère effrayée,
Le chacal, l'hyène rayée
Et le léopard tacheté.

Victor Hugo.

....le beau carnassier qui ne va que par couples,
Et qui par dessus tous les félins est cité
Pour sa grâce terrible et sa férocité,
Le jaguar. José Maria de Herédia.

Une clameur immense, épouvante le Gange,
Les tigres ont brisé leurs jougs étincelants:
Ils bondissent, et sous leurs sauvages élans
Les Bacchantes en fuite écrasent la vendange.

Le pampre échevelé sous l'ongle qui l'effrange
Lâche les noirs raisins, sur la gorge et les flancs,
Où, près des reins rayés, luisent les ventres blancs
Des léopards roulés dans la pourpre et la fange.

Sur les corps palpitans les fauves éblouis,
Avec des hurlements que prolonge un long râle,
Flairent un sang plus rouge à travers l'or du hâle.
José Maria de Herédia.

Par les sentiers perdus aux creux des forêts vierges,
Où l'herbe épaisse fume au soleil du matin;
Le long des cours d'eau vive encaissés dans leurs berges,
Sous des verts arceaux de rotin;

La reine de Java, la noire chasseresse,
Avec l'aube revient au gîte où ses petits
Parmi les os luisants miaulent de détresse,
Les uns sous les autres blottis.

Inquiète, les yeux aigus comme des flèches,
Elle ondule, épiant l'ombre des rameaux lourds.
Quelques taches de sang éparses, toutes fraîches
Mouillent sa robe de velours.
Lecomte de Lisle.

Fuyons, partons sur nos légers esquifs,
Vers le divin bocage où la panthère
Pleure d'amour sous les lauriers lascifs.
Th. de Banville.

.... dans la fauve horreur des flores exotiques,
Parmi les jaguars prompts qui rôdent à pas lents,
Vas s'enivrer, la nuit, de parfums violents.
Léon Valade.

Tulpe.

Manche meiner Leser werden vielleicht weder in einem Blumenstrauß, noch in einem ästhetischen Wörterbuch (wie dieses Buch es sein möchte) die Tulpe finden wollen.

Diese Leser jedoch sind intolerant, und ich muß sie verurteilen; denn sowohl in der Religion, wie in der Philosophie und Ästhetik ist die Intoleranz eine Ungerechtigkeit auf dem moralischen und eine Schwäche auf dem Gedankengebiet. Die Natur ist fruchtbar, unermüdlich in ästhetischer Schöpfung, und von ihrer reichen Palette nimmt sie das Mannigfache, Verschiedene, Entgegengesetzte, wobei sie jedoch fast nie das Gebiet des Schönen verläßt.

Und auch die Tulpe ist schön, obwohl ich keinen Dichter habe finden können, der ihre Schönheit gefeiert hätte;*) obwohl kein Liebhaber wagen wird, seiner Schönen eine Tulpe anzubieten; obwohl in verschiedenen Dialekten Italiens und vor allen in dem meiner engern Heimat, der Lombardei, ihr Name ein Synonym für dumm, albern u. s. w. ist.

Deshalb kann ich auch niemals die satirische, fast voltaire'sche Minne vergessen, mit der mein Großvater Paul mich, wenn ich in meiner Kindheit eine Dummheit gemacht hatte, bei den Ohren nahm und einmal über das andre ausrief: „Te set un gran tulipan!"**)

Holland hat die Tulpe für die vielen Ungerechtigkeiten der ästhetischen Intoleranz gerächt, indem

---

*) Bei Goethe z. B. hätte der Verfasser wenigstens einige Worte finden können, welche diese Blume ganz in seinem Sinne charakterisieren:

„Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt."

(Goethe, Vier Jahreszeiten I.) Der Übers.

**) „Du bist eine richtige Tulpe!"

es ihr einen fast mythologischen Nimbus verlieh. Dumas hat ihr in seiner „Tulipe noire“ eine seiner schönsten, rührendsten Romanzen gewidmet. Ich meinerseits will ihr nur ganz bescheiden den legitimen Platz anweisen, der ihr in der ästhetischen Hierarchie der Natur zukommt.

Die Tulpe besitzt den Mangel, fast lederartige, blaugrüne Blätter zu haben, die sich wie plumpe, unelegante Tüten zusammenkrümmen, welche an einen täppischen Bären erinnern, der graziös sein will.

Dies ist die Erbsünde der Tulpe, die von Jugend auf dazu bestimmt ist, den Hanswurst zu spielen. Aber hat das Groteske nicht vielleicht auch seine Schönheiten?

Aus jenen dunkelgrünen, plumpen, zusammengedrehten Blättern geht bald genug ein wahres Wunder von Symmetrie und Farbenpracht hervor; ich bin überzeugt, daß der entschiedenste Gegner der Tulpe vor einem Beete stehen bleiben wird, wo die kluge Hand eines Gärtners die unendliche Mannigfaltigkeit dieses Ruhms von Holland wie in einen Rahmen eingefaßt hat.

Es ist sehr wahr, daß die gewöhnlichen Tulpen, in der Monotonie ihrer stets in derselben Weise um das Zentrum des Pistills gruppierten sechs Kronenblätter mehr wie Blumen von Pappe oder Blech erscheinen als wie weiches, aus der Hand der Natur hervorgegangenes Gewebe.

Es ist sehr wahr, daß die Tulpen, wenn sie für diese pendantische Monotonie bestraft werden, in

trunknen Harlequinaden, in launenhaften, drolligen Auszackungen der Blüte ihr Mütchen kühlen, um gleichsam die Buckligen, die Zwerge, die Clowns, die ganze Kohorte der Spaßmacher nachzuahmen; aber wieviel komische Schönheit ist in diesen Karikaturen, was für ein Übermut in diesem drolligen Aufzuge, wieviel aufrichtige Fröhlichkeit in diesem Dithyrambus von Maskerade und Verrenkung, in dieser Orgie des Karnevals und bacchantischer Tänze! — Es ist ein unerbittliches Gesetz, daß auch in der Menschenwelt die Pedanten sich nur in närrische Käuze verwandeln können, wenn sie Geist zeigen wollen; aber die Welt wäre sehr langweilig, wenn wir keine drolligen Pedanten und pedantischen Spaßmacher hätten!

Dennoch vereinigt die Tulpe, abgesehen von dem grausamen Dilemma, welches sie zu der geschilderten Rolle verdammt, in ihren Farben die höchsten Noten der chromatischen Ästhetik. Haben wir nicht etwa auch berühmte Schriftsteller, die, ohne die Zeichnung zu verstehen, nur im Kolorit groß sind?

Vielleicht hat keine andre Blume einen größeren Farbenreichtum, ähnlich der Sonne, der sie alle himmlischen Tinten ihres allmächtigen Lichtes geraubt zu haben scheint. Glut, Zartheit, Harmonie, Gegensätze, Flammen und Flecken: alles besitzt die Tulpe, und jeden Tag zeigt sie uns mit neuen Kombinationen, neuen Kühnheiten, daß ihre Lyrik nicht ermüdet, ihre ästhetische Ader durchaus nicht erschöpft ist.

Die Blütenblätter der scharlachroten Tulpe sind

wahre Flammen, die uns an die Gemälde gewisser Maler der Dekadenz erinnern, wenn sie die zum Höllenfeuer verdammten Seelen darstellen wollen.

Neben diesen Flammen wird das Auge durch die weiße Tulpe, rein wie das Brautkleid einer Jungfrau, nach der Orgie von Purpur beruhigt, und die Tulpe, die violett ist wie ein Bischofsstrumpf, öffnet ihren Kelch neben der goldgelben und all den andern zarten Kanarienfarben. Keine Farbennüance ist dieser Blume verweigert, außer dem Schwarz, welches keine Farbe ist, und alle Tinten sind lebhaft, leuchtend, voll des jugendlichen Lebens in ihren fleischigen Kronenblättern, die zu einer ewigen Jugend bestimmt scheinen.

Wenn dann aber die Tulpe, farbenberauscht, eine Tinte über die andere legt, wie ein von Wein oder Liebe trunkener Maler, dann wird der Harlequin zum lyrischen Dichter.

Dann sind ihre weißen Blüten hie und da von dem zartesten Pinsel mit Blut gezeichnet: ein Bild der Jungfrau, welche ihren ersten Tribut auf dem Altar der Liebe darbringt.

Dann geschieht es, daß Rot und Braun, Gelb und Scharlach, Rosa und Grün, die verschiedenen Tinten des Himmels und der Erde, die Farben der Morgenröte und des Gewitters, alle Lichter der Sonne und der Erde sich in einer einzigen Blüte vereinigen und uns die zartesten und die stärksten Empfindungen erwecken und die mannigfachsten ästhetischen Überraschungen bereiten.

Inmitten dieses lyrischen Festes von Dithyramben und Apokalypsen werdet ihr kaum glauben, daß die Tulpe auch der Schamhaftigkeit und Bescheidenheit oder einer jener vielen hypokritischen Tugenden fähig sein könnte, die der Mensch so sehr schätzt. Wenn ihr bester Freund, die Sonne, sich verbirgt, dann schließt die Tulpe ihren Kelch zu einer festen Knospe, wie ein grollender Liebhaber. Erscheint dagegen die Sonne wieder und liebkost und erwärmt sie, dann öffnet die Tulpe langsam wieder die Krone, um in langen Zügen all die Freude, all den Rausch der großen Lebens- und Liebespenderin zu trinken, wobei sie unsern neugierigen Blicken auch die geheimsten Schönheiten ihres Innern enthüllt.

Ist also die Tulpe etwa nicht schön? Und hat Holland nicht Recht, so viel Geld, Zeit und Kunst aufzuwenden, um sich das Vorrecht an dieser Blume zu wahren?

Wenn die Natur ihre Heroen hat, so hat sie auch ihre Spaßmacher; wenn sie ihre Genien hat, so hat sie auch ihre Gaukler. In dem Loblied, welches ihre Geschöpfe ihr singen, darf nicht eine Note der ewigen Harmonie verloren gehen, die um uns erklingt und die das Leben des Universums ist.

Veilchen.

Wenn das Veilchen keinen Duft besäße, wäre es vielleicht von den Dichtern vergessen worden, die ihm indessen viele schöne Verse weihten, und ebenso von

den Liebenden und den Frauen, die aus ihm den reizendsten Schmuck ihrer Liebe gemacht haben.

Bei den Blumen ist der Duft von der Formenschönheit, von dem Feuer und der Mannigfaltigkeit der Farben untrennbar, und wir können, indem gleichzeitig unser Gesichts- wie unser Geruchssinn geschmeichelt wird, jene beiden Noten des harmonischen Akkordes von einander sondern. Wäre das Leben nicht so kurz, daß es kaum Zeit gewährt, einen unter den hundert Wünschen in Kopf und Herzen erblühen zu lassen, so würde ich eines Tages versuchen, die „Psychologie der Gerüche“ zu schreiben —; aber kehren wir zum Veilchen zurück.

Sein Duft ist so auserlesen, so zart, so sanft und zugleich so stark, daß er bis in die tiefsten Abgründe des Herzens zu dringen scheint, wo sich die Leidenschaften, die nicht sterben, und die Seligkeiten, die keine Worte haben, verbergen und wachsen; aber leise, langsam, wollustvoll gehen diese Düfte in das Herz ein. Wenn die Erde ihren eigenen Duft so idealisieren könnte, daß er den Olymp der Düfte erreichte, so würde es Veilchenduft sein.

Außer seinem Duft besitzt das Veilchen noch einen ganz eigenen Zauber, und zwar in seiner Farbe, die an den Himmel erinnert, aber an den Himmel jen von der Sonne gesegneteren Länder, an den Himmel, wie er in den heißesten Stunden seiner Liebe mit der Erde blaut. Diese Blume hat einer der sympathischsten Tinten, dem Violett, den Namen gegeben.

Das Veilchen trägt seine Blüten so nahe am Erdboden, daß sie diesen zu berühren scheinen, und so verborgen zwischen dem Grün von Gras und Blättern, als ob sie sich vor den Augen der Neugierigen und der Bewunderer verstecken wollten. Der erste Mensch, der ein Veilchen sah, mußte ihm die Bescheidenheit zuschreiben und es zum Sinnbilde dieser Tugend machen.

Niemals wächst es auf den offenen Plätzen der Felder oder Wiesen oder auf freien Anhöhen, sondern es verbirgt sich zwischen Gebüsch oder an Gräben oder längs der Hecken. Es verschmäht die Sonne nicht, sondern will auch ihr Teil von ihr haben; aber sie liebt das Sonnenlicht als Reflex oder durch Bäume, Laub, durch den Schlagschatten von Hügeln und Böschungen gedämpft. Es sucht nicht, sondern will gesucht sein. Es spricht nicht zu den Bienen, Schmetterlingen oder Verliebten: „Hier bin ich!“ sondern zwischen dem Säuseln des Windes und dem Blätterrauschen flüstert es leise: „Hier wär' ich zu finden!“

In seiner Gestalt ähnelt das Veilchen keiner anderen Blume. Da ist keine pedantische Symmetrie der Blütenblätter, die einen Kranz um das Pistill bilden; keine großartige Doppelblüte, kein Prunk, keine Grandezza der Blütenkrone. Die Blume ist völlig eigenartig, wie das Genie; sie ahmt Keinem nach, nur darauf bedacht, in dem weichen Nest ihrer himmlischen Lippen das Geheimnis ihrer eigenen Liebe zu verbergen. Ja, das ganze Veilchen ist ein

Geheimnis, weil es sich an den verborgensten Örtern versteckt, weil es sich mit seinen eigenen Blättern beschirmt, weil im Grunde seiner Blüte, hinter einem Schleier von duftendem Sammet, sich der Altar seiner Wünsche birgt.

Das Veilchen ist ein Stückchen Himmel, das auf die Erde herabgekommen, um mit ihr im Geheimen zu buhlen, und nach dem ersten Kuß verschwindet es wieder auf ein ganzes Jahr, wie verschüchtert von der zu stürmischen, heißen Liebe, die, nach seiner Ansicht, unsern Planeten entweiht. Als zartes, anmutiges Wesen kann es nur in der frischfeuchten Wärme des März und April gedeihen. Es kündigt uns den Frühling an, aber es verschwindet, wenn dieser triumphierend mit seinem Gefolge von Syringen, Rosen und Nelken erschienen ist. Wie alle vorverkündenden, schöpferischen Genien bereitet es den Triumph vor, doch nimmt es nicht Teil daran, und ist völlig zufrieden, an dem Busen eines Mädchens zu sterben, das so keusch, so duftend in der jungfräulichen Reine der Schüchternheit und Hoffnung ist, wie das Veilchen selbst.

Die Bescheidenheit des Veilchens erstreckt sich bis auf seinen Duft. Dieser verbreitet sich nicht weit drängt sich niemandem auf. Sobald die Luft kalt wird, verschwindet er und verschließt sich in die Blüte, die sich zusammenthut wie eine von rauher Hand berührte Mimose. Erst unter dem Kuß der Sonne oder unter dem Hauche warmer Lippen oder in der Wärme eines Frauenbusens erscheint er wieder.

Ihr Mädchen, die ihr in der Morgenröte des Lenzes eure Blüte leise öffnet, laßt eure Veilchen so lange wie möglich dauern; beschleunigt nicht mit hochmütiger Ungeduld die Blüte eurer Rosen. Diese haben viele Dornen, aber die Veilchen haben keine!

So wie der Frühling Rosen hat und Veilchen,
Der Winter aber Schnee und Eis.

Petrarca.

Die Frühe nährt mit liebevollem Hauche
Die gelben, roten und die weißen Veilchen.

Poliziano.

Wenn in dem Grün
Veilchen erblühn,
Grüßend die Morgenlüfte,
Ist es nicht schön,
Lieblich zu sehn,
Sind nicht entzückend die Düfte?

O ja, gewiß,
Wonnig und frisch
Duftet das Veilchen voll Güte,
Füllet die Brust
Innig mit Lust
Mit seiner blauenden Blüte.

Farbig und reich
Oder auch bleich,
Blüht es im Morgenwehen. —
Lieblicher Preis
Wonnigen Mais — —
Mußt denn auch du einst vergehen?

Chiabrera.

Du sanftes, mattes Veilchen
Mit deiner Farbe bleich,
Wie bist du ganz der Liebe
In meinem Herzen gleich.

Du sanftes, blasses Veilchen,
Weißt du, was in der Still'
Der unverseh'ne Seufzer
Des Busens sagen will? —

In unschuldsvollen Farben
Dein Blumenblatt erblüht,
Und deine süßen Düfte
Erfrischen mein Gemüt. Monti.

Am feuchten grünen Uferrand
Das holde Veilchen duftet.
Carducci.

Weh mir! mich selbst erkenn' ich nicht mehr wieder,
Und meine Tage schmachten hin gleichwie
Das junge Veilchen in dem Wettersturme.
Foscolo.

... Und durch den alten Frost
Drängt sich das Veilchen und enthüllet hold
Die zarte Schönheit seines Duftes.
Carducci.

Reizendes Veilchen, der Herr wird wissen,
Was bedeutet und wert ist
In der geheimen Harmonie der Schöpfung
Ein sterbender Dichter, eine sterbende Blume —
Dein Duft, mein Lied! Aleardi.

Dort steht mit jungfräulich verschämtem Antlitz
Das bleiche Veilchen bebend. Sestini.

La pâle violette, en son réduit obscur,
Timide, essaie au jour son doux regard d'azur,
Et le gai bouton d'or, lumineuse parcelle,
Pique le gazon vert de sa jaune étincelle.
Gauthier.

Des fleurs elle aime le parfum,
Surtout un,
C'est celui de la violette;
Il en vient, Dieu sait, tout le long
Du vallon:
Moi premier j'en ferai cueillette.
Joséphin Soulary.

The spring is come; the violet's gone,
The first-born child of the early sun,
With us she is but a winter's flower,
The snow on the hills cannot blast her bower,
And she lifts up her dewy eye of blue
To the youngest sky of the self-same hue.

And when the spring comes with her host
Of flowers, that flower beloved the most
Shrinks from the crowd that may confuse
Her heavenly odour and virgin hues.

Pluck the others, but still remember
Their herald out of dim December —
The morning star of all the flowers
The pledge of daylight's lengthened hours.
Nor, midst the roses e'er forget
The virgin, virgin violet. Byron.

Près de nous l'hyacinthe avec la violette
Mariaient leur parfum qui montait dans l'air pur.
Murger.

La violette parle aux roses.
Murger.

The snowdrop, and then the violet,
Arose from the ground with warm rain sweet,
And their breath was mix'd with fresh odour, sent
From the turf, like the voice and the instrument.
Shelley.

Wald.

Ich erinnere mich stets des scharfen Wortes eines russischen Reisenden, der sich auf der Fahrt von Florenz nach Pracchia zufällig mit mir in demselben Koupee befand, während ich von den Wäldern unsers Apennins schwärmte und von der Bergeshöhe herab die Ebene von Pistoia ruhig ausgebreitet liegen sah. Wie es immer geschieht, wurde die Bewunderung zum Pathos, welches eine gleichgestimmte Seele suchte, die mit mir all diese Lust am Grünen teilen möchte.

Mein Russe lachte fast spöttisch und sagte dann mit insolentem Schmunzeln: „Ihre Wälder sind nichts als Petersilienfelder!"

Und er hatte recht. Aber wenn ein Indianer oder Brasilianer oder Malaie mit ihm in seinem eigenen Vaterlande gereist wäre, so hätten jene mit demselben Spottlächeln ausrufen können: „Ihre Wälder, mein Herr, sind nichts als Petersilienfelder!"

Von der Wiese bis zum tropischen Urwald führt eine Stufenleiter hinauf, auf der Büsche das Kraut,

Bäumchen die Büsche, Giganten die Bäumchen ablösen, Giganten, die höher als Türme sind und die den Himmel zu stürmen scheinen, wie die Giganten der antiken Fabel.

Die Wachholderwäldchen des Mittelmeers oder die Tamariskenhaine im afrikanischen Wüstensand oder die Kamelienwälderchen an den Ufern der diamantenen Seen von Sikkim: das sind reizende, anmutsvolle Naturszenen. Wir wandeln unter ihnen wie unter einer Menge von uns gleichartigen Wesen. Diese Bäumchen berühren uns, und wir können sie mit den Händen streicheln. Mit den Füßen im Grase, mit den Augen in der Höhe der Zweige, fühlen wir uns wie in einem Familienkreise. Die aus der Kindheit bekannte Erinnerung an Nürnberger Spielzeug liegt uns nahe.

Wenn aber die Bäume sich stolz über unsere Häupter erheben; wenn die Hand nur die rauhe Rinde ihrer Stämme anfassen kann; wenn Zweige, Laub und Blüten unserer Berührung trotzen: dann legt sich der menschliche Stolz, und wir wandeln unter diesen Wölbungen bescheidenlich dahin wie die Ameisen zwischen den Grashalmen; wir fühlen uns ganz klein und unterdrückt von einer Macht, die uns beherrscht.

Wenn dann aber Palmen, Magnolien oder Eukalypten gigantisch über unsere Häuser und Tempel aufragen; wenn die Bäume der fruchtbaren Tropen mit einem Stamm einen Wald für sich bilden; wenn das Geäst sich verwirrt und nur die Lianen mit

der Geschmeidigkeit von Affen von Stamm zu Stamm durchzudringen verstehen und ihre Netze für die Bewohner dieser grünen Welt ausbreiten; wenn die Überfülle von Formen und Farben uns blendet: dann wirkt dieses Zuviel beängstigend und überwältigend, und nach einer stummen Betrachtung finden wir eine armselige Zuflucht in unserm Stolz, indem wir uns sagen, daß wir hier unten, wenige Spannen über die Erde ragend, dennoch größer als jene Giganten sind, weil wir sie bewundern, weil wir sie selbst mit der Axt oder mit dem Feuer und Dynamit des zivilisierten Menschen zu Falle bringen können.

Ästhetisch genommen, finden wir über den ganzen Globus drei Arten von Wäldern verbreitet: den kleinen Buschwald, den man hegt und liebt; den frischen, schattigen Wald der Kastanien, Buchen und Fichten, den man bewundert; den tropischen Urwald, der uns mit der Magie der gewaltigen, uns hoch überragenden Größe bezaubert. Das Kleine, das Große, das Gewaltige, — das Lächeln, die Freude, die Ekstase: das sind die drei Stufen des Gefühls.

Uns Bewohnern der gemäßigten Zone ist der liebste, ich möchte sagen der am meisten uns gehörige Wald derjenige der Kastanien, Buchen und Fichten. Unsern Nerven genügen diese schattigen Haine, die wir vertrauensvoll und sicher, ohne Furcht vor Raubtieren oder Wilden, durchwandern können; unter deren Wölbungen wir uns niederlegen können, ohne Furcht vor dornigen Kakteen, welche die Haut

zerstechen, oder vor Insekten, die uns das Fieber bringen, oder vor Schlangen, die uns vergiften.

In dem Zauber, der uns so gewaltig in die grüne Stille unsrer Wälder lockt, ist jedenfalls die Spur eines fernen Atavismus zu finden; denn unsre Urväter zogen sich in die Wälder zurück, um Schutz vor den Stürmen des Himmels oder vor den kriegerischen Anfällen ihrer Nachbarn zu suchen.

Im Walde ist stets Ruhe und Geheimnis. Ruhe für das Auge, wenn es die Glut der weiten Ebene oder der dürren Wüsten fliehen will, Ruhe der Schatten und des Schweigens; Frieden für das Auge, Frieden für das Ohr. Holde Einsamkeit für den, welcher der Menschen überdrüssig und der nur die Gesellschaft der Pflanzen sucht, welche uns nicht mit hohlem Geschwätz ermüden, nicht mit den Dolchen der Lästerung verwunden.

Geheimnis ist in dem Unbekannten der Grenzen, in dem Mangel an Wegen und Pfaden, oder in der Ungewißheit des Weges, der uns Abenteuer und Überraschungen erwarten läßt, der uns eine leichte Furcht einflößt und an die fernen Spiele unserer Kindheit im freien Felde erinnert.

Ferner ist der Wald für den Bewohner der geräuschvollen, staubigen, dumpfigen Stadt ein heilsames Bad der Stille, des Grüns, des Duftes, das uns Genesung, neue Kraft und neue Jugend bringt. Das Seebad wäscht nur die Haut, aber eine lange einsame Wanderung im Walde stärkt Haut und Muskeln, Augen und Eingeweide, alle Sinne der

Seele und die ganze Seele der Sinne. Wenn wir nach Hause zurückkehren, um uns wieder in dem Gefängnis unsrer vier Wände einzuschließen, nehmen wir einen großen Teil jener Natur, die uns so liebevoll empfing, mit uns heim: den Balsam der Fichten, den Harzduft der Tanne, den Wohlgeruch von Thymian und Geisblatt, von feuchtem Moos, von narkotischen Pilzen und von Wachholder. Und all diese Düfte, mit denen wir gleichsam getränkt sind, werden ein Balsam für Leib und Seele, für Herz und Lunge gegen die verderblichen Miasmen der Häuser und der Städte.

Wer einen Wald zerstört, ist mehr als ein Mörder, denn er vernichtet die Freude Hunderter von Menschen; ja, er mordet feige und nichtswürdig, weil er Geschöpfe tötet, die sich nicht verteidigen können, weil er in einem Tage das Leben von Jahrhunderten, die Geschichte vieler Generationen mordet, die unter diesen Pflanzen gelebt, Feste gefeiert, gejagt und der Liebe gepflegt haben.

Und bedauernswerter als ein Idiot ist derjenige, dem, wenn er im Walde wandert, nicht tief durch die Seele zieht all das Flüstern der Zweige, all jene leisen, geheimen Stimmen der Blätter, die mit den Gräsern plaudern, der Moose, die jene Stämme küssen, all das grüne, ruhige Leben, welches den Tieren reine Lüfte zum Atmen giebt, und die Wunden des menschlichen Herzens heilt.

Kein Schweigen ist beredter als das des schweigenden Waldes; keine Sprache hat mehr Worte, als

wenn der Wald spricht. Die Dichter versuchten es, einige dieser Worte nachzusprechen und zu umschreiben. Der Wald hat Seufzer und Stöhnen, Schreien und Brüllen, Knarren der Äste, Flüstern der Blumen, Vogelgesang, Locktöne buhlender Insekten, Summen der Fliegen, Stampfen der Vierfüßler, kurz, alle Stimmen und Töne des großen Orchesters der Natur, die ihre eigene Musik belauscht.

Und während euer Ohr neugierig all diese Stimmen aufnimmt, die von Zeit zu Zeit mit langem, geheimnisvollem Schweigen wechseln, entzückt sich euer Auge unermüdlich an den Schatten und Halbschatten des von dem mannigfachen Grün gebrochenen Lichtes; es sucht den Himmel zu erspähen, der sein Licht in dieses Labyrinth von Stämmen und Zweigen in Strahlenbündeln, in Wellen, in Goldtropfen herabsendet und jedem Blatt, jeder Blume, jedem Grashälmchen seinen Anteil davon giebt. —

Ganz anders sind die nur aus einer Baumsorte gebildeten Wälder als die, welche gigantische Sträuße von verschiedenartigen, aber gleichmäßig schönen Bäumen darstellen. Für den ersten Typus erinnere ich an die Fichtenwälder der Alpen und des Apennins, sowie an die Kochenillewälder Brasiliens und Indiens. Den zweiten Typus repräsentieren die Urwälder von Paraguay und des ganzen tropischen Amerika.

Eine besondere Klasse bilden die mächtigen Papilionaceen der großen Argentinischen Republik, die algarrobos und die nandubay. Bei diesen

sind die Blätterchen so fein gefiedert, daß sie das Licht wie durch ein Sieb durchlassen, und wenn ihr euch in diesen Wäldern ergeht, so genießt ihr, mögen sie auch noch so dicht sein, keinen Schatten, sondern nur ein gedämpftes, bleiches, wie durch geschliffenes Glas gebrochenes Licht.

O, ihr Menschen, die ihr die Gesundheit liebt, ihr Menschen, die ihr die Poesie der Natur fühlt und versteht, zerstöret keine Wälder! Sie sind Tempel einer Religion, welche ihre Idole nicht wechselt, noch das Gewand ihrer Priester ändert, sondern welche ewig dauert wie die Menschheit!

Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu sagen,
Wie wild, rauh, dicht er war, voll Angst und Not;
Schon der Gedank' erneuert noch mein Zagen.

Dante (Str.)

Verborgen liegt in einem tiefen Grunde,
Nicht weit vom Lager ein bejahrter Hain
Voll hoher Bäume, die in weiter Runde
Umher die schwarzen, gift'gen Schatten streu'n.
Beim Sonnenlicht der hellsten Mittagsstunde
Herrscht hier ein trüber, ungewisser Schein,
Wie am bewölkten Horizont zu schauen,
Wenn Tag und Nacht sich trennt im Morgengrauen.

Tasso (G.).

Es war ein alter Wald zu jenen Zeiten
Voll schatt'ger Bäume, junger Sträucher hier,
Durch den sich labyrinth'sche Pfade breiten,
Und nur bewohnt von wildem Raubgetier.

Ariosto.

Die schatt'gen Wälder, die die hohe Sonne
Mit ihren Strahlen stolz und herrlich macht.
Petrarca.

Hoch auf dem Hügel lächelte ein Wäldchen,
Klein und verborgen, — regungslos die Zweige:
Gleichsam, als ob der Jaspis sich vermische
Mit Amethysten.
Selber die Blumen scheinen von Saphiren,
Wie von dem kalten Glanz des Diamanten,
Und sie erwählen sich das tiefe Schweigen
Grünenden Grundes.
Carducci.

Pourquoi balancez-vous vos fronts que l'aube essuie,
Forêts, qui tressaillez avant l'heure du bruit?
Pourquoi de vos rameaux répandez-vous en pluie
Ces pleurs silencieux dont vous baigna la nuit?
Lamartine.

Les forêts de cent ans que l'on n'a pas tuées
Sont les chœurs où l'accord des voix chante le mieux.
Albert Mérat.

En moi de la forêt le calme s'insinue;
De ses arbres sacrés, dans l'ombre enseveli,
J'apprends la patience aux hommes inconnue,
Et mon cœur apaisé vit d'espoir et d'oubli.
Mais l'homme fait la guerre aux forêts pacifiques;
L'ombrage sur les monts recule chaque jour;
Rien ne nous restera des asiles mystiques,
Où l'âme va cueillir la pensée et l'amour

. . . .

Croissez sur nos débris, croissez, forêts nouvelles!
Sur vos jeunes bourgeons nous verserons nos pleurs,
D'avance je vous vois, plus fortes et plus belles,
Faire un plus doux ombrage à des hôtes meilleurs.
Victor de Laprade.

Forêt silencieuse, aimable solitude,
Que j'aime à parcourir votre ombrage ignoré!
Dans vos sombres détours, en rêvant égaré,
J'éprouve un sentiment libre d'inquiétude!
Prestige de mon cœur! je crois voir s'exhaler
Des arbres, des gazons une douce tristesse;
Cette onde que j'entends murmure avec mollesse,
Et dans le fond des bois semble encore m'appeler.
Oh! que ne puis-je heureux, passer ma vie entière
Ici loin des humains!... Au bruit de ces ruisseaux,
Sur un tapis de fleurs, dans ce lieu solitaire
Qu'ignoré je sommeille à l'ombre des ormeaux!
Tout parle, tout me plaît sous ces voûtes tranquilles:
Ces genêts, ornements d'un sauvage réduit,
Ce chevrefeuille atteint d'un vent léger qui fuit,
Balancent tour à tour leurs guirlandes mobiles.
Forêts, agitez-vous doucement dans les airs!
A quel amant jamais serez-vous aussi chères?
D'autres vous confieront des amours étrangères;
Moi, de vos charmes seuls j'entretiens les déserts.

Chateaubriand.

Surprenez au matin la forêt qui s'éveille
Avec un bruit charmant de feuilles et d'oiseaux,
Quand la brume d'été tend ses légers réseaux,
Où se heurte l'essor d'aurore vermeille.

Le ciel s'ouvre aux rayons, et la fleur à l'abeille;
Une écharpe d'argent flotte au-dessus des eaux;
Pan, les yeux encor lourds, siffle dans les roseaux;
L'air parfume la bouche et caresse l'oreille.

Le matin glorieux éclate en ton divers
Et met, peintre divin, dans les feuillages verts
Tous les rayonnements de sa palette ardente.

C'est l'heure recueillie où parlent les grands bois,
Où le marcheur pensif entend les milles voix
Qui chantent dans ton sein, o Nature géante!
Léon Valade.

Wasserrose.

Auch die Wasserrose verdient einen Ehrenplatz in diesem bescheidenen Wörterbuch, welches nur von etwa einem Hundert schöner Dinge unter den Tausenden spricht, die unser Auge erfreuen.

Auf Sümpfen und Lagunen, wo zwischen Binsen, Schilf und Rohr die Frösche quaken und denen tötliche Miasmen entschweben, auf der schläfrigen, stagnierenden Wasserfläche breitet sich ein Blumenwunder aus: die Wasserrose. Die allmächtige Natur entlockt sogar den fieberschwangeren Pfützen ein Lächeln und zaubert aus ihnen ein Geschöpf von vollkommener Reinheit hervor, das dem Menschen und dem Himmel zulächelt.

Diese Blume ist weder Rose, noch Lilie, aber von der einen hat sie die Fülle der Blütenblätter, die um einen gemeinsamen Mittelpunkt eine reiche Krone bilden; von der andern hat sie die fleischige Weiße, die Reinheit des Elfenbeins, die vielleicht nur von der Gardenie übertroffen wird. Die Wurzeln der Pflanze sind im Schlamm verborgen, der Stengel reicht durch das Wasser in seiner ganzen Tiefe und trägt die Pracht der herrlichen Blume, die sich aus einer grünen, dem Saffianleder ähnlichen Hülle ent-

faltet. Um sie breiten sich die schönen, fast herzförmigen Blätter aus, die ebenfalls unbeweglich auf dem Wasser schwimmen; denn der Wind kann sie nicht schütteln, und in der Stille des Sumpfes ruhen auch die Wellen.

In Mittelamerika, wo die Natur reicher und fruchtbarer ist und die Sonne heißer brennt, habe ich auf den Sümpfen von Paraguay die größere Schwester der Wasserrose gesehen, die kolossale Victoria regia, die ebenfalls auf der Wasserfläche ihre enormen Blütenkronen ausbreitet. Diese besitzen als besonderen Reiz einen rosigen Hauch, und Stengel wie Blätter sind so robust, daß sie die Kaimans mit den glasigen Augen und dem rauhen Fell zu tragen vermögen, was denn eins der seltsamsten Schauspiele der Tropenwelt darbietet.

.... das Haupt erhebend,
Das sich dem Geißelschlag des Windes beugte,
Bleibt doch die weiße Wasserrose
Die Königin des Sumpfes. Aleardi.

Comme des lis des eaux, qu'au vent ridé du soir,
La vague tour à tour submerge et laisse voir.
Lamartine.

Vois comme ils sont heureux aux bords garnis de mousses
Où leurs petites mains puisent des eaux si douces!
Comme du nénuphar l'ombre les rafraîchit!
Lamartine.

Le blême nénuphar, tel qu'un rideau mouvant,
Ondule sur ses flots, où plonge la grenouille
Parmi les fruits noyés et les feuilles de rouille.
Gauthier.

Dans les climats d'où vient la myrrhe,
Loin des rivages, sur les flots,
Il naît une fleur qu'on admire,
Et dont l'odeur quand on l'aspire,
Donne l'extase aux matelots.
Savez-vous son nom?
Le flot le soupire,
Il meurt sans le dire.
Savez-vous son nom?
Oh! non!

Fleur tout prodige et tout mystère,
L'abîme amer est son berceau;
Nul fil ne l'attache à la terre,
Nulle main ne la desaltère,
Nulle ancre ne la tient sous l'eau.
Savez-vous son nom, etc.

Elle est pâle comme une joue
Dont l'amour a bu les couleurs,
Et quand la vague les secoue,
De son bouton qui se dénoue
Il pleut une sève de pleurs.
Savez-vous son nom, etc.

Lamartine.

Où, s'entr'ouvrant blancs et jaunes
Près des aunes,
Les deux nénuphars en fleurs,
Au gré du flot qui gazouille
Et les mouille
Étalent leurs deux couleurs. Gauthier.

Comme eux, tandis qu'au loin la glèbe s'ouvre et fume,
Parmi les nymphéas, dans le lac argenté,
Baigne, ô doux bengali! baigne ta molle plume,
Ta plume au duvet rouge et de blanc moucheté.

Lacaussade.

Water-lilies in myriads rocked on the slight ondulations
Made by the passing oars, and resplendent in beauty, the
lotus
Lifted her golden crown above the heads of the bootmen.
Longfellow.

And the Naiad-like lily of the vale,
Whom youth makes so fair and passion so pale,
That the light of its tremulous bells is seen
Through their pavillions of tender green.
Shelley.

Weib.

Zu allen Zeiten fragte der Mensch beim Weibe vor allen Dingen danach, ob es schön sei, und oft fragt er bei ihm überhaupt nach nichts anderem.

Die Entwicklung des Kulturfortschritts wird uns allmählich dahin führen, von den Evatöchtern noch andere Tugenden zu verlangen; aber solange der Mensch auf diesem Planeten wandelt, wird für ihn die erste Tugend des Weibes immer die Schönheit bleiben.

Moralisten und Philosophen mögen das bedauern, aber dadurch wird nichts an den Dingen geändert. Die Natur hat es nun einmal so gewollt.

Die Frauenschönheit ist eine so große Macht, daß man sie mit dem Genie vergleichen kann. In der That wurden Kriege und Friedensschlüsse, Unterwerfungen von Königreichen und feige Verleugnung der eigenen Würde, erhabene Heldenthaten und berühmte Werke der Kunst und Litteratur von der

weiblichen Schönheit inspiriert, veranlaßt und gefördert. In den verschiedensten Mythologien streiten sich die Götter des Himmels um die Gunst einer Göttin. Auf Erden mußte Troja fallen, weil ein schönes Weib geraubt worden war, und heute noch üben die Frauen oder Geliebten der Könige, Minister und Staatsmänner großen Einfluß auf die menschlichen Ereignisse. Die Geschichte Frankreichs wäre eine ganz andre, wenn Eugenie von Montijo weniger schön gewesen wäre. Voltaire schrieb, wie schon früher zitiert, daß die Weltgeschichte eine andere sein würde, wenn die Nase Kleopatras ein wenig kürzer oder länger gewesen wäre.

* * *

Das größte irdische Glück ist der Besitz des geliebten Weibes, und dieses kann nicht anders als schön sein; denn am Ende ist unter den vielen Paradoxen und Halbwahrheiten, die über die Liebe geschrieben wurden, nichts wahrer als: *das begehrteste Weib ist das geliebteste*, und um begehrt zu werden muß es schön sein.

Schön ist der Ruhm, mehr noch der Reichtum; aber Ruhm und Gold würden nicht so vielen Schweißes wert sein, wenn man nicht aus dem erstern eine Aureole* aus dem zweiten eine Krone machen könnte, um das Haupt der schönen Frau damit zu schmücken. Deshalb unterschreibe ich von ganzem Herzen den epikuräischen, aber tiefwahren Ausspruch Verons: „*In dieser Welt giebt es*

nur zwei Dinge, die der Bewunderung und des Kultes wert sind: der Mann von Genie und das schöne Weib."

Moralisten und Priester, Heilige und Philosophen mögen nur aufhören, ihre spitzen Pfeile gegen die Schönheit des Weibes zu richten. Sie wird doch stets das Hauptziel menschlicher Wünsche bleiben. Sie zum Gegenstande des Hasses und der Verachtung machen, hieße soviel, wie die Ströme nach ihrer Quelle zurückfließen oder die Körper in die Höhe fallen lassen.

Moral, Civilisation und Religion dürfen damit zufrieden sein, daß sie die Grenzen der weiblichen Schönheit erweiterten, indem sie dieselbe auf das Gebiet des Gefühls und des Gedankens übertrugen, und das vollendete Weib darf den Kopf mit einer dreifachen Papstkrone zieren, welche die drei höchsten Schönheitsreize: die des Leibes, der Seele und des Verstandes darstellt.

Daß zur Schönheit sehr viel gehört, daß die Natur das Beste ihrer Schöpfungskraft aufwendet, um die Weibesschönheit hervorzubringen, das dürfte genügen, um ihre Seltenheit darzuthun.

Die Zahl der außerordentlich schönen Frauen ist vielleicht geringer als die der genialen Männer. Man versuche es (wenigstens in Italien) die hervorragenden Männer einer Stadt und die vom allgemeinen Urteil für schön erklärten Frauen an den Finger abzuzählen, und man wird finden, daß die Zahl der letzteren kleiner ist. Die beiden Hände

genügen, um die höchsten Gipfel beider Hierarchien zu zählen, und oftmals genügt eine einzige Hand.

Dieses Verhältnis wird nur in den polygamen Ländern ein anderes, wo in den höheren Klassen die Weiber und die Konkubinen stets schön sind, und so die Zahl der Schönheiten eine größere wird.

Daß die Schönheit des Weibes (wenigstens bei uns) etwas sehr Seltenes ist, beweist noch eine andere Thatsache. Wenn es nämlich der Natur gelungen ist, eine Venus zu bilden, so sagt sie: Genug! und verweigert ihr fast immer die höheren Vorzüge des Gemüts und des Geistes. Es giebt gewisse geniale Männer von großer Schönheit und Frauen von Genie, die ebenfalls schön sind; aber das sind seltene Ausnahmen, welche nur die Regel bestätigen. Das, was die Natur auf der einen Seite verschwendet, ist sie gezwungen, auf der anderen Seite zu sparen. Dies hat Darwin festgestellt, aber bereits vor ihm haben alle Naturphilosophen dasselbe behauptet. Die Nachtigall ist häßlich, — der Pfau ist schön. Der Elefant ist häßlich, aber von hoher Intelligenz, — der Hirsch ist schön, aber beschränkt. — Gott giebt nicht allen alles!

* * *

Wer ist schöner: das Weib oder der Mann?

Diese Frage wird man nie beantworten können, weil sie ein unlösbares Problem ist, wie die Quadratur des Kreises. Da es aber die Männer sind, welche seit Jahrhunderten die Gesetze geschrieben,

so haben sie auch seit Jahrhunderten alle in derselben Weise geantwortet: Das Weib ist schöner als der Mann, und ihr Geschlecht wurde das „schöne Geschlecht“ genannt. Wenn die Weiber Gesetzgeber der öffentlichen Meinung wären, würden sie sagen: Der Mann ist schöner! Aber an Gehorchen gewöhnt, haben sie das Vorrecht der Schönheit aus den Händen ihres Herrn und Gebieters angenommen, und sagen: Gut, es sei so!

Wissenschaftlich ist das Problem schwer zu stellen, und daher ist es vergeblich, nach einer Lösung zu suchen. Man könnte ebenso gut fragen: „Ist der Himmel schöner oder das Meer! Ist das Pferd schöner oder der Löwe?“

Der Schönheitstypus des Mannes und des Weibes ist ganz verschieden, und wenn die beiden Typen ihre Grenzen überschreiten, um sich in dem entgegengesetzten Geschlecht einander zu nähern, so werden sie häßlich. Das magere Weib, bei dem die Schultern breiter sind als das Becken, ohne Busen, ohne Hüften, mit kurzen Haaren und bärtig, — das ist ein Monstrum. Und ebenso ist der Mann ohne Bart, mit breitem Becken, fett und weibisch in seinem ganzen Wesen, ein Gräuel.

Wir sehen das Weib durch das Prisma der Begierde, und ebenso betrachtet das Weib uns. Seine Schönheit erscheint uns um so vollkommener, je lebhaftere geschlechtliche Wünsche es in uns erweckt, je mehr Wollust uns also ihr Besitz verspricht.

Ebenso denkt und begehrt das Weib im Hinblick auf uns.

Einen Beweis für dieses ästhetische Dogma haben wir in den Verirrungen des Geschlechtsinstinkts. Das sapphische Weib findet seine Geschlechtsgenossinnen schön, während es den Mann verabscheut. Beim Manne ist es das Gleiche, wenn er mit perversem Geschlechtstrieb Männer schöner findet als Weiber.

Alle ästhetischen Urteile, welche ein Geschlecht über das andere fällt, sind sexuellen Charakters, wie wir gleich sehen werden; um uns davon zu überzeugen, dürfte es genügen, den verschiedenen Grad der Bewunderung zu beobachten, den schöne Weiber entsprechend dem Grade unsrer Keuschheit in uns hervorrufen. Bei Männern von erlesenem ästhetischen Sinne genügt sicher die Keuschheit niemals, um sie auf falsche oder ungerechte Urteile zu führen; denn in der Schönheit giebt es geometrische Kriterien, die sich niemals ändern, und die vor wie nach der süßen Sünde dieselben bleiben. Aber die Begierde ist stets ein multiplikatorischer Koëffizient der Schönheit, während die Übersättigung oder die Impotenz, welche in analoger Weise auf das Urteil einwirken, alle unsre Anschauungen pessimistisch machen. Mit zwanzig Jahren erscheinen uns alle oder wenigstens fast alle Weiber schön, während mit fünfzig Jahren der größte Optimist auf das Subtilste unterscheidet und die peinlichste Auswahl trifft.

* * *

Nein und abermals nein: das Weib ist nicht schöner als der Mann, obgleich selbst verschiedene Anthropologen das behaupten, wobei sie ihren Wahrspruch auf scheinbar sehr ernste Argumente zu stützen versuchen.

Wenn auch das Weib einige ästhetische Elemente besitzt, welche uns fehlen, z. B. den Busen und die Schamhaftigkeit des Liebesnestes und das lange Haar, obwohl es noch öfter als wir die reizenden Grübchen der Wangen, Hände und Lenden besitzt, so haben wir den Bart und die kräftige Männlichkeit der Muskeln. Außerdem ist die Schönheit des Mannes, um den Vorrechten des Weibes das Gleichgewicht zu halten, von weit größerer Dauerhaftigkeit als die des Weibes.

So wie der Mann die fruchtbare Energie durch eine längere Reihe von Jahren bewahrt, so erhält sich auch seine Schönheit längere Zeit. Die Mutterschaft und das Säugen zerstören schnell viele der flüchtigen Reize des Weibes, nicht zuletzt den, welchen sie auf dem Altar der Mutterschaft opfern muß und welcher der vornehmste Schatz ihrer Schönheit ist. Auf *eine* gealterte Frau, die sich konserviert hat, und die, wenn auch nicht schön, so doch begehrenswert genannt werden kann, kommen mindestens zehn Männer, die selbst noch mit sechzig Jahren schön bleiben.

Dieser Mangel der Frau wird noch offenbarer, wenn sie, in den ärmern Klassen der civilisierten Völker und bei den niederen Klassen, zu anstrengen-

den Arbeiten gezwungen ist, die über ihre Kräfte gehen. Gebären, Säugen und Arbeiten, das ist wahrlich eine außerordentliche, grausame Anstrengung für sie. Der Mann wird denn auch für seine Tyrannei dadurch bestraft, daß er nach wenigen Jahren ein immer noch verhältnismäßig junges, aber reizloses Weib in den Armen hält.

Übrigens genügen auch in den höheren Rassen und Kreisen wenige Schwangerschaften fast stets, um dem Busen die Anmut, dem Leibe die Eleganz zu nehmen. Die Schönheit geht unter in dem, was ich den Schiffbruch der Formen nenne. Wenige Frauenkörper können nach dem fünfunddreißigsten und gar nach dem vierzigsten Jahre sich ungestraft nackt sehen lassen. Wenn der Gefühlssinn weniger ästhetisch als der Gesichtssinn sich über die Schönheit eines Weibes unterrichten darf, so kann das falsche Vorrecht des schönen Geschlechts nicht mehr im Ernste diskutiert werden, weder vor dem Tribunal der Ästhetik, noch vor dem der Wissenschaft.

* * *

Ein ernsthaftes und der Wissenschaft würdiges Problem aber ist es, zu untersuchen, ob alle Völker, alle Rassen denselben Begriff von der weiblichen Schönheit haben.

Diese Frage wird einmal mit einem absoluten „Ja,“ öfter aber noch mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortet. Mir scheint, in beiden Fällen irrtüm-

lich. Die Metaphysiker antworten gleich mit Ja, weil für sie der Mann der Sohn eines einzigen Adams ist, nach einem und demselben Urbilde geschaffen. So, wie es nur eine Religion geben soll, so soll es auch nur ein Schönheitsideal geben. Wenn der Neger ein Weib mit mastodontischem Gesäß vorzieht, so geschieht es, weil sein Geschmack entartet ist, und weil er keine anderen Weiber als äußerst fette kennt. Wird sein Schönheitssinn gebildet und macht ihm die Erziehung seinen Irrtum klar, dann wird auch er die mediceische Venus schöner finden als die hottentottische.

Näher der Wahrheit kommen die Psychologen, welche behaupten, daß jede Rasse sich ein andres Ideal der Frauenschönheit bildet. Eine Menge Thatsachen bestätigen diesen Satz.*)

Das magere Weib wird bei den afrikanischen und orientalischen Völkern niemals schön gefunden. Raden Salete, ein Maler von Java, sagte mir ganz offen, daß die langen Nasen unsrer Frauen ihm monströs vorkämen. Er war aus einem Lande, wo die kleinen, fast gequetschten Nasen sich gegenseitig bei verliebten Zärtlichkeiten beriechen.

Ein gelehrter norwegischer Ingenieur, also weder ein Malaie, noch ein Neger, sprach mir mit Abscheu von den schwarzen Augen und sagte, daß sie ihm

*) Siehe das merkwürdige Bild der schönen Anacaona in Washington. Leben des Columbus, Bd. II, S. 228, und Bd. III, S. 211, Übers. von Renson, Paris 1864.

wie Kohlenstückchen erschienen und keines Ausdrucks fähig seien.

Ich habe einen Engländer, einen großen Herrn, zum Freunde, der kein Weib schön finden kann, das nicht mindestens 250 englische Pfund wiegt; ein andrer Freund, ein Italiener, hat sich nie für andere als für ganz magere Weiber erwärmen können.

Im allgemeinen finden Reisende stets die Frauen derjenigen Länder schön, welche sie besuchen, oder wenigstens sind sie mit diesen am nachsichtigsten. Das hat zwei verschiedene Gründe, die sich vereinigen, um das Urteil zu beeinflussen, nämlich die lange Enthaltsamkeit und die Liebe zur Abwechselung. Ich greife einige Beispiele heraus.

* * *

Issel a Massaua*) fand solche Weiber, wenn auch nicht schön, so doch anmutig, welche feuchte Lippen haben, die gemacht scheinen, um die Küsse aufzusaugen, sowie kleine feuchte Augen besitzen, um von anderen verborgenen Reizen zu schweigen ...

* * *

Byron sagte, daß unter einem Dutzend Italienerinnen und einem Dutzend Engländerinnen sich viele englische und vielleicht nur eine einzige italienische Schönheit finden dürften; aber er fügt hinzu, diese eine italienische Schönheit für sich allein wiege alle die englischen zusammengenommen auf.

---

*) Reise im Roten Meer und unter den Bogos.

Taine behauptet, daß unter zehn englischen Mädchen sich ein bewundernswertes und fünf oder sechs andere fänden, die ein naturalistischer Maler mit Wohlgefallen betrachten würde. Sir Sinclair, ein Engländer*), kann dagegen dieses seinen Landestöchtern nach seiner Ansicht ungerecht gespendete Lob nicht unterschreiben und sagt, er seinerseits hätte niemals geglaubt, daß sich in England unter Tausenden mehr als ein bewundernswertes Weib fände (wie z. B. Mary Roze), und eins unter Hunderten, die ein naturalistischer Maler mit Vergnügen betrachten würde.

* * *

Der argentinische Oberst Mancilla fragte einst den Kaziken Yancaqueo, weshalb er unsere Weiber den seinigen, nämlich denen des Stammes der Ranqueles, vorziehe. Hier ist das einfache Zwiegespräch in dem schlechten Spanisch des Königs der Pampa.

— ¿Que te gusta mas una china o una cristiana?
— ¡Una cristiana pues!
— ¿Y porqué?
— Ese cristiana mas blanco, mas alto, mas pelo fino, ese cristiana mas lindo.**)

* * *

---

*) „Larmes et Sourires.“

**) „Was gefällt dir besser, eine China (weibliche Nachkomme einer Negerin und eines Indianers) oder eine Christin?“
„Eine Christin natürlich!“
„Und warum?“
„Die Christin ist weißer, größer, hat feinere Haut; die Christin ist zierlicher.“ Der Übers.

Palgrave sagt, indem er von den afrikanischen Weibern spricht, wenn man einen Kalometer oder Schönheitsmesser besäße, so würde Null durch die Beduineweiber bezeichnet, obwohl diese mindestens 1° beanspruchen würden. Einen Grad höher stünden die Weiber von Nejed, dann die von Shomer dann die von Djowf. Auf 5° oder 6° setzt er die Frauen von Hesa, auf 7° die von Katar, und endlich, einen Sprung bis zu 17° oder 18° machend, findet er hier die Frauen von Oman.*)

* * *

Diese aus den verschiedensten Quellen geschöpften und zum großen Teil widersprechenden Urteile beweisen, daß bei der Beurteilung des ästhetischen Wertes der Frauen anderer Rassen zwei Kräfte wirksam sind, die sich bekämpfen, und die je nach ihrem Überwiegen uns die Schönheit einmal übertreiben, ein anderesmal sie herabmindern lassen.

Keusche Enthaltsamkeit und Hang zur Abwechslung machen uns zu nachsichtig, die gewohnte Bewunderung unseres eignen Typus, sowie der nationale Stolz zu strenge.

Infolge davon sind jene entschiedenen „Ja“ und „Nein“ gleicherweise falsch; denn zur Beurteilung der Frauenschönheit fließen zu mannigfaltige Elemente zusammen, weil die Wagschale der Gerechtigkeit schwankt und es in Dingen der Ästhetik niemals

---

*) Wood, Natural History of Man. — Africa, pag. 761.

einen feststehenden und von allen übereinstimmend anerkannten Kodex gab.

Die volle Wahrheit ist die, daß jede Rasse einen allgemeinen Begriff über die weibliche Schönheit besitzt, der sich auf alle Weiber ausdehnt, und einen speziellen Begriff, der nur die Frauen des eigenen Hauses im Auge hat. Jede Rasse besitzt einen verschiedenen Typus der Frauenschönheit, und die ganze Menschheit hat bezüglich des Geschlechts allgemeine Kriterein. Es ist genau dasselbe wie mit Hunden und Pferden. Der ästhetische Typus des arabischen Pferdes ist völlig verschieden von dem des mecklenburgischen, und ebenso ist der ästhetische Typus des Jagdhundes ganz anders als der des Pudels oder des Windspiels.

* * *

So verschieden auch die ästhetischen Urteile und Geschmacksrichtungen der verschiedenen Völker in Bezug auf das Weib sein mögen, so kommen sie doch alle darin überein, daß sie beim Weibe hauptsächlich zwei Dinge schön finden wollen, die sozusagen das eigentliche Skelett ihrer Schönheit bilden, nämlich:

Gesundheit und Jugend
Echte zweifellose Weiblichkeit.

Ein hysterisches, cyanotisches, kränkliches Weib ist ebensowenig schön für uns, wie ein Weib von bleicher Farbe für den Neger.

Große Magerkeit wie übermäßige Fettleibigkeit

verurteilen nicht nur deshalb zur Häßlichkeit, weil sie die Grundgesetze der Biologie und der Symmetrie verletzen, sondern auch weil sie pathologische Zustände sind.

Mit der Gesundheit muß die Jugend zusammengehen, denn diese ist der Ausdruck der Zeugungskraft. Wenn die Matrone noch schön, die gealterte Frau noch anziehend genannt werden kann, so geschieht es, weil die eine wie die andere noch irgend eine jugendliche Eigenschaft bewahrt haben, die uns täuscht, etwa die Frische der Haut, die Rundung der Formen, die Lebhaftigkeit des Auges.

So hat denn die von Geburt schöne Frau das Recht auf dreißig Jahre der Schönheit (vom 15. bis zum 45. Jahre), auf zehn andere der Anmut (vom 45. bis zum 55. Jahre) und auf fernere zehn der Ehrwürdigkeit (vom 55. bis zum 65. Jahre).

* *
*

Nächst der Gesundheit bedarf das Weib zu seiner Schönheit vor allem der Weiblichkeit.

Die Grundlinien der Frauenschönheit sind sämtlich geschlechtliche, und ich teile sie in obere und untere ein. Die letzteren sind wichtiger als die erstern, weil diese die gute Mutter, jene die gute Ernährerin bezeichnen.

Ohne ein weites Becken, ohne breite und volle Hüften kann das Weib die Frucht der Liebe nicht neun Monate lang ernähren, kann es nicht gebären; ohne einen straffen, üppigen Busen wird es dem

eigenen Kinde nicht die Milch ihres Blutes geben können. **Gebären und Säugen**: das sind die zwei Funktionen des weiblichen Geschlechtslebens. — Hier mögen die Grundzüge ihrer Ästhetik folgen.

Die Linie, welche die oberen von den unteren Geschlechtslinien trennt, ist für mich der **Äquator der Schönheit**, der in beredtester Weise in vielen Dialekten Italiens „**la vita**,“ **das Leben**, genannt wird.

Je enger der Kreis ist, den diese Linie beschreibt, um so schöner und verführerischer ist er für uns Männer, und die Frauen kennen nur zu gut den Wert dieses Kreises, den sie bestrebt sind, selbst auf Kosten der Gesundheit und des Lebens so eng wie möglich zu machen.

Auch bei der Frau, die niemals Binden um Busen oder Leib getragen hat, besitzt der Körper an dieser Stelle eine Einschnürung, die beim Manne nicht vorhanden ist und die durch eine eigentümliche Bildung der Brust entsteht. Das Mieder übertreibt dann das, was die Natur nur eben angedeutet hat.

Die enge Taille ist verführerisch, weil sie den Reichtum der oberen und unteren genitalen Linien besser hervortreten läßt, und weil das die Stelle ist, wo wir von dem Weibe Besitz nehmen, und der Besitz ist um so vollkommener, je leichter die Umarmung ist. Aus demselben Grunde wollen wir auch die Hände und Füße klein sehen.

Um diesen Äquator hat auch die Mythologie den Gürtel der Venus gelegt, dort ist der Mittel-

punkt der Wünsche des ganzen Menschengeschlechts. Das Auge fragt, die Hand bittet, aber ehe die Arme des Mannes nicht den ästhetischen Äquator des Weibes umschließen, ist von keiner Besitzergreifung, von keiner wahren und legitimen Eroberung die Rede.

* * *

Alle Schönheiten des Weibes sind geschlechtliche, das heißt, sie heben die verschiedene Funktion hervor, welche die Natur ihm in dem großen Geheimnis der beständigen Wiedererzeugung angewiesen hat.

Geschlechtlich ist die üppige Rundung der Hüften, der Arme und besonders der Schenkel.

Geschlechtlich der zarte Knochenbau, der kleine Kopf, die niedrige Stirn: alles Merkmale, welche ihrem Körper eine eigentümliche Feinheit, eine wollüstige Eleganz verleihen.

Geschlechtlich ist die Statur, die kleiner ist als die des Mannes. Wenn die Frau größer als der Mann wird, kann sie immer noch schön sein, aber das ist eine seltene Ausnahme, und selbst dann bewundert man mehr die Eigenartigkeit des Falles als die Schönheit der Formen, welche viel von ihrer Grazie verlieren. Unter zwei Frauen, von denen die eine besonders groß, die andre besonders klein ist, geben wir meist dieser den Vorzug, da bei ihr stets das Weibliche ausgesprochener ist.

Geschlechtlich vor allem ist die Kleinheit der Hände und Füße.

Geschlechtlich auch die Fülle des Haupthaars, das bei den höheren Klassen stets länger als beim Manne ist, und das die greifbaren Schätze der Wollust vermehrt, sowie in der verschiedenen Anordnung zur Eleganz des Kopfes beiträgt, oder die Schönheit des ganzen Leibes oft verhüllt, ohne sie zu verbergen.

Alle die sexuellen Merkmale der Weibesschönheit sind für den Mann, der sie betrachtet, ebenso viele Verheißungen, und nie mehr als in diesem Falle zeigt uns die unumstößliche Gleichung:

Schönheit = Lust

ihre ganze mächtige Beredsamkeit. Wenn wir den Körper eines schönen Weibes betrachten, so liebkosen wir mit den Augen diese bewunderungswürdige Zusammenstimmung gebogener Linien, welche Hügel erheben und Thäler öffnen, und über diese Schätze breitet sich das Begehren wie ein dichtes Netz aus, welches die Schätze der Wollust umhüllt und gefangen hält.

* * *

Pietro Moscati, der berühmte Professor an der Universität zu Pavia, der zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Buch schrieb, um zu beweisen, daß der Mensch auf allen Vieren gehen müßte, wußte in wenigen und einfachen Worten die allgemeinen Linien der weiblichen Ästhetik zu ziehen:

„Das Weib nähert sich durch den zarten Körperbau nicht wenig der Weichheit des Knaben."

Colardeau schrieb sehr schöne Verse, worin er die Reize unsrer Gefährtin besang*). Alle Poeten wandten das Beste ihres Genies auf, um dem Weibe ihre bewundernden Gesänge zu weihen, von Petronius, der die Circe beschrieb, bis zu unserm Carducci, der seiner Geliebten Verse widmete, die eines Dante und eines Petrarca würdig sind.

* * *

Das Studium der griechischen und römischen Aphroditen, sowie der weiblichen Statuen unsrer Zeit ward schon in Bezug auf die Kunstgeschichte betrieben; aber es hat noch viele Probleme offen gelassen, welche die Psychologie und die Ästhetik betreffen.

Sämtliche Aphroditen aller Tempel, von den armseligsten Versuchen der Kunst der Wilden bis zu den Schöpfungen des Phidias und Praxiteles: sie bieten uns alle stets dieselben Grundlinien der Frauenschönheit dar. Selbst bei den indianischen Monumenten, die meistenteils grob und roh sind, habe ich stets in den weiblichen Figuren die geschlechtlichen Linien hervortreten sehen: üppige Brüste, schlanke Taille, starke Hüften.

Eine Venus des Museums zu Neapel brachte Shelley zu folgendem Ausruf: „Such statues!

---

*) Menville de Tonsan, Histoire philosophique et médicale de la femme. 2. Aufl. Paris 1858.

There is a Venus, un ideal shape of the most winnig loveliness!“

Heine ließ sich noch sterbend in das Louvre tragen, um noch einmal die Venus von Milo zu grüßen.

Ich habe die Venusbildnisse fast aller Museen Europas studiert, und trotz ihrer Defekte und schlecht gelungener Ausbesserungsversuche durch Hände, die sehr verschieden von denen des griechischen Bildhauers waren, der jene Göttin aus dem Marmor erweckte, ist mir die liebste von allen die mediceïsche Venus der Uffizien-Galerie zu Florenz. Diese ist von einer solchen weichen Geschmeidigkeit, einer solchen Harmonie der Kurven, einer solchen Formenvollendung, daß man glauben möchte, darüber hinaus könne die Kunst gar nicht gehen, ein schöneres Wesen könne niemals aus den Händen der Natur oder denen des Genies hervorgegangen sein.

Die kapitolinische Venus ist bewunderswert, aber sie ist zu robust und erinnert an den Einfluß, dem die griechischen Künstler unterlagen, als sie nach Rom kamen, wo die Frauen muskulöser und weniger ideal gebaut waren als unter dem Himmel von Hellas.

Auch die Venus des Louvre (N. 142), die dem Bade entsteigt, erinnert an die mediceïsche, aber sie ist ebenfalls zu muskulös; ihre Füße sind männlich, die Schultern plump.

Bei allen griechischen Venusstatuen des Louvre

kann man bemerken, daß Hände und Füße für unsern modernen Geschmack zu groß sind.

Die Venus von Troas scheint mir eine der schönsten, aber am allerschönsten ist jene andre mit der Waffen des Mars.

Obwohl verstümmelt und obgleich der Mantel viele verborgene Reize der Venus von Milo verdeckt, ist sie doch eins der erhabensten Werke des menschlichen Genius. Ich meinerseits widme jedesmal, wenn ich nach Paris komme, mindestens eine Stunde der Pilgerandacht jener Heiligen der ästhetischen Religion.*)

Sie ist staunenswürdig, vor allem durch das Leben, welches in ihrem Marmorfleisch zu pulsieren scheint. Sie allein genügte, um den Abgrund zu bezeichnen, der die alten Bildhauer von den modernen trennt. Wir erinnern nur an Canova oder Thorwaldsen. An den modernen Venusstatuen, und im allgemeinen an all den nackten Weibern der modernen Bildhauer, die mehr gemacht sind, die Lüsternheit zu reizen, als den ästhetischen Geschmack zu erhöhen, sehe ich immer die Haut, fast nie die Muskeln, die sich darunter bewegen, Haut und wieder Haut; Oberfläche, Bogenlinien, Hügel; aber niemals die olympische Harmonie dessen, was darüber und drunter ist. — Bei den griechischen Statuen ist die Haut nur ein durchsichtiger Stoff, der meinen Blick nicht

*) Burckhardt sagt, daß die Venus von Milo „nicht bloß schön, sondern auch kräftig" sei.

fest hält, sondern mich einladet, in das Heiligtum des Lebens einzudringen, wo ich die Sehnen vibrieren, die Muskeln sich zusammenziehen oder ruhen, die Nerven zittern sehe. Unsere Skulptur ist eine mit dem Meißel auf den Marmor übertragene Malerei; die griechische Skulptur ist plastische Schöpfung, welche von den Knochen bis zur Haut nichts vergißt; welche mich glauben macht, in dem Marmor die Blutwärme und das pochende Leben zu fühlen.

Alle diese Vorzüge besitzt die Venus von Milo im höchsten Grade. Ihr Kopf ist nicht mikrocephal wie der der Uffizien, sondern von der richtigsten Proportion. Sie hat einen vollendeten Hals, und ihre Schultern sind unübertrefflich. Vielleicht sind nur (wenn es erlaubt ist, ein solches Wunder der Kunst zu kritisieren) die Bauchmuskeln ein wenig zu stark.

Sie ist die reine, einfache Schönheit, ohne Lüsternheit und ohne Leidenschaft; denn alles das, was die Sinne zu sehr stacheln und unsern ästhetischen Geschmack verwirren könnte, ist verborgen, und kaum werden die Hüften zwischen den Falten des schamhaften Mantels sichtbar.

Der Busen ist vollendet: die Spitzen der Brüste sind nicht übertrieben herausgebildet. Der Gesichtsausdruck ist ruhig, von jener griechischen, olympischen Ruhe desjenigen Volkes, welches auf dem höchsten Gipfel der ästhetischen Welt gestanden. Es ist ein sanftes Lächeln, das Bewußtsein der eigenen Kraft, aber ohne Stolz, und kaum können wir uns den

Namen „Venus victrix“ erklären, der ihr gegeben wurde.

Je mehr man sie betrachtet, desto mehr wächst die Bewunderung. Unser Auge verliert sich und taucht gleichsam unter in einem Meer von Schönheit. Freilich hat der Vandalismus der Zeit sie nicht verschont, hat ihre Arme verstümmelt; aber wir dürfen ihr den Namen „Victrix“ bewahren, wenn sie auch nicht den Stolz des Triumphes ausdrückt; denn unter allen Venusbildern, die sie umgeben, ist sie ohne Widerspruch die „Siegerin.“

* * *

Über die Grundlinien der Ästhetik des Weibes hat die Natur des Weibes einen so reichen Mantel kleinerer Reize ausgebreitet, daß diese die Feder und Bewunderung von Tausenden ermüden würden. Wenn wir in großen Zügen die Schönheiten der Hauptlinien des Antlitzes zeichnen wollen, müssen wir einige Analysen anstellen. Hier beschränken wir uns darauf, nur die hervorragendsten der kleineren weiblichen Reize anzudeuten:

Lange, dichte, weiche oder gelockte Haare, schwarz, blond, rötlich oder kastanienbraun.

Grübchen in den Wangen, entweder beständige oder nur beim Lachen erscheinende.

Grübchen im Kinn.

Grübchen auf der Lende.

Leichter Flaum auf der Oberlippe.

Eine von flaumigem Haar bezeichnete Rille, die vom Schambein bis zum Nabel reicht.

Zarte, bläuliche Adern, welche durch die Haut des Halses und des Busens schimmern.

* * *

Mit Bezug auf das Alter besitzt das Weib zwei verschiedene Schönheiten: die jugendliche und die matronenhafte. In der Kindheit hat das Weib noch kein Geschlecht, und im Alter ist ihm dasselbe verloren gegangen; dann gehören seine Reize (wenn es deren hat) nicht mehr zur Ästhetik des Weibes.

Die jugendliche Schönheit beginnt gegen das fünfzehnte Jahr hin und kann bis zum fünfundzwanzigsten, manchmal bis zum fünfunddreißigsten dauern, wenn die Mutterschaft die schönsten Blätter der Rose nicht bereits zerstört hat. Nach dem fünfundzwanzigsten und fünfunddreißigsten Jahre kann das Weib, indem es Form in Schönheit verwandelt, auf derselben ästhetischen Höhe bis zum vierzigsten oder sogar bis zum fünfundvierzigsten Jahre verbleiben.

Während der jugendlichen Schönheitsperiode ist das Weib mager, jedoch von einer Magerkeit, die eine Tendenz zur Fleischigkeit hat, und die auf den oberen und unteren Liebeshügeln Wohlstand, wenn nicht gar Reichtum verspricht.

Das junge Weib ist schlank, elastisch, selbst in der Rundung noch ein wenig eckig, aber ohne weder das Auge noch die Hand zu verletzen; vielmehr ver-

leiht dies dem Begehren Flügel und der Leidenschaft Feuer. Es ist das beständige Werden einer Schönheit, die schon heute vollendet scheint, die uns jedoch größere, verschiedene Reize für morgen und übermorgen verspricht. Dies erhebt unsere Wünsche zu einer unendlichen Ästhetik, die wir von ewiger Dauer wünschen möchten.

Allein statt dessen kommt ein Tag, wo das Morgen uns Furcht, das Übermorgen uns Schrecken einflößt. Das Werden, welches bisher ein Hinaufsteigen war, droht ein Herabsteigen zu werden, und unter Enttäuschungen erscheint uns der gefahrvolle Schiffbruch der Form.

Die vorsorgliche Natur jedoch ist für das Weib ein genialer Architekt, welcher die Hügel zu der Würde von Bergen erhebt, und die Thäler mit einer Anhäufung weichen Fettes ausfüllt. Die beginnenden Runzeln verschwinden und glätten sich unter dieser weichen Anflutung. Die schlanken Arme werden zu zwei elastischen Säulen wie von parischem Marmor. Die Qualität wird durch Quantität, die verlorene Straffheit durch die gewonnene Ausdehnung ersetzt, und wenn das Gebiet der Augen auch einige Provinzen eingebüßt hat, so hat die Hand mindestens ebenso viele gewonnen.

Das erste Weib ist der Liebe heilig, das zweite der Wollust, und wenn Mädchen und Matrone sich im Kreislauf des Lebens begegnen und sich gegenseitig im Sinne der Liebe ergänzen, dann finden sich beide in einem Wesen verschmolzen, und für

einen Augenblick, der jedoch nur von kurzer Dauer ist, besitzen wir in einem einzigen Weibe zwei verschiedene, gleichsam, wie wenn wir auf einem Stengel dicht neben einander den Duft der knospenden und der verblühenden Rose genießen.

Es giebt bevorrechtete Frauen, welche sich zehn Jahre lang im Gleichgewicht auf dieser hängenden Brücke zu halten verstehen, die das Mädchen von der Matrone trennt. Dies sind göttliche Geschöpfe, die mit jeder Wendung des Kopfes oder der Hüften, mit jedem Atemzuge des Busens, kurz mit jeder Bewegung Begierden entzünden. Sind sie noch Blumen oder schon Früchte; sind sie Rosen oder Pfirsiche; sind sie die mediceïsche oder die kapitolinische Venus; sind sie Weiber oder Göttinnen?

Alles dieses zu gleicher Zeit! Und während ihre Augen all den himmlischen Glanz der Engel bewahrt haben, sind sie zugleich im Vollbesitze der ganzen freien Kunst, welche die Wissenschaft in der Liebe verleiht. Dann werden sie die höchste unsrer Wonnen und Qualen; sie lassen uns das Leben segnen und verdammen; sie sind das höchste Ziel der menschlichen Wünsche und der höchsten Wollust.

Das blonde Weib und das brünette Weib.

Das Weib unsrer Rasse hat zwei verschiedene Typen, je nachdem es blond oder brünett ist. Dichter und Feinschmecker haben sowohl dem einen wie dem andern abwechselnd den Vorrang erteilt,

je nach dem individuellen Geschmack und der Mode der Zeit.

Im alten Griechenland gehörte zur vollendeten Frauen-Schönheit blondes Haar, und noch heute sagen die Griechen, daß dieses die Reinheit des hellenischen Blutes bezeichne. Homer erwähnt nie der schwarzen Haare, und Aphrodite war blond, wie später fast immer die Madonna ebenfalls.

Auch die Römer gaben blonden Frauen den Vorzug.

Die Vorliebe für Blond dauerte bis ins Mittelalter und noch darüber hinaus; in Shakespeares Werken finden sich nur zweimal Frauen mit schwarzen Haaren, obgleich er selbst sagt, daß zu seiner Zeit der brünette Typus den blonden aus der Sympathie zu verdrängen begann:

> In the old time black was not counted fair,
> Or if it were it bore not beauty's name;
> But now is black beauty's successive heir.

Heute ist der Geschmack sehr eklektisch, man könnte sagen, mehr individuell als national geworden, obgleich sich eine allgemeine Sympathie für Blond erhalten hat, vielleicht auch weil es — wenigstens in Deutschland und England — seltener wird.

Waitz bemerkt eine fortschreitende Abnahme des blonden Haares in Deutschland; eine dort, sowie in Österreich, Belgien und der Schweiz angestellte Statistik ergab für die Schweiz 10 %, für Öster-

reich $19_{,79}$ %, für Deutschland $31_{,80}$ % rein blonden Haars.

Dr. Beddoe in England hat unter 726 weiblichen Personen 369 brünette und 357 blonde gefunden. Von den ersteren waren $78_{,5}$ % verheiratet, von den blonden nur 68%.

Hier, wo es sich nur um die Ästhetik handelt, will ich nicht die wahrscheinlichen Gründe untersuchen, warum der blonde Typus dem braunen gegenüber im Abnehmen begriffen ist. — Ästhetisch betrachtet, ist keiner der beiden Typen dem andern überlegen. Im allgemeinen: wer brünett ist, zieht blond vor, und umgekehrt; dies gehört zu den universellsten Gesetzen der Sympathie, wonach das Entgegengesetzte und das Verschiedene einander anzieht.

Der vollendete blonde Typus muß uns asch- oder goldblondes, niemals aber weißblondes Haar zeigen; ferner blaue oder violette Augen oder tief-grüne, nicht graue oder hellgrüne; Haut vom reinsten Weiß und üppige Formen. Beim brünetten Typus schließt die Magerkeit nicht die Schönheit aus; beim blonden dagegen ist sie abstoßend, weil die Blonden eine wollüstige Weichheit besitzen müssen, die alles Eckige abrundet.

Das blonde Weib ist sanft und süß, weich und zart, und das schließt die Güte ein. Es erweckt langsame, aber dauernde Sympathie, eine Zärtlichkeit, wie wir sie Kindern gegenüber empfinden. Es erscheint uns weiblicher, schwächer, sentimentaler. Obgleich uns die statistischen Daten zum Beweise

fehlen, so bin ich doch überzeugt, daß das Blond weit weniger an Vergehen und Verbrechen Schuld geworden. Seine psychische Temperatur ist kühl und gemäßigt.

Zur Schönheit des brünetten Weibes gehört, daß nicht nur das Haupthaar dunkel ist, sondern Wimpern, Augenbrauen und das Auge selbst. Auch die Haut muß bräunlich sein, wie von einem Bronceschimmer angehaucht. Die Brünette kann mager sein, nur da nicht, wo das Geschlechtliche am höchsten ausgeprägt sein soll.

Das brünette Weib ist warm, leidenschaftlich, aufregend. Mehr als zu langen, sanften Liebkosungen scheint es zum höchsten Liebeskampfe aufzuforderu, zu wilden Küssen, welche brennen, welche die Lippen blutig verwunden. Seine psychische Temperatur ist stets warm, ja feurig. Die Haare sprühen elektrische Funken, die Augen Blitze, und Gluten die Haut.

Unter den Frauen mit schwarzen Haaren und Augen giebt es freilich auch Heilige; aber unser Ideal wäre, daß die Geliebte stets brünett und das Eheweib blond wäre, oder daß, ohne Sünde zu begehen, die braune Gattin, wenn sie Mutter geworden, blond würde.

* * *

Zwischen dem blonden und dem braunen Typus giebt es nun eine ganze Reihe Abstufungen, die in langer Kette die beiden äußersten Pole der Frauen-

schönheit verbinden. Auch unter diesen kann die Schönheit triumphieren, und man findet Weiber mit kastanienbraunem Haar, die entzückende Geschöpfe sind.

Hier machen sich zwei Hauptformen bemerkbar, durch den Kontrast der Haar- und der Augenfarbe; nämlich die Blonde mit dunkeln Augen und die Braune mit blauen, wo fast stets die Erste bei geschlossenen Lidern den Vorzug gewinnt.

Das blaue Auge besitzt einen heiteren, kühlen Ausdruck, der durch das goldige, liebreizende Haar Wärme empfängt; wenn wir aber dem kalten Auge das schwarze Haar beigesellt finden, so empfangen wir einen fast düstern Eindruck. Es ist eine Überraschung, ein harter Kontrast, der bezaubern kann, aber nicht unsere Zärtlichkeit weckt. Es ist ein Geheimnis, das wir zu enthüllen fürchten, ein Paradoxon, nach dessen Warum wir uns fragen.

Wenn wir dagegen von dem goldigen Haar zu den Spiegeln der Seele schweifen und uns das sanfte Feuer dunkler Augen entgegenleuchtet, dann sind wir auf das Tiefste bewegt, und wir dürfen auf berauschende Wonnen hoffen. Denn zu der zarten, blonden Zärtlichkeit gesellt sich feurige Wollust, und mit der Sanftheit geht die Leidenschaft Hand in Hand.

Diese beiden paradoxen Weiblichkeiten können von der außerordentlichsten Schönheit sein, aber die Braune mit blauen Augen ist öfter eine Zauberin als ein Engel. Die Blonde mit braunen Augen dagegen ist meist ein wahrer Engel und kann ein

ganzes Harem von Frauen aufwiegen, von der Georgierin bis zur Cirkassierin.

* * *

Die Grundlinien der weiblichen Schönheit in Verbindung mit den kleineren Reizen oder mit Schmuck und Zierrat, bilden, außer dem blonden und brünetten Typus, noch manche Verschiedenheiten, welche mehr oder minder unsern ästhetischen und sinnlichen Geschmack befriedigen und die wir je nach den Umständen bevorzugen, indem wir sie mehr oder weniger schön finden.

Ich habe versucht, die Grundzüge darzulegen und entwarf einen Umriß davon in meiner Studie über die weibliche Schönheit, welche in einer deutschen Zeitschrift erschien.*)

Die klassische Schönheit.

Sie ist der Triumph der Symmetrie, die vollendete Harmonie aller Linien. Ich gebrauche das Wort klassisch als Synonym zu antik und könnte ebenso gut griechisch sagen. Denn kein Volk verstand diese Form des Schönen besser als die Griechen. Die Kunstwerke ihrer Maler und Bildhauer beweisen uns, daß in keiner andern Geschichtsepoche schönere Formen auf schönere Weise dargestellt wurden.**)

---

*) Mantegazza, Die Schönheit des Weibes. — Deutsche Revue. Septbr. 1888. S. 276.

**) Über den Typus der Frauenschönheit bei den ältesten Völkern, siehe Journ of Anthrop. Instit. Vol. I. p. LVIII.

Diese Schönheit kann auch die skulpturelle genannt werden, denn die Skulptur zeigt die Grundelemente der menschlichen Schönheit weit besser als die Malerei. Zwischen einer schönen Statue und einem schönen Frauenbilde besteht derselbe Unterschied, wie zwischen der Form selbst und dem Abbilde. Dieses ist nur Oberfläche, jene giebt uns von dem dargestellten Körper drei Dimensionen.

Die klassische Schönheit, die vor allem aus der vollkommenen Harmonie der Linien hervorgeht, widersteht jeder Perspektivkunst. Das Weib, welches sie besitzt, ist schön, von vorne oder von hinten gesehen, en face, im Profil, kurz, immer und überall.

Mißtrauet der Schönheit, die, im Profil gesehen, verliert. Sie wird dem Angriffe der Zeit nicht widerstehen. Das Profil ist der Prüfstein der vollkommenen Schönheit; es währt so lange wie das Leben, denn es ist vom Skelettbau vorgezeichnet.

Keine andre Rasse liefert zahlreichere und vollendetere Exemplare der klassischen Schönheit als die angelsächsische. Wir finden sie jedoch auch in Italien, auf den Hügeln, welche Rom umgeben, in Venedig, in Palermo.

Der beste Interpret der klassischen Schönheit war sicher Raffael.

Die sinnliche Schönheit.

Statt „sinnlich“ könnte ich ebenso gut sexuell, aufregend, lasciv, frivol sagen.

Sie ist durch das Vorherrschen der oberen und

unteren Geschlechtslinien und durch starke, fleischige Lippen gegeben.

Wellenlinien und üppiges Fleisch vollenden das Bild.

Diese Schönheit wird besonders von den üppigen Völkern Afrikas und Asiens geschätzt. Die griechische Kunst verschmäht sie darzustellen; die moderne Kunst macht aus ihr ein aphrodisiakes Gewerbe.

Correggio und Rubens haben sie oft und gut wiedergegeben, wenn auch nach verschiedenen Methoden mit verschiedenem Kolorit.

Die schönsten Beispiele dieses Typus finden wir in Holland und Spanien. Aber auch in Italien fehlen sie nicht.

Die anmutige Schönheit.

Sie beruht mehr auf der Feinheit als der Symmetrie der Linien, und wird mehr von der Mimik als von dem Skelettbau vorgezeichnet.

Während die klassische Schönheit, das wahre Urbild aller Formen der Schönheit überhaupt, das höchste menschliche Ideal befriedigt, flößt diese durch eine gewisse Zierlichkeit, Kleinheit Bewunderung ein, die unserm Stolz genügt und Zärtlichkeit erweckt.

Die Symmetrie ist oft gestört, aber die kleineren Reize, die feine Bildung der Glieder, vor allem die Eleganz der Bewegungen werfen in die Wagschale dieser Schönheitsgattung so viel Gewicht, daß sie der klassischen Schönheit die Balance hält, welch letztere man oftmals mehr bewundert, als daß sie uns bezaubert.

Ich sagte, die Anmut befriedigt unsern Stolz, und grade dadurch kann sie so mächtig wirken. Die absolute Schönheit übt die Tyrannei aller vollkommenen Dinge, welche alles weniger Hohe um sie her erniedrigen; in der anmutigen Schönheit dagegen glauben wir eine uns dargebrachte Huldigung, einen Wunsch, uns zu gefallen, eine auserlesene Form der Koketterie zu erkennen.

Oftmals ist die Anmut das Ergebnis einer sehr feinen Kunst, die angewandt wird, manche Mängel der Natur zu verbessern, gleichsam Fehlerkorrektur einer in falscher Orthographie abgefaßten Seite.

Unter allen Frauen Europas sind in der Anmut ohne Zweifel die Französinnen die ersten.

Die klassische, die sinnliche, die anmuthige Schönheit: das sind sicher die drei Grund- und Elementarformen der weiblichen Schönheit.

Außer diesen giebt es noch hundert, ja tausend andre; doch sind dies zusammengesetzte Formen, in denen außer den eigentlichen ästhetischen Elementen noch andre von psychischem Charakter auftreten.

Sie alle zu zeichnen, wäre die Lebensaufgabe eines Mannes oder vielleicht mehrerer Männer, denn wohl kein Mann, soviel er auch Künstler sei, ist imstande, alle ästhetischen Formen zu kennen, da der Organismus jedes einzelnen mehr fähig ist, gewisse Dinge zu fühlen als zu begreifen.

Michelangelo verstand manche Formen, die

Raffael nicht begriff, und vor denen er zurückschreckte. Der Urbinate fühlte all die feinsten Abstufungen der Anmut und Symmetrie; Buonarroti aber war der größte Interpret und Bewunderer der kraftvollen Schönheit.

Ohne Raffael oder Michelangelo zu sein, ist jeder von uns ein wenig raffaelesk oder ein wenig michelangelesk, um nur von diesen beiden äußersten Polen des Schönheitsausdruckes zu reden.

Von den sekundären oder zusammengesetzten Formen der Frauenschönheit erwähne ich nur die beiden: die sentimentale und die launenhafte Schönheit.

* * *

Bei der sentimentalen Schönheit herrschen mehr als die Linien und Kurven, die Kräfte des Gedankens und des Gemütes vor. Wir suchen bei einem Weibe, das mit dieser Schönheit ausgestattet ist, mehr nach Wonnen einer höheren Art als die Befriedigung der ästhetischen und sinnlichen Bedürfnisse.

Hier ist die physiologische Schwäche der Muskeln so ausgesprochen, daß sie dem Weibe fast einen krankhaften Zug verleiht, und die Beweglichkeit aller Lineamente giebt ihm einen nervösen Charakter. Wir finden gewisse zarte, schwächliche Typen, die jedoch reizend genug sein können und die zumal in einer so nervösen Zeit, wie die unsrige ist, gefallen.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß weder Griechenland noch Rom sentimentale Schönheiten hatte, und

wenn es deren gab, ist es noch weniger wahrscheinlich, daß sie Liebhaber fanden. Die Griechen waren zu gesund und die Römer zu kräftig, um am Weibe Eigenschaften zu schätzen, die ihnen als Fehler oder Krankheiten erscheinen mußten.

Den großen Zauber, der die sentimentale Schönheit umgiebt, verdankt sie zwei Hauptelementen: erstens der Verehrung, welche jede gebrechliche und daher kostbare Sache erweckt, und sodann dem Mitgefühl, das jedes Wesen einflößt, welches zu leiden oder großer Schmerzen fähig zu sein scheint.

Es ist überflüssig zu sagen, daß diese Form der Schönheit bei den niederen Völkern gänzlich mangelt, bei denen das rauhe Leben des Wilden gleich in den ersten Lebensjahren all jene zarten, gebrechlichen Geschöpfe tötet, die, unter der Obhut der zivilisierten Völker, leben bleiben und den Kampf ums Dasein siegreich bestehen.

* * *

Die pikante Schönheit ist schwer zu definieren; aber wir alle haben davon eine gewisse undeutliche Vorstellung. Hier ist nicht nur nicht die vollkommene Symmetrie der Gesichtslinien notwendig, sondern grade eine leichte Asymmetrie, die in ihrer Absonderlichkeit und Impertinenz den elementarsten Gesetzen der Ästhetik zu trotzen scheint und uns auf unterhaltende Weise überrascht und reizt.

Dieser Reiz ist nicht nur physisch, sondern er besteht auch in den höheren Gebieten des Gedankens

und des Gefühls. Zu dieser Gattung von Empfindungen gehören jene, welche die pikante Schönheit in uns erweckt.

Die Asymmetrie und Disharmonie der pikanten Schönheit dürfen jedoch nur leicht angedeutet sein, sonst fallen sie ins Gebiet der Häßlichkeit, ebenso wie der angenehme Reiz schmerzhaft wird, wenn er zu stark ist oder zu lange andauert.

Nichts trägt mehr zur Pikanterie eines Gesichtes bei, als wenn die Nasenspitze ein klein wenig nach oben gebogen ist.

Ferner auch der Kontrast zwischen der Farbe der Augen und der Haare.

Blondes Haar — schwarze Augen.

Schwarzes Haar — blaue Augen.

Ebenso einige seltene Bizarrerien.

Grübchen in den Wangen und im Kinn.

Die Alten sagten, diese Grübchen seien vom Finger Amors gemacht.

Gegen diese kleineren Reize sind selbst die Wilden nicht unempfindlich, z. B. die Neger von Loango.*)

Grübchen in den Händen und in der Lende, welche von andrer Art sind, aber eine harmonische Verteilung des Fettes über die Körperoberfläche ausdrücken.

* * *

Eine Abart der launenhaften Schönheit ist die verborgene, beschattete, oder Dämmerungsschönheit.

*) Pechuel-Loesche, Indiskretes aus Loango. Zeitschr. für Ethnologie. Berlin 1878. Heft I, S. 20.

Diese ist nicht auf den ersten Blick erkenntlich, sondern zeigt sich erst bei wiederholter Betrachtung.

Die Bewunderung wird nicht plötzlich, sondern langsam, dafür aber auch um so dauernder geweckt, und zu unserem ästhetischen Genuß gesellt sich noch der Stolz, das verborgene Schöne entdeckt zu haben.

Plinius berichtet, daß die Römer solche Gewänder liebten, welche die Umrisse des Körpers und die Farbe der Haut erkennen ließen. „Tam longinquo orbe petitur, ut in publico matrona transluceat ... ut denudet foeminas vestis ....“

Varro und Publius Sirus scherzten bereits über die „toga vitrea“, „ventus textilis et nebula linea.“

* * *

Alle diese Reize finden sich freilich nicht bei einem einzigen Weibe; aber zuweilen begiebt sich das Wunder, daß ein einziges Weib die klassische, die sinnliche, die anmutige und die sentimentale, ja sogar die pikante Schönheit zugleich besitzt. Denn die Kunst der Koketterie versteht durch Mimik Angesicht und Körper so zu verändern, daß die abwechselnden Bilder aller Formen der Frauenschönheit zum Vorschein kommen.

Es giebt Weiber von so schrecklicher Schönheit, daß sie an einem Tage zehn Physiognomien haben, die sich jedoch alle in dem Kreise der Ästhetik halten, und wer ein solches Weib liebt, und es sein eigen nennt, kann sich rühmen, zehn Weiber in einem zu besitzen.

Diese Schönheiten sind so selten wie die Männer von Genie, und die Geschichte spricht von ihnen wie von Wundern.

Meistens besitzt das Weib nur eine Form der Schönheit, und wir begnügen uns damit, indem wir das Fehlende durch unsre Phantasie ersetzen.

Petronius beschreibt in seinem „Satyrikon" die schöne Circe folgendermaßen:

„Nulla vox est quæ formam ejus possit comprehendere: nam quidquid dixero, minus erit. Crines, ingenio suo flexi, per totos se humeros effunderant: frons minima et quæ radices capillorum retroflexerat: supercilia usque ad malarum scripturam currentia, et rursus confinio luminum pæne permixta; oculi clariores stellis extra lunam fulgentibus; nares paullulum inflexæ; et osculum quale Praxiteles habere Dianam credidit. Jam mentum, jam cervix, jam manus, jam pedum candor intra auri gracile vinculum positus Parium marmor extinxerat."

Und an anderer Stelle sagt er von derselben Circe:

Candida sidereis ardescunt lumina flammis,
Fundunt colla rosas, et cedit crinibus aurum,
Mellea purpureum depremunt ora ruborem,
Lacteaque admixtus sublimat pectore sanguis,
Ac totus tibi servit honor, formaque dearum
Fulges, et Venerem cœlesti corpore vincis.
Argento stat facta manus, digitisque tenellis
Serica fila trahens precioso stamine ludis.
Planta decens modicos nescit calcare lapillos,
Et dura lædi scelus est vestigia terra,

Ipsa tuos quum ferre velis per lilia gressus,
Nulli sternuntur leviori pondere flores.
Guttura nunc aliæ magnis monilibus ornent,
Aut gemmas aptent capiti: tu sola placere
Vel spoliata potes. Nulli laudabile totum
In te cuncta probat, si quisquam cernere possit.

So edel ist und von so keuschem Zagen,
Mein Lieb, wenn sie sich grüßend andern neiget,
Daß jede Zunge gleich mit Zittern schweiget,
Und Augen nicht sie zu betrachten wagen.
Sie wandelt, wenn ihr Lob sie höret sagen,
In dem Gewand, das holde Demut zeiget,
Ein Wesen, das vom Himmel niedersteiget,
Ein Wunder zu der Erd' herabzutragen.
Sie ist so huldvoll lieblich jedem Blicke,
Daß gleich das Herz durchströmt ein süßes Regen,
Das nur versteht, wem es dort selbst erwachte.
Es scheint, als ob ihr Angesicht berücke
Mit einem sanften Hauch voll Liebessegen
Und zu der Seele sage: „Seufz' und schmachte!"
Dante.

Wenn durch das Aug' in Herzens Grund gestiegen
Des Weibes Bild, kein andres da verweilet,
Und was an Kraft die Seele drin verteilet,
Läßt, wie ein starr Gewicht, die Glieder liegen.
Petrarca. (F.)

Was kunsterfahrne Maler je erfunden,
Reicht an die Schönheit ihrer Bildung nicht.
Die blonden Haare lang und aufgewunden,
Besiegen selbst des Goldes glänzend Licht.
Mit Rosen haben Lilien sich verbunden
Und überstreun ihr zartes Angesicht.
Die heitre Stirn in ihres Maßes Reine,
Scheint wie geformt aus glattem Elfenbeine.

Zwei schwarze Bogen, fein und zart, umhegen
  Ein schwarzes Augen-, nein, ein Sonnenpaar,
Im Blicken zärtlich, sparsam im Bewegen.
  Da nimmt man Amor scherzend, fliegend wahr;
Da sendet er herab der Pfeile Regen
  Und raubt die Herzen, jedem offenbar.
Die Nas', absteigend mitten im Gesichte,
Macht auch des Neides Tadelsucht zu nichte.

Dann folgt der Mund, von Grübchen hold umfangen,
  Und mit natürlichem Karmin bedeckt,
In dem zwei Schnür erles'ner Perlen prangen,
  Bald von der Lipp' enthüllt und bald versteckt.
Da kommt die holde Red' hervorgegangen,
  Die auch im rauhsten Herzen Milde weckt,
Da sieht man oft das süße Lächeln werden,
Das, wie es will, den Himmel bringt zur Erden.

Der Hals ist Schnee, und Milch die Brust; vollkommen
  Gerundet jener, diese voll und breit.
Ein Äpfelpaar, dem Elfenbein entnommen,
  Wallt auf und ab, wie bei der Lüfte Streit
Am Uferrand die Wellen gehn und kommen.
  Vom Andern gäb auch Argus nicht Bescheid;
Doch schließt man wohl, es müsse das Versteckte
Dem ähnlich sein, was sich dem Aug' entdeckte.

Den Armen ist das rechte Maß gespendet,
  Und oftmals wird die zarte Hand geschaut,
Die, länglich, schmal, durch ihre Weiße blendet;
  Nicht Ader spannt, noch Knöchel ihr die Haut.
Die ganze herrliche Gestalt vollendet
  Der kurze Fuß, rundlich und wohlgebaut.
Den Engelreiz, im Himmel selbst entsprossen,
Hielt auch der dicht'ste Schleier nicht verschlossen.

Ariosto (G.)

Leimruten sah ich dort in großer Menge,
Das waren eure Reize, schöne Frauen.

Ariosto.

Schön ist mein Lieb, wenn sich die süßen Blicke
Des schwarzen Augs in Sehnsuchtsglut verzehren,
Und — suchend das besiegte Herz — es nähren
Mit neuer Liebeskraft und neuem Glücke.

Noch schöner ist sie, wenn die hohen Blicke
Sie langsam wendet, stolz noch im Gewähren,
Mir trotzend, daß ich mög' den Krieg erklären,
Den süßen, und daß mich der Sieg entzücke.

Ja himmlisch ist die wonnevolle Frau,
Wenn sie den Küssen beugt den ros'gen Nacken
Das holde Antlitz im Ambrosiatau!

Carducci.

O, Zauberkraft in eines Weibes Thränen,
In einer süßen Zunge Schmeichellaut,
Von holden Lippen steigen goldne Ketten,
Aus ihrer Schling' ist keiner zu erretten.

Tasso. (G.)

.....der süße Blick,
Der beben macht, wenn er sich unbewegt
Auf jemand richtet; jene Lippe stolz,
Von der wie aus dem vollen Wasserquell
Die Wonne strömt; der Hals sodann, umgürtet
Von der Begierde; die verliebte Hand,
Die oftmals da, wo sie sich hingelegt,
Die Hand erkalten fühlte, die sie drückte;
Der holde Busen dann, vor dessen Anblick
Sichtbar erbleichte, der ihn je geschaut:
Das alles war dereinst — Nun bist du Staub
Und Asche: Und den Traueranblick
Verbirgt ein Stein!

Leopardi.

Gleichwie aus der tiefen Stille
Blauen Meeres stieg die Venus,
Wogen, Luft und Inseln spendend
Ihres eignen Glanzes Schimmer,
Als sie hob die Götteraugen,
Weiches Haar zusammenraffend:
So der holde Lenz nun lächelt
Auf Italiens schönen Fluren. Carducci.

Es dehnte sich in endlos weiten Fluren
Der Boden Indiens,
Der heilge Grund der ersten Glaubensspuren
Und voll von Schatten.

Es schien das Meer, von Wunderdingen schwanger,
Ruhlos beweget,
Doch sah Natur schon, wie sich ihr Geheimnis
Verborgen reget.

Und siehe, plötzlich teilten sich die Wellen,
Und silbern hebt sich
Aus Meergrund eine Muschel, von dem hellen
Gewog umlächelt.

Groß, schimmernd, rötlich, wiegte sich die Muschel
Im Wogentakte,
Ein Himmelsbild, denn ihr entstieg die Venus,
Die Göttlich-Nackte.

Doch schüchtern noch, hat nichts sie von der weißen,
Der Griechen-Schönheit;
Nein, ihre wundervollen Glieder gleißen
In Bronzefarben.

Der Himmel klärt sich .... Mondesstrahlen zittern ....
Von hoher Warte
Entzückt die Welt in schreckenvoller Schönheit
Venus-Astarte! Luigi Gualdo.*)

*) Die eigentümliche Reimverschlingung ist genau nach dem Original.
Der Übersetzer.

Je dirai ta beauté perdue à ceux qu'offense
La superbe de ma douleur,
Ton front marmoréen, éternelle pâleur!
Ton sourire, éternelle enfance!

Et tes yeux au regard magnétique et profond,
Pareils à des lampes nacrées
Qu'un jour intérieur illumine et qui font
Palpiter les ombres sacrées;

Et l'éclat de ton col dressé jusqu'à l'orgueil
De ta face où dort la lumière;
La fête de ton teint lilial et le deuil
De ta sombre et lourde crinière;

Et tout ce qui me fut le suprême abandon
Des Cieux, du Rêve et de la Vie,
Ta beauté surhumaine, où mon âme asservie
Trouve sa gloire et ton pardon.

Armand Silvestre.

. . . . . Vénus Astarté, fille de l'onde amère,
Secouait, vierge encor, les larmes de sa mère,
Et fécondait le monde en tordant ses cheveux.

Alfred de Musset.

Venez que je vous parle, ô jeune enchanteresse!
Dante vous eût fait ange et Virgile déesse.
Vous avez le front haut, le pied vif et scintillant,
Une bouche qu'entr'ouvre un bel air d'enjoûment,
Et vous pourriez porter, fière entre les plus fières,
La cuirasse d'azur des antiques guerrières.
Tout essaim de beautés, gynécée ou serail,
Madame, admirerait vos lèvres de corail,
Cellini sourirait à votre grâce pure,
Et dans un vase grec sculptant votre figure,
Il vous ferait sortir d'un beau calice d'or,
D'un lis qui devient femme en restant lis encor,
Ou, d'un de ces lotus qui lui doivent la vie,
Étranges fleurs de l'art que la nature envie!

Victor Hugo.

Que m'importe, juive adorée,
Un sein d'ébène. un front vermeil?
Tu n'es point blanche ni cuivrée:
Mais il semble qu'on t'a dorée
Avec un rayon de soleil.

Victor Hugo.

Les vierges sont des cœurs et des esprits,
Et la candeur sereine les désigne.
Leurs francs appas sont comme un gai pourpris
Jonché de rose et de blancheur insigne;
Le lys les nomme et la neige les signe.
Leurs bras polis sont froids comme un glaçon
Et le Désir niche dans le buisson
De leurs cheveux, où brillent des parcelles
D'or, ouvragé d'une riche façon.

Théodore de Banville.

Refleuris sous mon front, ô fleur de volupté,
Fleur du rêve païen, fleur vivante et charnelle,
Corps féminin qu'aux jours de l'Olympe enchanté
Un cygne enveloppa des blancheurs de son aile.
L'amour des Cieux a fait chaste ta nudité;
Sous tes contours sacrés la fange maternelle
Revête la dignité d'une chose éternelle
Et, pour vivre à jamais, s'enferme en la Beauté.

Armand Silvestre.

Quelle autre fête encor dans nos riches annales,
Quand, un jour du printemps, aux heures matinales
L'écume de la mer soudain frémit sur nous,
Et qu'on te vit sortir de notre heureux domaine,
Déesse de l'Amour! belle Anadyomène,
Vénus! beauté divine à force d'être humaine,
Dont tous, hommes et dieux, baisent les blancs genoux.

J. Autran.

Sur un seuil d'infini j'ai dressé ta statue,
O grande vision impossible à saisir!
Isis qui m'apparaîs saintement dévêtue,
Faite de tout l'amour et de tout le désir!

Sur ta chaste blancheur ta main retient les voiles
Que l'Amour, ce veilleur, arrache à ton sommeil;
Noirs, tes cheveux sont pleins de nuit et pleins d'étoiles;
Blonds, on y voit frémir la splendeur du soleil.

Tout l'azur clair des cieux nage dans ta prunelle,
Le murmure de tout sourd dans ton cœur sans fond;
Et la sève de tout fait la fleur éternelle
De ta beauté suprême où l'univers se fond.

Jean Aicard.

Telle apparut Vénus, au jour de sa naissance,
Levant dans l'air son corps par le flot caressé,
Écoutant, du premier cœur qu'elle avait blessé
Monter un chant d'angoisse et de reconnaissance.

Armand Silvestre.

„Ève, répondit-il, je l'ignorais moi-même,
Cette loi de l'amour humain; ce mot suprême,
Aimer, j'en ignorais hier la volupté.
Dans Éden, je n'ai pas remarqué ta beauté.
Ce que j'aimais hier en toi, c'était ton âme;
En toi ce que j'adore aujourd'hui, c'est la femme.
J'admire la blancheur de tes pieds sur le sol;
J'admire ton regard où mon regard se noie,
Et le voile onduleux de tes cheveaux de soie,
Et ta chair blanche et rose, et ton bras, et ta main,
Et ce beau sein qui doit porter le genre humain.
Je te suis. Conduis-moi. Dans l'ombre ou la lumière
Où tu seras, j'irai. Va, marche la première!
Regarde ton chemin; moi je regarderai
La trace de tes pas. Marche. Je te suivrai ."

Mme Auguste Penquer.

Weide.

Wenn unter den vielen Weidenarten, welche die Erde bevölkern, von den feuchten, weichen Wiesen, wo sie sich gigantisch erheben, bis zu den Füßen der höchsten Gletscher, wo sie so niedrig bleiben wie kleine Kriechsträucher, wenn unter allen diesen sich nicht auch die Trauerweide befände, so würde die Poesie diesem Baume nicht so viele Elegien gewidmet, nicht um sie so viele Thränen geweint haben. — Um so mehr würde die Ästhetik ihre blaß-, fast graugrünen, ja weißlichen Blätter bewundert haben, sowie die glänzenden Zweige, die gelb wie Bernstein oder rot wie Korallen sind.

Aber die Weide besitzt in ihrer Familie einen Baum, der, anstatt die Zweige zum Himmel zu erheben, sie zur Erde beugt und sie noch lieber den stillen Fluten der Seeen oder den rinnenden Gewässern der Flüsse überläßt; sie beugt ihre Zweige hinab, um die Wellen zu küssen oder wie um ein Bad darin zu nehmen.

Die Trauerweide ist dem Schmerze geweiht und teilt mit der Cypresse die Ehre des Grabes. Die Cypresse stellt den stummen, strengen Schmerz dar, den Schmerz, der nicht weint, aber ein ewiges Andenken bewahrt: den Schmerz des starken Mannes. Die Weide dagegen ist das leibhaftige Bild des weinenden Schmerzes, der sich zerrauften Haars zur Erde beugt, wo hinfort die Gebeine dessen ruhn,

der einst unser war. Sie ist das Bild des weiblichen Schmerzes. Auch wenn das Grab fehlt und das weiche, blasse Haar der Weide die Fluten eines Stroms oder Sees streift; wenn der Wind es einen Augenblick erhebt aus jener Liebkosung des Schmerzes: dann weint die Weide in einem andern Schmerze voll Zärtlichkeit und Klage. Dann beweint sie nicht den Tod eines Menschen, sondern den Schmerz der Erde, die in jeder Scholle des Feldes, in jeder Woge des Stromes oder Meeres, in jedem Stein des Felsens ein Wesen begräbt, welches das Leben genoß.

C'est là qu'en nombreuses allées
L'on voit mille saules épais,
De remparts superbes et frais
Ceindre ces plaines émaillées:
Oui, je les vois de tous côtés,
En laissant l'éclat argenté
  De leurs feuillages sombres,
Comme vouloir à ces ruisseaux,
  Qui dorment sous leurs ombres,
Faire d'officieux rideaux.

Racine.

Et là, des saules pensifs qui pleurent sur la rive,
Et, comme une baigneuse indolente et naïve,
Laissent tremper dans l'eau le bout de leurs cheveux.

Victor Hugo.

Et ces saules vieillis, de leur mourante écorce
Pousser encor des jets pleins de sève et de force.

Colardeau.

Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez un saule au cimetière,
J'aime son feuillage éploré;
La paleur m'en est douce et chère,
Et son ombre sera légère
A la terre où je dormirai.

Alfred de Musset.

La rivière aux flots bleus rêve les soirs d'été.
Elle dessine au loin sa courbe gracieuse
Pour se perdre dans l'ombre, et le saule et l'yeuse
Reflètent leurs rameaux dans sa limpidité.

Gabriel Marc.

.... là, des saules
Trapus, noueux courbant leurs solides épaules
Comme de vieux lurons que l'âge fait trembler.

Gabriel Vicaire.

Weinstock — Weinberg.

Wenn uns der Weinstock nicht den Wein gäbe, jenen süßen Saft, der dem ungefiederten Zweifüßler so viele Freudenstunden gab und giebt, — der selbst auf den Altären, als Symbol eins der höchsten Mysterien des Katholizismus, dargebracht wird; wenn der Weinstock eine unbeachtete Kletterpflanze der Wälder geblieben wäre: dann dürfte die Ästhetik sich mit dieser Pflanze nicht beschäftigen, und sie würde in der Obskurität mit dem unbeachteten Troß der tausend andern Pflanzen sterben.

Aber die Hand des Menschen versetzte den Weinstock vom Walde auf das Feld und in den Garten,

und das vernachlässigte Gewächs vergrößerte seine Blätter, machte seine Blüten duftreicher, und in dichten reichen Trauben bereitete es einen Saft, mit dem ein großer Teil der menschlichen Geschichte geschrieben ward, sowohl auf den guten wie auf den schlimmen Seiten. Wieviel Lieder der Poesie und wieviel Verbrechen wurden vom Weine eingegeben, wieviel Stunden freudiger Trunkenheit, häuslicher Zwietracht, wie viel Streit der Menschen und Kriege der Völker hat der verhängnisvolle Saft dieser Pflanze hervorgebracht!

Deshalb sucht auch unser Auge in dem Weinstock den seltsamen, mächtigen Ursprung von so viel Wohl und Wehe; es versenkt sich ihm gegenüber in lange Betrachtungen und findet dabei viele und merkwürdige Schönheiten.

Aber diese entspringen nicht nur aus unsrer Phantasie, sondern sie ergeben sich auch durch seine Anatomie und aus seiner ganzen Erscheinung.

Keine Pflanze gebärdet sich launenhafter, wenn sie sich selbst überlassen ist; keine andere gehorcht folgsamer unserm Willen, wenn sie mit der Scheere beschnitten und mit Gerten gebunden wird.

Ganz der Geschmeidigkeit ihrer Bewegung und all ihren nervösen Launen überlassen, kriecht sie zwischen Felsgestein oder über den Boden dahin, klettert die höchsten Bäume hinauf und bedeckt mit ihrem Laub Gesträuche, Dornbüsche und Steine. Für sie ist keine Höhe zu hoch, kein Abgrund zu tief, kein Felsen zu schroff. Überall lehnt sie sich

an, schmiegt sich jeder Biegung, dringt in jede Spalte, springt und fliegt, gerade auf wie eine Rakete oder im Bogen; sie windet sich, kriecht, wirft ihre kräftigen Ranken über Dornen, Äste, Stämme, — wenn sie nur einen Stützpunkt findet.

Wird sie dagegen zur Knechtschaft und zu guten Manieren erzogen, so läßt sie sich bis zu den bescheidenen Proportionen der winzigen Schminkbohne verkleinern, sodaß sie nur einige Spannen hoch über die Erde aufragt. Oder sie läßt sich biegen und dehnen, in Reihen, in Guirlanden, in Kränzen, in Spaliers, blind ergeben unsern eigensinnigsten, anspruchsvollsten Launen. Mit dem Weinstock könnt ihr weben, flechten oder schreiben wie mit einer Feder. Nähert ihr ihn euern Häusern, so wird er sich dort mit Zärtlichkeit anlehnen und mit seinem Laub die Mauern eurer Wohnung schmücken, oder einen Schirm frischer Kühlung über euern Kopf ausbreiten oder die Fenster einrahmen, ja selbst bis in die Zimmer hinein das Gold und den Purpur seiner Trauben bringen.

Keine Pflanze ist dem Menschen vertrauter als der Weinstock, denn seit Jahrhunderten lebt er mit uns und bei uns, seine Ranken mit den Fäden unsers Lebens verwebend. Er klettert bis auf das Dach, um wieder herabzuklimmen, an unserm Tische zu sitzen, in unsern Kellern zu schlummern. Dem Kinde und dem Weibe giebt er die Süße seiner Beeren, dem Manne den Nektar seines Weins, allen aber den freundlichen Schatten seines Laubes und

den Resedaduft seiner Blüten. Sogar die Ranken sind saftig für das Kind; die Blätter dienen zum Teller, zur Schüssel, zum Pfropfen. Die Samen seiner Früchte geben ein Öl für die Lampe und einen Dünger für die Erde, seine Salze eine heilsame Medizin.

Wenn die duftigen Blüten sich in Tropfen von Ambra oder Rubin verwandelt haben, dann ziert der Weinstock die Pappeln, die Ulmen, die Häuser mit prachtvollen Kränzen, gleichsam als ob sich die Gefilde und die Häuser mit festlich geschmückten Bacchanten bevölkerten, und in jeder Traube lacht eine Wonne, grüßt ein Lächeln der Gaumenfreude für heute und der Seelentrunkenheit für morgen.

Selbst wenn der Weinstock bereits seiner festlichen Trophäen beraubt ist, stirbt er nicht wie so viele andere Kletterpflanzen, sondern er bewahrt in seinem rauhen Stamm neue Schönheiten und neue Freuden für die Zukunft auf. Er läßt sein Laub nicht dem bleichen Verderben zum Opfer fallen, sondern er rötet und vergoldet es und giebt uns so ein letztes Farbenschauspiel wie der schöne Sonnenuntergang eines heitern Tages.

Darum sei ewiger Ruhm dem Weinstock, der menschlichsten Pflanze unserer Mittelmeerwelt!

Im neuen Schmuck sich Rebenstöcke drängen,
In buntem Kleid, mit jungem Angesicht;
Der eine schwillt, um fast die Haut zu sprengen,
Der grünt, daß ihm die Ranke nicht gebricht;

Der, daß Apollos Strahlen nicht versengen,
Aus frischem Weinlaub hübsche Schirme flicht.
Und jener wagt noch nicht das Haupt zu heben,
Und träufelt Wasser, um einst Wein zu geben.

Poliziano.

Der Eingang dieses Ortes war geschmückt
Mit Epheu und mit wilden Weines Ranken.

Ariosto.

Daß sie der Sonne sich entgegenneige,
Rankt üppig sich die schlanke Reb' empor,
Hier blüht die Traube noch in herber Fülle,
Dort prangt sie purpurn mit des Nektars Fülle.

Tasso (G.).

Ein düstrer Wald ragt auf in reichem Laube,
Von alten Ulmen dicht und schattenvoll:
Auf zu den Wipfeln sich die Reben drängen,
Von denen schwer die vollen Trauben hängen.

Sestini.

...und der wilde Weinstock
Versendet weit
Die Balsamdüfte, die ihm raubt
Der leichte Wind, der über Wogen haucht.

Aleardi.

Ich sei dein Trost, und mich umklammre fest,
So wie der Wein den treuen Baum umschlingt.

Felice Romani.

Dich, armen Weinstock, lieb ich, der du zart,
Wenn Schnee die nächsten Büsche rings verwundet,
Im Mitgefühle mit dem Leid der andern
Die Haare lösest.
Du weinst, verlassen und gebeugten Hauptes
Auf windumtostem Felsen . . .

Zanella.

Ich lieb' dich, Weinstock, der du zwischen Steinen
Im Laube lächelst und mir sorgsam reifst
Des Lebens klug' Vergessen.

Carducci.

Fetter grüne du Laub
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach,
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Goethe.

La vigne, y jetant ses guirlandes trempées,
Laisse pendre et flotter ses feuilles découpées,
Où tremblent les reflets des eaux.

Lamartine.

Quand la fleur de la vigne a parfumé la plaine
Disaient-ils, que la grappe est colorée et pleine,
On ne la laisse pas aux pampres serpentants,
Attendre une autre fleur et de seconds printemps.
L'enfant lève le bras, la respire et la cueille,
Sans quoi l'automne pâle en vient jaunir la feuille
Et les vents de l'hiver soufflent et font tomber
Les grains que les oiseaux viennent lui derober.

Lamartine

Autour du toit qui nous vit naître,
Un pampre étalait ses rameaux,
Ses grains dorés vers la fenêtre
Attiraient les petits oiseaux.
Ma mère, étendant sa main blanche,
Rapprochait les grappes de miel,
Et ses enfants suçaient la branche,
Qu'ils rendaient aux oiseaux du ciel.

Lamartine.

Et la vigne y couvrant de blanches colonnades,
Court en festons joyeux d'arcades en arcades.

Lamartine.

.... la vigne fleurie,
Dont le pampre flexible au myrte se marie
Et tresse sur la tête une voûte de fleurs.

Lamartine.

Deça je vois les pampres verts
Enrichir cent tertres divers
De leurs grappes fécondes.

Racine.

La vigne au chèvrefeuille enlacée en berceau
Ombrageait les détours d'un paisible ruisseau.

Mme de Girardin.

Weißdorn.

Der Weißdorn würde mit seiner bescheidenen ästhetischen Geschichte genügen, um zu beweisen, daß für uns das Schöne das Endergebnis vieler und mannigfacher Elemente ist, die zusammentreffen, um es sowohl zu erweisen wie zu negieren.

Diese Blüte ist in ihrer schüchternen Weiße so bescheiden, sie wächst auf einem so gewöhnlichen knorrigen, dornigen Baume, daß sie niemals die Aufmerksamkeit des Naturfreundes gefesselt, niemals einen Preis im ästhetischen Wettkampf erhalten haben würde, wenn sie im vollen Frühling oder Sommer hätte blühen wollen, wo die Sonne aller Orten, über das Gras der Wiese und über die Zweige der Bäume mit vollen Händen Blüten zu Hunderten und Tausenden ausstreut. Der Weißdorn würde unterliegen in all diesem Überfluß schöner Dinge.

Aber nein: wenn die Veilchen noch kaum wagen, die duftige Blüte zu erschließen, dann entknospen in den rauhen, noch nicht mit Grün geschmückten Hecken, zwischen traurigem Dorngebüsch die weißen und leicht duftenden Blüten des Weißdorns, und wir begrüßen diesen ersten Baum des Frühlings mit einer Wonne, die all die Jungfräulichkeit des Honigmonds begleitet.

Nach der langen, traurigen Entbehrung des Grüns, wozu uns der Winter verdammte, brechen wir, auf die Gefahr hin, uns die Haut zu ritzen, einen blühenden Zweig, an dem wir, voll Begierde und Ungeduld, nach Düften suchen, und wir nehmen ihn mit nach Hause mit derselben heiligen Empfindung, mit der man zum erstenmale schüchtern die Hand einer Frau geküßt. Eine solche Blüte kann nicht anders als schön sein.

Und sie ist es auch und verdient den Sang des Dichters, das Lied der Begeisterung. Wenn der be-

scheidene Baum, der sich so sehr beeilte, dem Lenz den ersten Gruß zu bringen, verblüht, so giebt er den Zäunen noch das zarte, muntere Grün seiner Blätter und später einen wahren Regen von Korallen, die das Auge erfreuen und den Kindern als anspruchslose Näscherei dienen, selbst dann noch, wenn bereits alle Blumen in Wald, Feld und Wiese gestorben sind, selbst wenn sich die ersten Schneeflocken auf die Hecken niederlassen, als wollten sie den Flocken des Weißdorns nachahmen, die vorlängst bereits gefallen waren.

Den duftigen Schnee des März hat der eisige Schnee des Winters vertrieben, und dieser grüßt im Dezember die letzten, noch immer munter schimmernden Korallen, die der Weißdorn noch in der Hecke vergessen hat: Das ist der Kreis des Lebens, welches niemals stirbt, der Natur, die unsern nach Schönheiten begierigen Augen immerdauernde Guirlanden und unsterbliche Kränze windet.

O, wie so schön gezieret
Ist doch mein süßes Kindchen!
Es gleicht der Weißdornblüte
Zur holden Frühlingszeit.

Poliziano.

Er schlummert vor dem Abend, und allein
Die Weißdornblüten duften
Rings um den Friedhof, und dort hemmt den Flug
Ein Stieglitz singend.

Carducci.

Je sais sur la colline
Une blanche maison;
Un rocher la domine,
Un buisson d'aubépine
Est tout son horizon.
Lamartine.

Il avait pour asile, il avait pour appui
Une blanche aubépine, une fleur comme lui
Dans le grand ravage oubliée.
Victor Hugo.

Et moi je te disais: Pauvre âme, qui s'incline,
Redresse-toi! — L'amour peut te fleurir encor,
Les baisers du printemps ont blanchi l'aubépine
Dont les froids de l'hiver avaient causé la mort.
Guy de Binos.

L'aubépine de mai me parfumait le cœur,
Et, comme la saison, mon âme était en fleur.
Th. Gauthier.

Blanche-épine au passant rit dans ses fleurs nouvelles.
Sainte-Beuve.

La haie est en fleur; j'y cueille une branche,
Quel en est le parfum? Quelle en est la couleur?
Le parfum est amer et l'aubépine est blanche....
Pourquoi donc, sur ce brin chaque petite fleur
A-t-elle un peu de rose au fond de sa pâleur?
Ce rose lui vient-il d'une main enfantine,
Qui s'est piquée à l'aubépine,
En essayant pauvre petite main,
De cueillir la fleur du chemin?
Jean Aicard.

Le vent derrière toi, pendant que tu t'assieds,
Balance les lilas et l'aubépine rose.
Antony Valabrègue.

Ah! my heart is weary waiting,
Waiting for the May —
Waiting for the pleasant rambles,
Where the fragrant hawthorn brambles, —
With the woodbine alternating,
Scent the dewy way.
Clarence Mangan.

....her bosom white as the hawthorn buds.
Longfellow.

Wüste.

Vielleicht keine Naturscene beweist deutlicher als die Wüste, daß unser Begriff des Schönen völlig subjektiv ist, und daß ein und dasselbe Objekt schön oder abschreckend gefunden werden kann, je nach der psychischen Verfassung, in der wir uns befinden.

Wenn ihr in der besten Laune aufgewacht seid, wenn ihr gut gefrühstückt habt, mit munteren Gefährten ein vorzügliches Kamel bestiegen und so für einige Stunden einen Ausflug in die Wüste macht, dann könnt ihr zweifelsohne ihre Schönheit unter den denkbar günstigsten Bedingungen genießen.

Von der Höhe dieses Kamelsattels, der seine Farbe mit der der Wüste vermischt, könnt ihr ein unbestimmtes Gefühl haben, welches heilige Scheu und Bewunderung zugleich ist. Euer Blick versenkt sich in diesem gelben Sandozean, der keine Pflanze,

keinen Grashalm zeigt und sich am äußersten Horizonte mit einem Himmel ohne Wolken vereinigt, der wie glühendes Kupfer erscheint, während er über eurem Kopfe graublau ist. Der Eindruck wird großartig, wenn ihr weitergeht und rück- und vorwärts, rechts und links blickend, nichts anderes seht als Staub und Himmel, Himmel und Staub. Wenn der Boden hie und da mit Knochen von Menschen und Tieren bestreut ist, und er da und dort von Salzbildungen schimmert, so bietet das den Augen nur eine Abwechselung, die euern Schrecken vermehrt, und an der Empfindung des unendlichen Raumes nichts ändert, der euch verschlingt, als ob ihr euch inmitten eines ungeheuern Feuers befändet. Kein Wasser, kein lebendes Wesen, kein Vogelgesang, kein Blätterrauschen, kein Käfersummen. Nur Raum, Leere, die Weite ohne Grenzen, ohne Töne, ohne Farben. All das ist erhaben, schön und schrecklich.

Und schön ist und bleibt es euern Augen, weil ihr die holde Gewißheit habt, daß das Wetter ausgezeichnet ist, daß die Führer sehr geschickt und tüchtig sind, und daß ihr am Abend oder am nächsten Tage wieder zu den Menschen und den Pflanzen zurückgekehrt sein werdet.

Wenn ihr dagegen die Wüste auf der Suche nach dem Unbekannten durchmeßt, neue Wege, neue Oasen sucht; wenn ihr euch in diesem Sandozeane verirrt; wenn ihr angstvoll und mit brennenden Lippen um Hülfe ruft; wenn das Wasser der Karawane nur noch für zwei oder drei Tage reicht; wenn

ihr beim Anblick der zerstreuten Knochen daran denkt, daß ihr selbst vielleicht die euren hier lassen werdet: ja, dann ist die Wüste nicht mehr schön für euch, und sie verwandelt sich in einen Kirchhof ohne Grenzen und ohne Mitleid, auf dem die Kühnen, die ihn zu betreten wagten, sterben müssen. Dann ist die Wüste entsetzlich, aber nicht schön mehr.

In der Kunst kann deshalb die Wüste nicht dargestellt werden, wenn sie nicht mit Karawanen und den „Schiffen der Wüste" bevölkert wird, wenn nicht der Mensch oder der Löwe mit dargestellt wird. Die unendliche Leere, die Leere ohne lebende Wesen und ohne Bewegung kann nicht aus dem Spiegel der Kunst widerstrahlen. Die Wüste ist ein reicher Quell der Ästhetik für den Dichter, aber unfruchtbar wie ihr Sand für den Maler. Dieser Gegensatz würde genügen, um die verschiedenen Grenzen anzudeuten, in denen sich Pinsel und Feder nach ihrem künstlerischen Vermögen bewegen und uns darzuthun, daß die zweite ein weiteres Gebiet und mannigfachere Stellungen beherrscht. Der Pinsel spricht eine universalere Sprache, weil alle Menschen Augen haben; die Feder spricht nur zu wenigen, weil wenige nur die stenographischen Zeichen des Gedankens in lebendige Bilder umzusetzen vermögen.

So vom verfolgten Flusse
Sieht nach und nach der Araber versiegen
Im stummen Wüstensand die Flut.
Er fühlt im Blut
Ein wütend Brennen und gewahrt mit Grauen,
Entsetzlich zu schauen!

Hoch' in der Höh' furchtbare Sonnenglut —
Weit dehnt sich aus ein Flammenbrand,
Der Himmel droben, vor ihm weites Wüstenland.

Er sinket und verhüllt das Haupt
Im Mantel, um nicht länger mehr zu sehen
Die Schau des Todes, die ihn rings umloht.
Im Winde staubt
Der tiefe Sand mit fürchterlichem Wehen,
Der ihn lebendig zu begraben droht.
Da muß an Kind und Gattin er gedenken,
Die suchend aus dem Heimatsdorfe gehn
Und wachsam spähn,
Ob seine Schritte bald zur Heimkehr lenken,
Und jeder Ton läßt hoffen ihre Seele
Die wohlbekannten Schritte der Kamele.

Carducci.

So wandern oft die Araber in Zügen
Hin durch die Wüste, und nach Tag und Nächten
Gewahren sie, entsetzlich! voller Schrecken,
Daß sie den Weg verfehlt. Nach jeder Richtung
Zum sand'gen Horizonte gehn sie suchend,
Doch nirgends, ach, zeigt sich die Spitze nur
Des Palmenwipfels; keine Quelle rauscht,
Den Durst zu stillen. Schon ist aufgebraucht
Das dürftige Wander-Zehrgeld frischen Wassers,
Und senkrecht brennt auf die verzagten Scheitel
Die unbarmherz'ge Sonne. Nun versammeln
Sich all die Sterbenden: sie fühlen nahn
Die schwarze Schicksalsstunde. Rund im Kreis,
Gehüllt in weiße Mäntel, singen sie
Den rauhen Sang des Todes und verscheiden.

Aleardi.

And through the night were heard the mysterious sounds
of the desert,
Far off, indistinct, as of wave or wind in the forest,
Mixed the whoop of the crane and the roar of the
grim alligator.

Longfellow.

Du sable, puis du sable!
Le désert! noir chaos
Toujours inépuisable
En monstres, en fléaux!
Ici rien ne s'arrête.
Ces monts à jaune crête,
Quand souffle la tempête
Roulent comme des flots!

Parfois de bruits profanes
Troublant ce lieu sacré,
Passent les caravanes
D'Ophyr ou de Membré.
L'œil de loin suit leur foule,
Qui sur l'ardente houle
Ondule et se déroule
Comme un serpent marbré.

Ces solitudes mornes
Ces déserts sont à Dieu;
Lui seul en sait les bornes,
En marque le milieu.
Toujours plane une brume
Sur cette mer qui fume,
Et jette pour écume
Une cendre de feu.

Victor Hugo.

Un cri part, et soudain voilà que dans la plaine
Et l'homme et le cheval, emportés hors d'haleine,
Sur les sables mouvants,

Seuls, emplissant de bruit un tourbillon de poudre
Pareil au noir nuage où serpente la foudre,
Volent avec les vents!

. . . .
. . . .

Ils vont. L'espace est grand. Dans le désert immense,
Dans l'horizon sans fin qui toujours recommence,
Ils se plongent tous deux.

Leur course comme un vol les emporte, et grands chênes,
Villes et tours, monts noirs liés en longues chaînes,
Tout chancelle autour d'eux.

Et si l'infortuné, dont la tête se brise
Se débat, le cheval qui devance la brise,
D'un bond plus effrayé,

S'enfonce au désert vaste, aride, infranchissable,
Qui devant eux s'étend, avec ses plis de sable,
Comme un manteau rayé.

Victor Hugo.

A handful of red sand, from the hot clime
Of Arab desert brought,
Within this glass becomes the spy of Time,
The minister of Thought.

How many weary centuries has it been
About these deserts blown!
How many strange vicissitudes has seen,
How many histories known!

. . . .

Before my dreamy eye
Streches the desert with its shifting sand,
Its unimpeded sky.

And borne aloft by the sustaining blast,
This little golden thread
Dilates into a column high and vast,
A form of fear and dread.

And onward, and across the setting sun,
Across the boundless plain,
The column and its broader shadow run,
Till Thought pursues in vain.

The vision vanishes! These walls again
Shut out the lurid sun,
Shut out the hot, immensurable plain;
The half-hour's sand is run!

Longfellow.

Ziege.

Unter den Haustieren, die seit Jahrhunderten ihr Leben mit dem der Menschen verknüpft haben, ist die Ziege eins der schönsten.

Sie hat sich von uns zur Gefangenen machen lassen; sie ist von dem Alpengipfel und den von Thymian duftenden Felsen herabgestiegen und hat sich in den dumpfen Stall einsperren lassen; sie hat geduldet, daß man ihr ein Glöckchen um den Hals gehängt, ja, daß man sie endlich vor kleine Wagen und Kutschen spannte, um die Kinder zu belustigen. Dennoch ist sie, durch alle die Demütigungen langer Knechtschaft hindurch, immer wie im wilden Zustande geblieben. Sie hat nicht ihr Gewand gewechselt; die Form ihrer Hörner hat sich nicht geändert, und der scharfe Geruch der Satyrn und

Faunen ist geblieben, die einst vor uralten Zeiten mit ihr gespielt und geliebelt. Selbst wenn sie beim Klange des heisern Glöckchens durch die Straßen unsrer Städte zieht, und von Thür zu Thür ihre Milch abliefert, trägt sie mit sich den Hauch des Berges, auf dem sie geboren, und des Waldmantels der fernen Alpen. Auch wenn sie in ihrer natürlichen Güte sich bei den Spielen der Kinder tummelt, so geht sie auf jeden Scherz ein, aber die Beleidigung weist sie zurück, und wenn sie sehr aufgebracht ist, dann senkt sie den Kopf, und mit einem Stoß ihrer Hörner wirft sie, die Beine in der Luft, den Frechen, der sie reizte, ins Gras.

Die Ziege in der Ebene ist wie ein Fisch außerhalb des Wassers, ein Bild in einem unpassenden Rahmen. Sie selbst wird sich dessen bewußt und leidet darunter, und indem sie ihr poetisches Köpfchen senkt, geht sie betrübt einher, wie das Schaf, ihre prosaischere Schwester, vielleicht der Alpen oder des Apennins gedenkend. Nur auf den abschüssigsten Felsen, auf den unersteigbarsten Graten, am Rande der Abgründe: dort ist das wahre Heim der Ziege. Die saftigsten Kräuter widerstehen ihr, wenn sie dieselben auf ebener Erde weiden soll; aber mit wahrer Wonne verzehrt sie die kleinen Zweige der Sträucher, die an Abgründen wachsenden Schlinggewächse, Dorngebüsche und Liguster. Sie gelangt in Regionen, wohin die Hand des Menschen und das weidende Schaf oder die Kuh niemals gelangen. Ihre starken Beine, mit Nerven wie von Stahl, ge-

statten ihr, die kühnsten Bravouren der Akrobatik auszuführen. Einmal stellt sie sie eng zusammen, um auf einer schmalen Felsspitze Fuß zu fassen, wie eine Statue auf einem Piedestal; dann wieder stemmt sie die Vorderpfoten gegen die Bäume, die sie abweiden will, gleichsam als wolle sie wie ein Eichhörnchen hinaufklettern; oder sie führt mit ihren Beinen die kühnsten Sprünge aus und kommt stets dort an, wo ihr leuchtendes Auge das Ziel ausgefunden hat.

Der Kopf der Ziege ist ein wahres humoristisch-satirisches Gedicht, voll Lascivität und Ironie. Ihre lebhaften, träumerischen Augen scheinen für kurze Augenblicke uns zu necken oder in hypnotische Ekstasen zu fallen; die mutwilligen Hörner und der mephistophelische Kinnbart geben ihr ein hexenähnliches, fast satanisches Ansehen. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht bösartig, sondern neckisch mutwillig; er ist bitter und aromatisch wie die Gräser des Gebirges. Wenn die Ziege nicht mager wäre, weil die dünne Luft, welche sie atmet, keine Korpulenz gestattet, so würde sie fast einem Weibe gleichen, aber nicht einem jener Weiber, die unsre Opfer sind, sondern denen wir zum Opfer fallen durch den aphroditischen Duft, den ihre Haut ausströmt.

Ohne das Gebirge ist die Ziege nicht viel mehr als das Schaf, besonders wenn sie noch den Schmuck der Hörner verliert. Doch auch dem Gebirge fehlt ohne die Ziege einer seiner malerischten Reize. Die Natur versteht besser als wir, ihren Bildern den

entsprechenden Rahmen zu geben. Sie hat die Ziege auf den Berg versetzt, den Löwen in die Wüste, das Pferd in die Steppe .... und den Menschen überall!

Gewandt und munter springen Böck' und Ziegen
Die dies Gefild in großer Zahl beleben.
Ariosto.

Welch eine Lust, zu sehn am Abgrund hangen
Die Ziegen, weidend dies und jenes Kraut, —
Den Hirten, der, vom Schatten traut empfangen,
Singt oder wecket den Schalmeienlaut.
Poliziano.

....Près de lui broutant les herbes fines,
Ses chèvres, aux longs poils, aux figures mutines
Cherchaient le sel des mers, leur plus friand régal,
Allaient, venaient, grimpaient sur le roc inégal,
Une d'elles parfois égarant son caprice
Jusqu'au dernier rebord du béant precipice.
J. Autran.

Que le chevrau gourmand, furtif et plein de grâces,
De quelque arbre incliné mordant les feuilles basses,
Fasse accourir le chevrier!
Victor Hugo.

Plus loin c'est une chèvre folle
Qui grappille à tous les buissons.
Gabriel Vicaire.

Et des chèvres, debout contre une claire voie,
Montrent leurs fronts cornus et leurs barbes de soie.
Charles Reynaud.

Ende.

